mKa 44/1.2

Abbe de T.

Un Chat-

Mars

II 15 d 33

Mka 44
1.2

Bibliothek
der Philosophisch.
Hochschule
Passau

Baiersche Sprichwörter

mit

Erklärung ihrer Gegenstände

zum

Unterricht und Vergnügen.

KÖNIGL. STUDIEN-BIBLIOTHEK PASSAU

Erstes Bändchen.

München, 1812.

bei Ignatz Joseph Lentner,

Buchhändler zum schönen Thurm.

Bibliothek der Philos.-theol. Hochschule

ass

Inest Paroemiis natiua quaedam et genuina vis veritatis. Alioquin qui fieri potuit, ut eandem plerumque ſententiam in centum dimanasse populos, in centum videamus transfusam linguas, quae ne tot quidem ſaeculis, quibus nec pyramides obstiterunt, vel interierit, vel consenuerit, ut merito dictum illud videatur, Veritate nihil esse robustius.

Erasmus in Prov.

Vorrede.

Jede Nation hat ihre Sprichwörter, die ihrem innern Gehalte nach sehr ähnlich sind, aber das unterscheidende Gepräge von den Eigenheiten der Sprache, Sitten, Gewohnheiten, des Geistes und Charakters eines Volkes erhalten. Es mag wohl jedes Sprichwort viele Erfahrungen gekostet haben, bis es anerkannt und im Umlauf gesetzt wurde. Denn der Mensch handelt

vorerst nur nach sinnlichen Trieben, die ihn gar oft irre führen. Der widrige Erfolg macht ihn aufmerksam und nachdenkend. Er zieht aus seinen Erfahrungen Regeln für künftige Fälle ab, die er oft durch sehr neuve Bilder ausdrückt. Solche Regeln verbreiten sich schnell, werden nachgesprochen, werden Sprichwörter. Es gehen zwar aus der Erfahrung keine allgemeingiltigen Maximen hervor, welche nur ein Produkt der Vernunft seyn können. Aber die Erfahrung von vielen hundert Jahren gewähret doch eine Versicherung über das, was in den meisten Fällen geschieht. Die Sprichwörter enthalten sohin einen wichtigen Schatz von Menschenkenntniß, von Sitten- und Rechts-Regeln, von gesellschaftlichen Verhältnissen, welche durch ihren bildlichen Ausdruck, manchmal auch durch den Reim, auf den sie gestellt sind,

im Gedächtniß wie eingeleimt halten, wie ein Instinkt wirken und die Denk- und Handlungsweise des Volkes leiten. Die klare Wahrheit, die in ihnen liegt, und die neuve Mine, mit der sie sich darstellt, macht sie unsterblich: sie überleben alle Wissenschaften. Ihr Ausspruch ist nicht verdächtig, weil man sie schon als gute, alte Bekannte kennt. Sie belehren und bestrafen und beleidigen dabey doch nicht, weil dem Zuhörer die Anwendung davon frey gelassen wird und ihr Witz zugleich gefällt, der ohne Anstrengung entdeckt wird und gar oft lächerliche Verhältnisse befaßt. Deßwegen bedienten sich die Weisen des Alterthums der Sprichwörter sehr häufig. Salomon, Sirach, die ältesten Gnomologen bey den Griechen würzten ihre Weisheits-Lehren mit Sprichwörtern. Vorzüglich brauchbar sind sie beym Unterrichte des

Volkes. Selbst der größte Menschenlehrer Christus wendete sie hie und da zu diesem Zweck an; z. B. Matth. 7; 6. 10; 25. 19; 24. 23; 24. Tiefsinnige Untersuchungen oder auch nur die Fassung derselben kann man dem Volke nie zumuthen; es würde dadurch nur verwirrt, unschlüßig und zu lange nicht zum Handeln kommen. Das Volk kann sich nicht über die gemeine Ansicht der Dinge, und bis zur eigentlichen Vernunft erheben; der sogenannte gesunde Menschenverstand ist sein Antheil, und dieser gesunde Menschenverstand liegt in den Sprichwörtern zum täglichen Gebrauch im Handel und Wandel, bei Leid und Freud. Doch läuft auch nicht selten falsche Waare mit unter, oder es ist die Anwendung von manchen Sprichwörtern dem Misbrauch zu sehr ausgesetzt. Deßwegen wäre eine Erklärung und nähere Bestimmung derselben

nicht überflüßig; doch, da die Zahl der Sprichwörter sehr groß ist; so würde ein Kommentar über jedes derselben zu weitläufig seyn. Richtige Begriffe von den Gegenständen, über welche Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten vorhanden sind, geben den kürzesten Aufschluß über ihren Werth und Anwendung. Es wird dadurch die rohe Wahrheit, wie sie in den Sprichwörtern liegt, mehr ausgebildet, von den Schlacken der Erfahrung, woraus sie entstanden ist, gereiniget und brauchbarer gemacht. Dieses habe ich bei dieser Arbeit bezweckt. Der Leser findet hier die in Baiern üblichen Sprichwörter und schriftlichen Redensarten, so viele mir beyfielen, nebst einer kurzen Erklärung ihrer Gegenstände. Diese Erklärungen suchte ich durch einzelne Züge aus der Menschengeschichte anschaulich und unterhaltend zu

machen. Die alte Geschichte ist in dieser Hinsicht viel reichhaltiger als die neue, die sich fast einzig mit Kriege und politischen Streichen befaßt, als wären die Menschen ganz in Tieger und Füchse ausgeartet, oder sollten der Nachwelt nur in ihrem rasenden Zustand bekannt werden. Wird meine Arbeit dem Leser eine lehrreiche Unterhaltung gewähren; so ist meine Absicht erreicht.

Absicht.

Die gute Meinung deckt alle Fehler. Man darf des Guten wegen nichts Böses thun. Das gut Meinen — bringt oft Weinen. Man mästet das Schwein nicht seinetwegen. Man grüßt oft den Zaun des Gartens wegen. Man küsset oft das Kind der Mutter wegen. — Es kommt darauf an, wie er's meint. Er weis schon, warum er's thut. Nichts ohne Ursach'.

Die äußern Handlungen des Menschen sind ein unsicherer Zeuge von seiner Rechtschaffenheit oder Bösartigkeit. Sie zeugen von sich selbst nur über ihre Recht- oder Unrechtlichkeit. Die Absicht, der sehnende Blick der Seele nach einem bestimmten Ziele, und

die Triebfeder, die den Menschen zum Handeln in Bewegung setzte, bleiben verborgen, und für kein sterbliches Auge schaubar. Und doch hangt vorzüglich von diesem unsichtbaren Geist der Werth oder Unwerth der Handlungen ab. Wenn eine Handlung, wie sie erscheint, untadelhaft ist, so vermuthen gute Menschen, daß auch die Absicht, aus der sie entsprungen ist, eben so beschaffen sey: weil sie wegen eigener Lauterkeit auf eine gleiche Handlungs-Weise bey andern schlüßen. Die Bösen aber vermuthen aus dem nämlichen Grunde bey aller Rechtlichkeit einer Handlung, die ein Anderer thut, unlautere Absichten; oder suchen wenigstens den Werth einer edlen That, die dem Vollbringer derselben Ehre machet, durch die Angabe einer unedlen Absicht, die er dabey gehabt haben könnte, zweifelhaft zu machen. Da heißt es: er weis es schon, warum er's gethan hat, nichts ohne Ursache ꝛc. Durch diese lieblosen Aeusserungen bekennen die bösen Menschen, daß sie wohl wissen, was zum Gutseyn erfodert werde: denn sie fassen das kleinste Fäserchen von Unlauterkeit in den Absichten beym fremden Handeln sorgfältig auf, um die Reinheit fremder Tugend damit zu beflecken. — Unterdessen ist es wohl wahr, daß es eine Menge schielender

Seelen giebt, die anders handeln und anders gesinnt sind. Daher sind die Sprichwörter entstanden: Man küßt oft das Kind der Mutter wegen. Denn wer der Mutter gefallen will, muß ihre Kinder loben; indem sie sich alle Schmeicheleyen, die den Kleinen gemacht werden, als den Urbildern derselben zueignen. Es geschieht aber auch nicht selten, daß man die Mutter der Tochter wegen küßt. Die Eitelkeit verblendet die Mütter gewöhnlich so so sehr, daß sie den Eckel nicht bemerken, der den Liebhaber ihrer Töchter bey dieser Arbeit erschüttert. In beyden Fällen giebt sich der Falsche die Mine, als gehe seine Absicht nicht über den Gegenstand hinaus, mit dem er sich unmittelbar beschäftiget. Er giebt sich das Ansehen, als mäste er das Schwein des Schweines wegen, und die Gutmüthigen glauben und trauen auf diesen Schein. Glaubten doch auch die griechischen Abgesandten, der reiche Römer Lucull halte ihretwegen täglich prächtige Mahlzeiten. Sie verbaten sich die Einladung für die Zukunft, weil ihnen der Aufwand zu groß schien, der, wie sie glaubten, ihretwegen gemacht werde. Lucull versicherte sie aber, daß zwar ihretwegen etwas geschehe, doch das meiste geschehe wegen Lucull selbst. Dieser Römer war doch aufrichtig.

Man darf zufrieden seyn, wenn nur immer doch etwas der Griechen wegen geschieht. Wenn sich der Vornehme zum gemeinen Mann herab läßt, und ihn freundlich wie Einen seiner Kaste behandelt; so grüßt er sicher nur den Zaun des Gartens wegen. Er hat seine Dienste, oder sein Geld, oder — nöthig. Da sey auf deiner Hut, gutmüthige Seele, und denke, nichts ohne Ursache ꝛc. Manche wissen ihre wahren Absichten so tief zu verstecken, und die Oberfläche ihrer Handlungen mit täuschenden Farben zu übertünchen, daß selbst feine Köpfe dadurch sicher gemacht werden. Der Carthaginenser General Hanibal schonte im punischen Kriege die Landgüter des römischen General Fabius auf alle mögliche Weise. Fabius glaubte anfänglich, es geschehe aus Achtung für seine Person, die große Männer sich auch als Feinde nicht versagen. Allein der schlaue Carthaginenser hatte die Absicht, ihn durch seine ausgezeichnete Schonung den Römern verdächtig zu machen, und sich von einem so klugen Gegner, der ihn mehr zu begleiten, als zu bekämpfen schien, dadurch zu befreyen. Hanibal verblendete die Römer wirklich so sehr, daß sie dem Fabius einen General mit gleicher Gewalt an die Seite setzten, der sogleich eine Schlacht wagte und ver-

lohr. Dieß war ein loser Streich unter dem Schein des Guten. Es geschieht aber auch oft, daß besonders einfältige Leute bey allem Schein des Unschicklichen und Bösen die besten Absichten haben. Dann sagt man, die gute Meinung decke alle Fehler, oder es war nicht übel gemeint. So wollte ein Major zu Koventry der Königinn Elisabeth von England nach einer gewonnenen Seeschlacht über die Spanier gewiß ein sehr schmeichelhaftes Kompliment machen, da er ihr sagte: „Zum Henker, Eure Majestät, dießmal nahm der König von Spanien die unrechte Sau beym Ohr.“ Der Mann hat es herzlich gut gemeint. Allein die gute Meinung oder Absicht rechtfertiget zwar das Herz, wenn Zweck und Mittel nicht unschicklich sind; aber nie den Verstand, noch weniger hemmt sie die Folgen, die aus einer gut gemeinten, aber übel berathenen Handlung fließen. Daher bringt gut Meinen oft Weinen. Wollte man jedoch der Maxime: „die gute Meinung macht alles gut,“ die Ausdehnung geben, daß alle Mittel, die zum Zweck dienen, durch die gute Absicht erlaubt und geheiligt würden; so könnte man nicht leicht einen verderblichern Grundsatz aufstellen. Nein! um des Guten willen darf man nichts Böses thun. Wenn ein Gutes nur durch ein

Böses erreichbar wäre, so ist es ein sicheres Zeichen, daß es nur gut scheinet, ohne es wirklich zu seyn. Der Mensch, um seines hohen Ranges in der Schöpfung würdig zu seyn, muß nicht nur allein streben, sich seiner Absichten mit Deutlichkeit bewußt zu seyn, um die thierische Gedankenlosigkeit zu vermeiden; sondern sich auch der Lauterkeit derselben befleißen. Das, was die Vernunft nach reifer Erwägung für das Beste erkennt, sey das Ziel seines Strebens und die Eine Triebfeder seines Willens; dann befindet sich der Mensch, als ein Wesen göttlichen Geschlechtes, in seinem natürlichen Zustande; jeder Andere ist unnatürlich und entehrend.

Adel.

Edel macht das Gemüth, nicht das Geblüt.
Da Adam hackt', und Eva spann', wo war denn da der Edelmann?

Der bürgerliche Adel besteht in gewissen Rechten, welche der Staat einzelnen Staatsbürgern oder ganzen Familien und ihren Nachkommen vor andern Bürgern zugesteht. Einen natürlichen Adel giebt es nicht, denn die Na-

tur hat allen Menschen gleiche Rechte ertheilt und gleiche Pflichten aufgelegt. Wir sind alle göttlichen Geschlechtes, Kinder des einen Gottes. Es mag wohl die Dankbarkeit des Staates gegen einzelne verdienstvolle Staatsbürger die Quelle des Adelstandes gewesen seyn. Wenn solche Vorrechte einem um den Staat hochverdienten Mann für seine Person ertheilt werden; so mögen es seine Mitbürger als ein Dankopfer ansehen, welches allenfalls aus der Armuth des Staates, dem keine andern Mittel, Verdienste zu belohnen, zu Gebothe stehen, zu rechtfertigen ist. Allein die Ertheilung eines Erbadels ist wenigstens eine unkluge Maxime. Denn der Zweck der Adelung soll seyn, andere durch diese Praemie zu großen Thaten zu reizen, und ausgezeichnete Verdienste um den Staat zu belohnen. Durch die Erblichkeit des Adels wird aber allen Nachkömmlingen des Erbadelichen dieser mächtige Reiz entzogen. Sie besitzen schon, was sie erst durch vorzügliche Verdienste erwerben sollen. Daher mag es kommen, daß sich so wenige aus diesem Stande bey den vielen Mitteln zu ihrer Bildung, die ihnen vor vielen andern zu Gebothe stehen, vortheilhaft auszeichnen; daß es nicht lauter Edle unter den Adelichen giebt. Der Adelsbrief soll ein öffent-

liches Beglaubigungs : Schreiben des Staates seyn, daß der Inhaber desselben ein edler, um das Vaterland hochverdienter Mann sey, dem man volles Zutrauen schenken dürfe. Allein wie oft muß man mit dem Dichter sagen: „Dich adeln konnt' ein Federstrich, doch edeln kann kein Kaiser dich." Denn edel macht das Gemüth, nicht das Geblüt, noch ein Diplom. Es würde sicher zum Besten des Adels selbst gereichen, wenn dieser Stand vermindert würde. Die Domstifte in Deutschland hatten wenigstens um die Verminderung des Adels einiges Verdienst; nun ist auch dieser Damm durchbrochen. Die Insulaner auf den Societäts : Inseln im Südmeere, welche in Gefahr waren, ganz adelig zu werden, halfen sich damit, daß sie ihren Errioy die Ehe untersagten und einen Orden der Krieger aus ihnen bildeten. Doch weg mit solchen politischen Entmannungen! Man dürfte nur den Adel auf den Erstgebohrnen, oder, wie in England, auf den Guts : Besitzer einschränken; so könnten die übrigen Sprossen der Familie leicht ihr Unterkommen im Bürgerstande finden, und diesen Stand selbst wegen ihrer bessern Bildung in vielen Rücksichten erhöhen. Man will zwar den Adel für einen Damm

wider

wider den Despotism der Fürsten ausgeben, er soll das Volk bey denselben vertreten, weil er wegen seiner größern Unabhängigkeit eher ein freyes Wort sprechen darf als die Staats-Beamten. Allein wo der Adel mächtig ist, despotisirt er selbst die Unterthanen, so daß öfters gute Fürsten sich derselben wider den Adel annehmen mußten, wie in Böhmen, Ungarn, Schweden ꝛc. Wo aber der Adel ohnmächtig ist, steht er im Dienste und Sold der Fürsten. Auch für eine Stütze des Thrones giebt sich der Adel aus; allein die neuesten Beyspiele auf drey Thronen sind gar nicht geeignet, diese Behauptung zu begründen. Der Adel wird sehr allgemein von den übrigen Staats-Bürgern gehaßt. Die thörichte Einbildung, womit die Adlichen sich für eine Art von höhern Wesen halten und sich deßwegen als Ungemeine von den gemeinen Menschen sorgfältig unterscheiden und mit Verachtung oder einer gnädigen Herablassung dieselben behandeln, mag die Ursache dieses Hasses seyn. König Franz der erste von Frankreich belehrte über diese Thorheit seinen Adel einmal sehr nachdrücklich. Dieser König schätzte den Mahler del Vinci sehr hoch, und zeichnete ihn überall aus, daß sich der Hofadel vor Aerger

darüber beklagte. Ihr thut unrecht, sagte dann der König, daß ihr euch über die Ehre verwundert, die ich dem großen Mahler Vinci erweise. Ich kann an einem Tage viele solche Herren machen, wie ihr seyd. Niemand aber als Gott ist vermögend einen solchen Menschen, wie Vinci ist, hervorzubringen. Auch Kaiser Max I. gab seinem Jägermeister, der immer über die Gelehrten spottete, zur Antwort: Es ist leichter zehn Jägermeister als Einen Gelehrten zu finden. Das heiß ich, einem die Nativität stellen! In China, diesem großen und blühenden Reiche, welches schon auf einer hohen Stuffe der Kultur stand, da unsere Vorfahren noch Eichel aßen und träge auf ihren Bärenhäuten schliefen, weiß man um keinen Geschlechts-Adel. Unterdessen übertrift wohl kein Volk auf der Erde die chinesische Nation in der Sorgfalt, mit der sie jedes Verdienst hervorzuziehen, und selbes so wohl im Leben als nach den Tod zu ehren sich bestrebt. In China giebt das Verdienst allein Anspruch auf ausgezeichnete Achtung und Ehrenstellen. Deßwegen ist es nichts seltnes, daß ein Mann von der niedrigsten Abkunft eine der höchsten Stellen des Reiches begleitet. Die Obrigkeiten sind verbunden, auf jede edle Handlung in ihrem Bezirke Acht zu haben und

der Regierung davon Nachricht zu geben. Der Hof spendet dann Tituln, Ehrenstellen und Geschenke aus. Es giebt da viele Beyspiele, daß Ackersleute, die eine Verbesserung des Feldbaues unternommen haben, in dem Stand der Mandarinnen (ein Personaladel) erhoben wurden. Ihr Name, und ihre That oder Erfindung, wegen welcher sie diese Auszeichnung erhielten, wird in die Jahrbücher ihres Wohnorts eingetragen, und zu ihrem Andenken Ehrensäulen, mit vielen Lobsprichen geziert, errichtet. Diese Art der Adelung entspricht ihrem Zweck viel wirksamer als die unserige, welche vollends allen Werth verlohren hat, seitdem man sie wie eine Waare nach festgesetzten Preisen zu verkaufen pflegt. Der Vorschlag eines kraftvollen Schweizers wäre daher wohl der Erwägung werth: „Man mache einen Unterschied zwischen dem Recht des Adels als Eigenthümers, und den Anmassungen seines Standes, die keinen Grund im Recht des Eigenthums haben; man überlasse die Letztern dem Zahn der Zeit, der so kraftvoll an diesem Irrthume naget, und unterwerfe die ersten den Grundsätzen, ohne welche das Eigenthum kein gesellschaftliches Recht seyn kann."

Alter.

Die Alten reden gern vom alten Käs. Alte Stiefel bedürfen viel Schmiere. Alte Karren gern knarren. Je älter, je kärger. Alter Mann, junges Weib, gewisse Kinder. Das Alter ist selbst eine Krankheit. Alte Kirchen haben dunkle Fenster. Der alten Rath, der jungen That, macht Krummes grad. Alte Füchse sind schwer zu fangen. Es hülft kein Alter für eine Thorheit. Wer das Alter nicht ehrt, ist dessen nicht werth. Wer nicht alt werden will, kann sich jung hengen lassen.

Unter dem Alter werden die verschiedenen Stufen des menschlichen Lebens verstanden, die sich durch besondere Veränderungen an Geist und Leib merkbar machen. Beyde Bestandtheile des Menschen werden nach und nach entwickelt, erreichen ihre Vollkommenheit, wenn sie gehörig gepflegt werden, und der unedlere Theil, der Leib, nimmt nach und nach wieder ab, bis er endlich, wie eine Pflanze vermodert. Der Geist behält seine Kraft und verläßt nur seine bisherige Wohnung, weil sie ganz unbrauchbar für ihn geworden ist. Man pflegt das mensch-

liche Leben in fünf Perioden zu theilen, die Kindheit, das Knabenalter, die Jugend, das männliche und hohe Alter. Die Markungen dieser Zustände sind von der Natur nicht fest bestimmt. Unterdessen kann man die Kindheit auf sieben; das Knabenalter auf vierzehn; den Jüngling auf fünf und zwanzig; das männliche auf fünfzig und das hohe Alter auf siebenzig Jahre setzen. Die über diese Gränze hinaus leben, die Greise, gehören unter die Seltenheiten. Deßwegen werden sie auch nach den alten deutschen Rechten, wenn man von ihrem Leben keine Nachricht hat, für todt gehalten und Verschollene genannt. Die Beschaffenheit der Eltern, das Klima, die Lebensart und viele andere Umstände haben einen zu großen Einfluß auf den Menschen, als daß nicht oft diese Lebens-Perioden verkürzt oder verlängert werden sollten. Wie die Früchte früher reif werden, wenn die Witterung günstig ist, so ist auch oft der Jüngling vorzeitig ein Mann. Doch hier haben wir nur von der letzten Poststation des Lebens, vom hohen Alter, zu sprechen. Bey uns ist der Mann, welcher nicht zu schnell gelebt hat, bis zum fünfzigsten Lebens-Jahre kraftvoll, dann aber fangen die Saiten allmählig an nachzulassen. Den Sechziger zählt man schon

unter das alte Eisen. Der, heißt es, reißt auch keine Bäume mehr aus; springt auch über keinen Zaun mehr; erläuft auch keinen Haasen mehr; hat auch sein meistes Bier schon getrunken; der darf zusammen packen, darf sich reisefertig machen. Unterdessen hofft der Sechziger noch zwanzig bis dreyßig Jahre zu leben, und derjenige würde sich bey ihm schlecht empfehlen, der seine Hoffnung zweifelhaft machen wollte. Rache aber würde denjenigen verfolgen, der es wagen wollte, ein Mitglied des schönen Geschlechtes, wenn gleich die Zeit Furchen die Kreuz und Quer über selbes gezogen hat, unter die Alterthümer des menschlichen Geschlechtes zu zählen. Allein das Alter läßt sich nicht verbergen. Die Kräfte weichen, die Sinne werden schwächer, die Glieder steif, die Arbeiten, welche sonst mit Leichtigkeit verrichtet wurden, werden den Alten zu schwer, sie müssen daher den Rest ihres Lebens in Unthätigkeit hinbringen. Doch die lange Weile würde sie zu sehr quälen, deßwegen schwätzen sie gern, und erzählen nach der Länge und Breite, was sie alles erlebt, gethan und ausgestanden haben. Die ältesten Begebenheiten und Erfahrungen wissen sie des tieferen Eindrucks wegen, den selbe auf die weichen Fiebern ihrer Jugend gemacht haben,

am umständlichsten zu erzählen. Sie wiederholen ihre Geschichtchen gar oft, und finden sie doch immer unterhaltend. Sie leben dabey ihr Leben vom Neuen durch, und verjüngen sich gleichsam bey jeder Wiederholung ihres Lebenslaufs. Denn sie reden am liebsten von ihren eigenen Erfahrungen, von ihren Zeiten, d. i. vom alten Käs. Sie loben nur ihre Zeiten, und schmähen über alle Neuerungen. Man kann ihnen diese Vorliebe zum Alten nicht übel nehmen: denn ihre goldenen Zeiten sind vorbey. Wollten sie den neuen Ansichten der Dinge bey sich Eingang gestatten; so würde zwischen ihren alten Begriffen und den neuen Ankömmlingen die größte Uneinigkeit entstehen, welche beyzulegen die guten Alten nicht mehr Kraft genug besitzen. Deßwegen weisen sie diese Gäste, ihrer Ruhe wegen, mit Waffen von sich, welche sie noch führen können, mit Klagen und Schmähen. Dazu kömmt noch, daß ihnen ihre Jugendzeit mit der Erinnerung an viele genossene Freuden vorschwebt; das Alter aber ihre Sinne für jeden Freudengenuß abgestumpft hat und ihre Thätigkeit lähmet. Bey einer so ungünstigen Vergleichung müssen die alten Zeiten freylich den Vorzug erhalten. Dieser Vorliebe für gewohnte Begriffe, welche in ihnen eingerostet sind, ist auch

der Eigensinn zuzuschreiben, dessen man die Alten beschuldiget. Es ist oft viel Schmiere, gute Worte, nöthig, um sie biegsam zu machen. Das mürrische Wesen der Alten, das Knarren der alten Karren, kommt gewöhnlich von der Unbehülflichkeit und Gebrechlichkeit ihres Leibes her. Die Fenster an der alten Kirche werden immer dunkler, das Gehör überliefert ihnen die Nachrichten von aussen nicht treu mehr, wenn sie auch Mund und Augen dazu aufsperren, und die Ohren, so viel es noch möglich ist, spitzen. Die Mühlsteinlein in ihrem Munde sind abgemahlen und ausgefallen; die ganze Maschine wird steif, und knarret, und der geplagte Einwohner knarret dann mit, indem er wohl merkt, daß alle Balken nachlassen, und der Giebel bald einstürzen wird. Sonderbar könnte es auf den ersten Blick scheinen, daß man bey vielen Alten ängstliche Sparsamkeit, ja manchmal Geiz antrift. Es scheint, als wollten sie noch Reisegeld sammeln, nachdem sie die Reise durchs Leben bereits vollendet haben. Allein die Hoffnung, noch viele Jahre zu leben, welche keinen verläßt, und die Ueberzeugung, sich nichts mehr erwerben zu können, und ohne Vermögen vernachläßigt und verachtet zu werden, rathet den Alten die Sparsamkeit an. Deßwe-

gen sagte Simonides, als ihm jemand bey seinem hohen Alter den Geiz vorwarf: ich will lieber meinen Feinden etwas zurücklassen, als bey lebendigem Leibe von meinen Freunden verlassen zu werden.

Bey allen diesen Schwachheiten können die Alten viel nützen, wenn sie den Schatz von Erfahrungen, welchen sie in dem langen Laufe ihres Lebens gesammelt haben, der jungen Welt mittheilen. Nackte Kenntnisse der Dinge kann sich der junge Mann bald verschaffen; aber damit reicht er in der wirklichen Welt, wo alles ineinander verflochten und umwunden ist, nicht aus. Er vermuthet überall ebene Wege, und stoßt dann auf Schroffen und Höhlungen, woran sein Wagen umschlägt. Seine Formen sind zu enge; er will die Gegenstände zusammenpressen, bis sie hineinpassen; allein dadurch zerstöret er sie, und verwirret alles. „Die Theorie, sagt Garve, ist eine Landkarte. Sie ist wohl für Reisende, die nur die Lage und die Entfernung der Oerter zu wissen verlangen, sehr nützlich. Aber wenn man auf ihre Anzeige ökonomische Operationen gründen wollte, würde man sich oft getäuscht finden. Die Theorie läßt alles besondere weg, daher ist man in

Praxi gar oft von ihr verlassen." Nur eine lange Erfahrung macht die Kenntnisse vollständig und anwendbar. Deßwegen haben die Völker der Vorwelt nur Männer von hohem Alter zum Rathe, die jungen aber zur Ausführung der Beschlüsse gewählt. Bey den Persern mußte man über fünfzig Jahre gelebt haben, um Staats-Rath werden zu können. Die Bedachtsamkeit und Erfahrenheit der Alten soll den Leichtsinn und das Feuer der Jugend mässigen und leiten, dann kann selbst das Krumme wieder gerade werden. Plutarch sagt im Leben des Aristides: Ein weiser Alter darf nicht aus dem Hause gehen, und kann doch sehr viel nützen, indem er die Jugend durch seinen Rath unterrichtet, und ihr die Bahn bezeichnet, darauf sie bey Handhabung der Geschäfte einhergehen soll. Das Haus des weisen Aristides war eine öffentliche Schule der Tugend, der Weisheit und der Staatskunst. Es stand allen jungen Leuten zu Athen offen, die ein gutes Gemüth hatten. Nur ist von den Alten wegen der oben berührten Fehler des Alters nicht leicht eine grosse Veränderung der einmal eingeführten Verfassung und Gewohnheiten zu erwarten. Denn die Alten bleiben gern beym Alten. Die Neufranken haben deßwegen anfänglich einen Rath

der Alten und einen Rath der Jungen eingeführt; dieser hatte die Vorschläge zu machen, und jener zu prüfen. Dadurch sollten die Fehler der Jugend und des Alters vermieden, und ihre beyderseitigen Vorzüge vereiniget werden. Doch das Alter allein schützet vor keiner Thorheit, es müssen immer zugleich richtige Kenntnisse und Rechtschaffenheit damit verbunden seyn. In dieser Gesellschaft ist das Alter gewiß ehrwürdig. Wer so lange gegen die Widerwärtigkeiten des Lebens gekämpft und alle seine Kräfte zum Wohl der Gesellschaft verwendet hat, der verdient es wohl, daß man ihm die Abendstunden seines Lebens angenehm mache. Bey den Lacedämoniern war es Gesetz, daß die jungen vor den Alten von ihren Sitzen aufstehen, auf dem Wege ausweichen, stille stehen, und selbe von dem Gastmahle nach Hause begleiten mußten, um ihnen dadurch Ehre zu erweisen. Auch die Verweise der Alten mußten die Jungen mit Ehrfurcht annehmen. Als zu Athen ein Greis in das Schauspielhaus kam, both ihm keiner seiner Landsleute einen Sitz an. Kaum bemerkten ihn die Spartanischen Abgesandten, die eben zu Athen waren, so stunden sie von ihren Sitzen auf und nahmen den Greis in ihre Mitte. Früher schon, wie Diodor versi-

chert, behandelten die Aegyptier ihre Alten mit eben dieser Ehrfurcht. Eine feine Sitte! wozu der Dichter Mohn auch die deutsche Jugend ermahnet:

Steht vor den mit grauem Haare
Schön geschmückten Greisen auf;
Viel sind ihrer Pilgerjahre,
Lang und mühvoll war ihr Lauf.
Spottet niemals ihrer Schwächen,
Sucht und schätzet ihre Huld,
Und ertraget die Gebrechen
Ihres Alters mit Geduld.

A m t.

Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand. Ein Aff bleibt ein Aff, er mag König werden oder Pfaff. Kein Aemtl ist so klein, wobei sich nicht das Hengen verdienen läßt. Keine Würde ohne Bürde. — Man hat ihn aus dem Sattel gehoben. Man hat ihm die Hufeisen herabgerissen.

Ein Amt ist ein von der Gesellschaft oder den Machthabern derselben übernommener Auf-

trag, bestimmte fortwährende Geschäfte zu besorgen. Die nöthigen Fähigkeiten und Eigenschaften dazu begründen den Beruf zum Amte. Jeder, der ein Amt sucht oder annimmt, soll daher seine Fähigkeiten und die Geschäfte des Amtes wohl kennen und mit einander vergleichen, damit er sich keine Last aufladet, die ihm zu schwer ist und nur zum Nachtheil des gemeinen Wesens von ihm verwaltet werden kann. Nur wenn man seine Geschäfte mit Leichtigkeit und auf's Beste verwaltet, kann man frohen Muthes seyn. Würden alle Aemter im Staat und in der Kirche auf's Beste besetzt seyn, so müßte eine Harmonie des Ganzen entstehen, die entzückend wäre. Allein es knurren und schnurren viele Saiten an den zwey großen Erziehungs-Instrumenten der Menschheit, am Staat und in der Kirche, daß einem die Ohren wehe thun. Die ersten Oberamtmänner im Staat und in der Kirche, die Fürsten und Bischöfe, behaupten zwar gerade weg, sie hätten ihr Amt von Gott erhalten, und versichern uns darüber, so oft sie zu uns sprechen mit ihrem: „Wir von Gottes Gnaden.“ Wenn's so ist, so darf man freylich hoffen, daß ihnen Gott mit dem Amt auch den nöthigen Verstand werde ertheilt haben, oder, wenn er das nicht für thunlich fand,

heimlich die Regierung selbst führen werde. Die Königinn Christine von Schweden, die ihren Thron verließ und in Rom privatisirte, schrieb wenigstens an den Bischof Burnet in England: Es könne nicht anders seyn, als daß die Kirche durch den heiligen Geist regiert werde, denn sie habe vier Päbste in Rom erlebt, von denen sie wohl schwören könnte, daß kein einziger derselben einen gesunden Menschenverstand gehabt habe. Kaiser Max der Erste bekannte selbst, daß die Welt übel bestellt wäre, wenn Gott nicht das Beste bey der Regierung thun würde: denn das geistliche Regiment, sagte er, ist mit einem tollen Pfaffen (dem heiligsten Vater Julius II.) und das Weltliche mit mir, einem verwegenen Gemsenjäger, besetzt. Davon läßt sich wohl ein überzeugender Beweis für die göttliche Weltregierung abziehen, indem wir ja die Welt noch in ziemlicher Ordnung vor unsern Augen sehen, obwohl diejenigen, welche sie dem Anschein nach regieren, oft eher zu allem als zu diesem Amt geschickt sind. Bey den Unterbeamten, welche nicht von Gottes Gnaden, sondern wegen vorzüglichen Fähigkeiten zu den Aemtern kommen sollen, wird der Mangel der letztern gleich sichtbar. Die es vermögen, halten sich freilich auch einen heiligen Geist unter

der Gestalt eines Secretärs, der sie inspirirt; aber die Unvermögenden müssen sich mit ihrer Geistesarmuth lebenslang schleppen und prostituiren. Schon der alte Socrates hat die beste Methode angegeben, wie man dergleichen Unberufene von den Aemtern abhalten könne. Als Glaucon, ein Junger von Adel, zu Athen diesem Weisen sagte: daß er sich nun bald anschicken werde, die Republik zu regieren; so fieng Socrates an, ihm nach seiner Art den Puls zu fühlen. Was willst du vorerst dem Staate für einen Dienst leisten? Dem Glaucon fiel keine Antwort bey. Etwa ihn zu bereichern? Ja, das ist's, sagte Glaucon. Kennest du die Quellen der Einnahmen und die Abflüsse der Ausgaben, um jene zu erweitern und diese zu verstopfen. Glaucon schwur, daß er nichts dergleichen kenne. Oder willst du etwa durch Eroberungen den Staat bereichern? Ja, das ist's, sagte der adelige Schwachkopf. Du wirst also die Macht der Republik und ihres Feindes sowohl zu Wasser als zu Land genau kennen? Allein Glaucon schwur bey allen Göttern von Athen, daß er dem Socrates nichts von allen diesen verrathen könne. Auf diese Weise führte ihn Socrates durch alle Staatszweige; allein Glaucon wußte überall nichts. Es ist gut, daß dieser

alte Krittler längst am Gift gestorben ist. Stünde er den Prüfungen der Staats- und Kirchen-Beamten vor, so würde ja das zahlreiche Geschlecht der armen Glaucone ganz zu Grunde gerichtet werden. Doch dem größern Theile der Unterbeamten fehlt es eben nicht an hinlänglicher Geschicklichkeit zu ihren Geschäften, wohl aber oft an der gehörigen Amtstreue. Es liegt Wenigen ihr Amt recht am Herzen; die Meisten thun nur, was zur Noth gethan werden muß. Deßwegen wird das Gute selten zur Vollkommenheit gebracht, weil es nur halb und halb mit sichtbarer Gleichgültigkeit, oft mit Widerwillen gethan wird. Nur in solchen Fällen, wo die Habsucht einige Nahrung findet, bemerkt man Thätigkeit. Daher ist zu befürchten, daß, wenn Taxen, Sporteln und Stollgebühren abgeschaft und den Aerzten ergiebige Besoldungen gegeben werden, die guten Leute im Zeitlichen und Geistlichen an Leib und Seele noch mehr vernachläßiget werden, als bisher geschehen ist. Der größte Theil sucht nur seine Versorgung, sein Brod, nicht das Amt. Wie kann man von solchen Männern erwarten, daß sie vom Geiste des Amtes beseelt seyn werden? Sie sehen ihre Geschäfte für eine

Last an, welcher sie sich so schnell wie möglich entledigen möchten, und deßwegen selbe mangelhaft betreiben, oder gar vernachlässigen, wodurch der Staat gezwungen wird, Aufseher über Aufseher zu bestellen, damit doch die wichtigsten Gegenstände befördert und die größten Nachläßigkeiten verhindert werden. Gar oft wäre es nöthig, daß den Beamten zugerufen würde, was ein Weib dem König Philipp von Macedonien, der ihr öfters die Rechtspflege unter dem Vorwand anderer Geschäfte versagte, zurief: Wenn du nicht Zeit hast, mir Recht widerfahren zu lassen, so sollst du auch nicht König seyn. Philipp empfand die ganze Stärke des Verweises und untersuchte und entschied ihre Sache auf der Stelle. In den verdorbensten Zeiten schlich sich sogar die Gewohnheit ein, die Aemter im Staate den mehr Zahlenden zu verkaufen. Wenn man auch sichere Maaßregeln ergreifen könnte, daß nur Würdige zu dieser sonderbaren Licitation gelassen würden; so bleibt diese Gewohnheit doch immer eine Pestbeule an einem Staate, weil gerade die rechtschaffensten und brauchbarsten Männer wegen Armuth von den Aemtern ausgeschlossen werden können, in welchen

sie die ersprießlichsten Dienste zu leisten im Stande gewesen wären. Es mag wohl bei einigen Aemtern wegen Sicherheit der Verwaltung rathsam seyn, daß man selbe nur solchen, die ein bestimmtes Eigenthum besitzen, anvertraut; allein ein Verkauf der Aemter läßt sich nie rechtfertigen. Kein geringes Versehen bey Besetzung der Aemter wird auch damit begangen, daß man zwar nach den Kenntnissen, die zum Amte nothwendig sind, Nachfrage hält, aber sich um den moralischen Charakter des Bewerbers wenig bekümmert: und wie sehr hängt doch von selben die Rechts- und Sitten-Pflege und Ehrlichkeit der Verwaltung ab? Nur Rechtschaffenheit mit Kenntnissen vereiniget soll Anspruch auf Aemter im Staat und in der Kirche geben, dann würde die Welt über die Früchte dieser zwey großen Bildungs-Anstalten der Menschheit freudig staunen.

Arbeitsamkeit.

Wer nicht arbeitet, der soll nicht essen. Wenig Küh, wenig Milch. Arbeit gewinnt allzeit. Arbeitsamkeit ist die beste Lotterie. Arbeiten soll man als wollte man ewig le-

ben; fromm seyn, als wollte man alle Stund sterben. Lust und Lieb zu einem Ding, macht alle Müh' und Arbeit g'ring: Nach geschehener Arbeit ist gut ruhen. Hast kein Land, so hülf dir mit der Hand. Ein schlechter Fleiß, der seyn muß. Ein Mühlstein wird nicht moosig. Viele Schur und wenig Wolle. Das eine muß man thun, und das Andere nicht unterlassen. Recht gethan ist viel gethan. — Da ist's waschen und's Bügeln beysammen. Er kommt selten aus dem Geschirr. Er sucht halt auch einen Pfenning zu verdienen. Er ist ein rechter Geschaftlhuber, oder Würger. Sie ist eine gute Hausursel. Die Arbeit ist fertig bis auf's Leimen.

Arbeiten heißt anhaltende Geschäfte, welche Anstrengung fodern, verrichten, auch jeder zweckmäßigen Beschäftigung wird dieser Name beygelegt. Arbeitsamkeit ist das eifrige Bestreben, die Arbeiten, wozu uns Beruf und Umstände verpflichten, gern, und so gut als möglich zu verrichten. Der Mensch hat viele Bedürfnisse, und Gott fand es nicht für gut, ihm die gebratenen Vögel in Mund flieh'n zu

lassen. So was mag bey den Herren Elysiern im Gebrauch seyn, wo, wie uns Blumauer auf Ehre versichert, die gebratenen Hasen herumlaufen und flehn, sie zu transchiern, und zu speisen. Gott hat uns Erdebewohner größten Theils nur die Stoffe hingelegt, aber zugleich die Kräfte verliehen, jene für unsere Bedürfnisse zu verarbeiten. Durch Arbeit muß also der große Fond zur Erhaltung des menschlichen Geschlechtes flüssig gemacht werden. Es hat jedoch der Mensch ausser der Nahrung und Kleidung noch viele andere Bedürfnisse, welchen abgeholfen werden muß, um das zu werden, was er seyn soll, ein Nachbild der Gottheit. Es liegt im Menschen alles, was dieses Emporstreben bis zur höchsten Vollkommenheit möglich macht. Allein wie der Keim im Saamenkorn ohne Regen und Sonnenschein unentwickelt bleibt, so würden auch alle höhere Kräfte im Menschen ohne äussere Reitze stäts schlummern. Durch die sinnlichen Bedürfnisse werden nur die thierischen Kräfte aufgeweckt. Die geistigen Bedürfnisse würde die Menschheit erst spät fühlen, und noch später zu befriedigen wissen, da der größte Theil der Menschen mit der Bearbeitung der Stoffe zur Befriedigung der sinnli-

chen Nothdurft die Hände voll zu thun hat. Deßwegen sind besondere Klassen von Männern erfoderlich, welche für Geistes-Bildung, für das gemeinsame Wohl, und die Sicherheit der Gesellschaft Sorge tragen. Daher müssen viele die allernährende Erde bauen, andere verarbeiten die mannigfaltigen Erzeugnisse der Natur zum Gebrauch, einige setzen die Produkte in Umlauf; andere sorgen für die Ausbildung des Geistes und Herzens, wieder andere leiten die gemeinsamen Geschäfte, wachen über Sicherheit der Personen und des Eigenthums, und schützen die Gesellschaft vor Gewaltthätigkeit. Wenn jede dieser Klassen in ihrem Berufe arbeitsam ist, so wird durch dieses gesellschaftliche Zusammenwirken allen Bedürfnissen des Menschen abgeholfen, seine Fähigkeiten werden ausgebildet, und eine selige Zufriedenheit erfüllet sein Herz. Daraus ist von selbst klar, daß ein Mensch, der zum Wohl der Gesellschaft nichts beyträgt, wo er doch beytragen könnte, auch nicht verdient von selber unterhalten zu werden. Wer nicht arbeitet, soll nicht essen. Ein Land ist glücklich, sagte Mark Aurel, wo jeder nur von seiner Arbeit, und niemand von fremdem Schweise lebet. Daher durfte sich im alten Rom niemand auf der Gasse sehen lassen,

der nicht ein Zeichen seiner Profession bey sich hatte; die Gassenjungen würden ihn sonst verspottet, und der Zensor oder Polizey-Direktor zur öffentlichen Arbeit angehalten haben. Deßwegen trugen die Handwerker immer eines ihrer Instrumente, die Gelehrten ein Buch, die Priester ein Baret, der Zensor ein Gewicht, die Konsuln eine Streitachse ꝛc. bey sich. Durch fleißiges Arbeiten kann sich jeder so viel erwerben, als er zu seinem Unterhalt nöthig hat, wenn anders mit dem Fleiß auch Sparsamkeit und häusliche Klugheit verbunden wird. Allein wenn das Weib naschet, und die Töchter, wie Lilien, weder spinnen, noch nähen, und doch schön gekleidet einher gehen wollen, dann ist freylich die Arbeit des Mannes nicht hinreichend, so viele Unnützlinge zu befriedigen. Die Arbeitsamkeit gewährt neben dem noch viele Vortheile. Sie erhält den Menschen gesund und froh, denn sie befördert den Umlauf des Blutes und der Säfte; giebt durch erregten Hunger den Speisen und Getränken Würze und Gedeihen. Durch Arbeit wird immer etwas hervorgebracht, das uns als ein Zeuge unsrer Geschicklichkeit und Gemeinnützigkeit Vergnügen macht. Die Achtung und Liebe der Mitbürger wird dem fleißigen Arbeiter zu Theil; er genüßt ihr Zu-

trauen, weil man ihn schon seiner Arbeitsamkeit wegen, die vor Ausschweifungen und Laster verwahret, für einen rechtschaffenen Mann hält. Dagegen trifft den Arbeitscheuen Verachtung und Mißtrauen, weil er sich als ein unnützes Glied der Gesellschaft darstellt, das durch Mangel oder lange Weile leicht zu bösen Streichen gereizt wird. Es giebt aber auch Menschen, die aus Habsucht über ihre Kräfte arbeiten, und dadurch ihre Gesundheit zerstören. Sie haben ganz unrichtige Begriffe vom Zweck der Arbeit und dessen Produkte; sie legen beyden den höchsten Werth bey, da sie doch nur zur Erhaltung unsers irdischen Lebens dienen sollen, ohne welches wir unsere Bestimmung, die hohe Bildung unsers Geistes und Herzens, nicht erreichen könnten.

„Arbeit nährt den Docht des Lebens,
Aber der lebt wohl vergebens,
Der nur strebet nach Gewinn.
Höher steckt das Ziel des Lebens!
Der lebt sicher nicht vergebens,
Der auch strebt nach edlem Sinn."

Argwohn.

Der Argwohn ist ein Schalk. Wenn die Katze einmal einen Vogel gefressen hat, so muß sie alle gefressen haben. Man sucht niemand hinter dem Ofen, wenn man nicht selbst schon hinten gesteckt ist. Der letzte hat den Sack gestohlen. — Man muß ihm den Puls fühlen, an Busch klopfen. Wenn man's beym Licht betrachtet, so ist nichts dahinter.

Der Argwahn ist ein arger Wahn, womit man bey Andern böse Absichten, Anschläge oder Thaten ohne hinlänglichen Grund vermuthet. Wird dieser Wahn bey einem Menschen zur herrschenden Gesinnuug, so ist er ein bedaurungswürdiges Geschöpf, das sich und andern zur Qual lebt. Baco vergleicht die argwöhnischen Gedanken sehr wohl den Flädermäusen, die nur bey der Abenddämmerung aus ihren Schlupfwinkeln hervorkommen: denn in der Dämmerung von schwacher Wahrscheinlichkeit treibt der Argwohn sein Wesen am liebsten. Betrügliche, falsche Menschen sind immer geneigt, ähnliche Gesinnungen bey Andern anzunehmen. In diesem Falle ist der

Argwohn ein Schalk, der andere hinter dem Ofen sucht, wo er selbst gewöhnlich steckt. Doch ist nicht immer Bösartigkeit die Quelle des Argwohns. Bey Vielen entspringt er aus Verstandes-Schwäche, die eine richtige Beurtheilung der Dinge verhindert, wo dann, wenn die Sache beym Licht besehn oder aufgeklärt wird, der Irrthum verschwindet. Bey Manchen kömmt diese Gemüths-Krankheit von den ungesunden Säften oder dickem Blute des Körpers her. Bey Andern ist eine heftige Neigung zu einem Gegenstande Schuld daran, welche ihnen die entfernteste Gefahr für selben nahe und bedenklich schildert. Daher werden Geizige und Verliebte gar sehr von diesem Schalke geplaget. Aber auch die besten Menschen fallen in die Stricke des Argwohnes, wenn sie das Unglück gehabt haben, öfters in die Hände schlecht denkender Menschen zu gerathen, die sie verrätherisch und betrüglich behandelten. Durch solche Zufälle setzt sich ein Mistrauen im Herzen fest, das in einen allgemeinen Menschenhaß übergeht, wo man auch Redliche wie glühende Kohlen aus der Hand schleudert. Die schlechten Könige in Rom machten den Königs-Namen so verhaßt, daß auch der redlichste Patriot beym Volk in Verdacht kam, wenn er den unbedeu-

tendsten Zug einer königlichen Herrschaft an sich blicken ließ. Der Consul Valerius, der sich doch bey der Vertreibung des letzten Königs Tarquin und Gründung der Republik am thätigsten zeigte, mußte sein schönes Haus, das, auf der Spitze des Berges Velia erbauet, über alle andere Häuser hervor ragte, wieder niederreissen, um den Argwohn des Volkes zu tilgen, das aus der hohen Wohnung des Consuls schon den König auf sich herabsehn sahe. Zu Ungerechtigkeiten aller Art verleitet der Argwohn den Geplagten, dessen Seele er beherrschet, denn er erwägt nicht bedächtlich, und untersuchet nicht kaltblütig, sondern ihn setzt schon der Schein in volle Bewegung. Ein fürchterliches Beyspiel des Argwohnes, und aus ihm stammenden Unheils liefert uns die Geschichte unserer Fürsten. Ludwig dem Strengen kam ein Brief in die Hände, den seine junge Gemahlinn Maria von Brabant an einen Raugrafen schrieb. Der Herzog nahm sich nicht Zeit, den Brief bedächtlich zu lesen, und den Inhalt zu erwägen. Der Funke des Argwohns von Untreue seiner Gemahlinn entflammte so plötzlich sein ganzes Wesen, daß er, einem ergrimmten Tieger gleich, um sich wüthete; was ihm in Weg kam, ohne Unterschied, mordete, und ohne weitere Untersuchung

seine unschuldige Gemahlinn enthaupten ließ. Nach der grausamen That wachte er wie vom Schlafe auf, erkannte die Unschuld seiner treuen Gemahlinn, und ergraute früh vor Reu und Kummer. Dieß sind herbe Früchte des Argwohns. Schwer ist diese Krankheit der Seele zu heilen. Nur edelgesinnte, und großmüthig handelnde Menschen können dem Argwöhner wieder eine bessere Meinung von unserm Geschlechte beybringen, oder der Arzt.

Armuth.

Die Armuth ist keine Schande, doch leere Säcke stehn nicht wohl aufrecht. Die Armen kennt niemand. An den Armen will jeder die Schuhe abwischen. An armer Leute Bart lernt der Junge scheeren. Arme Leute haben weit heim. Die Armuth findet alles auf den ersten Griff. Armer Leute Hoffahr dauert nicht lange. Die Armen helfen alle, daß kein Reicher falle. Arm und alt sind zwey schwere Bürden, man hätte an einer genug zu tragen. Die Armuth im Alter wehe thut. Kurze Haare sind bald gebürstet und nichts ist bald gegessen. — Da geht's klein unter. Er ist ein blutarmer

Mensch. Der tragt nicht schwer an Dukaten. Hilf den Armen, und verjag' den Bettler.

Der Armuth mangeln die Mittel, sich die gewöhnlichen Bequemlichkeiten des Lebens zu verschaffen. Der Dürftigkeit gebricht es wohl gar an den Nothwendigkeiten des Lebens. Doch man unterscheidet in der gemeinen Sprache die Grade des Mangels so genau nicht, und zählt alle unter die Armen, welche an Mitteln Mangel leiden, nach der in ihrem Stande gewöhnlichen Weise zu leben. Wenn die Armuth von schlechter Wirthschaft, Trägheit oder andern verschuldeten Ursachen herkömmt, so bringt sie wahre Schande. Ist sie aber aus unverschuldeten Ursachen entstanden, so wird deßwegen einem solchen Armen kein Rechtschaffener seine Achtung entziehn. Daher finden diejenigen, welche durch Unglücksfälle, als Feuersbrünste, Hagelschlag, Viehsterben, Krieg, Krankheiten ꝛc. in Armuth gerathen sind, immer thätige Unterstützung. Allein es giebt so viele Arme, von derer Schuldlosigkeit man nicht offenbar überzeugt ist, und daher ungewiß bleibt, ob man durch Unterstützung nicht Trägheit und Müssiggang nährt. Auch

ist's für den gesunden Armen sehr zeitversplitternd, und für den Alten oder Kranken unmöglich, die Gaben der Mildthätigkeit in kleinen Portionen an so vielen Thüren zu sammeln, das Ehrgefühl wird dabey zu sehr angegriffen, und der Muth, der aus dem Bewußtseyn der Menschenwürde stammet, niedergeschlagen. Deßwegen muß jeder wohlgeordnete Staat es den wohlhabenden Einwohnern durch zweckmäßige Armen-Anstalten leicht machen, ihre Wohlthaten den würdigen Armen, welche Feinde der Armuth sind, und daher immer durch Arbeitsamkeit und Sparsamkeit dagegen kämpfen, zufließen zu lassen, ohne daß diese Unglücklichen gezwungen sind, sich zu Bettlern herabzuwürdigen. Uebrigens ist die Armuth ein wahres Uebel, und so viel möglich zu verhüten. Denn der Kummer für den nothdürftigen Unterhalt läßt den Armen nie recht froh werden, er macht ihn furchtsam, kriechend, leere Säcke stehn nicht aufrecht, und verleitet ihn zuletzt noch gar zu Lastern. Von dem großen Haufen der Menschen, die jeden nur nach dem Reichthum schätzen, den er besitzt, wird der Arme verachtet, jeder will die Schuhe an ihm abwischen. Durch eine solche Behandlung entsteht in ihm ein Haß gegen die Reichen, und ein Unglaube an Got-

les Vorsehung, die ihm allen Trost von Gott und Menschen rauben, und zu bösen Thaten fähig machen. Demnach ist es kein geringes Verdienst, wenn der Arme bey so vielen Versuchungen ein rechtlicher und tugendhafter Mensch bleibt. Deßwegen schätzt das Christenthum den tugendhaften Armen so hoch, er legt die schwere Probe ab, die Tugend ohne Vortheil zu lieben. Dieses ist das rechte Gelübde der Armuth, das alle, die in die Gesellschaft der Christen aufgenommen werden, angeloben. Die Zeiten des Mönchthumes haben den großen Gedanken verhunzt. Das Christenthum hat aber auch die Armen, um ihnen die schwere Probe ihrer Tugend zu erleichtern, den Reichen auf's dringendste empfohlen, und dadurch unzählbare Anstalten zur Unterstützung der Armen veranlaßt. Wie viele Spitäler, Kranken- Armen- und Waisenhäuser, wie viele andere milde Stiftungen haben dem Christenthume ihr Daseyn zu danken! Selbst Kayser Julian, ein Feind der Christen, erkannte diesen Geist der Wohlthätigkeit und Milde, womit die Christen das Elend unter den Menschen, sie mochten ihres oder eines andern Glaubens seyn, zu mindern strebten, und foderte seine Heyden auf, sich von jenen in einer so schönen Tugend nicht übertreffen

zu lassen. Je mehr das Christenthum blühen würde, desto weniger würde die Armuth gefühlt werden. Ein großes Werk der Wohlthätigkeit hat der edle Graf Rumfort gethan, daß er eine nahrhafte Suppe für die Armen wohlfeil zu kochen gelehrt, und zu gemeinsamen dergleichen Kochanstalten mit bestem Erfolg ermuntert hat. Wie vielen armen Familien hat er damit ihr Daseyn erleichtert!

Aufsicht.

Wer will, daß's ihm geling', schau' selbst zu seinem Ding. Des Herrn Aug' dinget den Acker. Wenn die Katze aus dem Haus ist; so regen sich die Mäuse. Wollte lieber eine Wanne voll Flöhe hüten, als euch (Kinder) in Ordnung halten. Man läßt ihn halt so fortwursten, was er thut, das thut er; es ist aber schon ein Thun darnach. Man muß ihm auf die Haube oder Eisen gehen. Man muß ihm den Zügel halten. Man muß ihn auf die Finger klopfen. Man muß ihm einen Riegel schüssen.

Es ist die Trägheit, die Fahrläßigkeit und die Ichsüchtigkeit, die kein fremdes Wohl

kennt, so groß unter den gewöhnlichen Menschen, daß es, wo Andern Geschäfte anvertraut werden müssen, nothwendig ist, Aufseher über Aufseher aufzuthürmen. Wer seine Geschäfte andern überläßt, und nicht einmal nachsieht, was sie machen, der muß sehr viel Vermögen haben, wenn er nicht bald arm werden sollte. Die Lohnknechte hohen und niedern Standes haben theils zu wenig Ehrlichkeit, theils zu wenig Amtseifer, um nicht immer des Zügels und Spornes benöthiget zu seyn. Selbst die Ehrlichen und Eifrigen sind des Lobes bedürftig, um auszuhalten; ihre Treue, Fleiß und Geschicklichkeit soll bemerkt werden, und der Wohlgeruch des Lobes nicht zu sparsam unter ihrer Nase dampfen, wenn der Eifer nicht ermatten soll. Daher sind Visitatoren, Präsidenten, Commissäre, Inspektoren, Oberinspektoren, Oberknechte ꝛc. unentbehrliche Leute. Daher ist D. L. Hausregel sehr rathsam:

Der Mann muß selber seyn der Knecht,
Will er's im Hause finden recht.
Die Frau muß selber seyn die Magd,
Will sie im Hause schaffen Rath.
Gesinde nimmermehr bedenkt,
Was Schad und Nuz im Hause bringt.

Es

Es ist ihm nicht viel glegen dran,
Weil sie das Gut nicht eigen han.

Man muß alles zählen, wägen, unter Schloß und Riegel halten; alles selbst vorgeben, und auch auf den Verbrauch desselben noch Acht haben, kurz, niemand trauen, bis er todt ist. Demungeachtet tragen dir die Trösscher das Korn in Stiefeln davon; die Mägde würden täglich berauscht seyn, wenn die Milch eine berauschende Kraft hätte; die Knechte theilen mit den Pferden den Haber; an die Näherinnen und Schneider hängen sich die Flecke selbst an; die Mühler könnten die Säcke nicht mehr zubinden, wenn sie dieselben zu sehr anfüllten. Wie es in dergleichen Dingen bey Haushökonomien gehalten wird, eben so verhält es sich bey Staats, Oekonomien und Regierungen. Es ist kein Dienstchen so klein, wobey sich nicht das Hengen verdienen läßt. Die Fürsten und Regierungen setzen freylich einen neben, über, und unter den andern in der Voraussetzung, daß ein Schelm dem andern nicht trauen werde; das zwingt wohl die Leute zu einem schärfern Nachdenken, und fleisigern Umhersehn, ob einem keiner über die Schulter hineinschaut; allein der bortierte Hut steht

doch in der Rechnung. Man muß diesen Leuten einen Riegel schüssen. Ach! man hat schon allerley Riegel erfunden, doch es schlüßt keiner so genau, daß nicht immer noch ein Fuchs durchschlüpfen könnte. Eine religiöse Gewissenhaftigkeit wäre wohl der beste Riegel. Ich weis nicht, warum die Dienstherren bey ihren Dienstleuten so wenig darauf Rücksicht nehmen. Er ist freylich an sich unsichtbar, aber die Früchte, die er zu Tag bringt, geben seine Trefflichkeit zu erkennen. Man sollte an diesem Riegel schon bey der Jugend durch alle Stände mit aller Sorgfalt zu zimmern anfangen, und nichts dulden, was diese Arbeit aufhalten oder vereiteln kann, sondern vielmehr ihre Beförderung auf alle Art begünstigen. Denn die Gewissenhaftigkeit nimmt täglich mehr ab, und läßt sich durch keine Aufsicht ersetzen.

Ausreden.

Eine schlechte Maus, die nicht neun Löcher hat. Wenn der Wagen umfällt; so hat er fünf Räder. Eine gute Ausrede ist einen Batzen werth. Ein schlechter Schütz, der keine Ausrede findet. Es ist kein Topf so

schief, es findet sich ein Deckel dazu. Wenn der Schreiber nichts nütz ist; so muß die Feder daran Schuld seyn. Die Fenster brechen alle von selbst. Der Niemand ist an allem schuldig. Thue ich's nicht, so thut's ein anderer. Einmal ist nicht oft. Einmal ist keinmal. Er hat sich naus purgirt. Er hat sich weiß gebrennt.

Niemand will seine Fehler bekennen. Man bekennt dadurch wenigstens, daß man ohne Fehler seyn soll. Doch das Mittel, welches viele anwenden, ihre Fehler zu beschönigen, ist oft schlimmer, als das Vergehen, welches damit soll bedeckt werden. Manche wollen die Laster zu Tugenden machen, um sich weiß zu brennen. Andere dichten Umstände zusammen, die ihre Handlungsweise rechtfertigen sollen, oder sie schieben ihre Schuld auf Andere. Kurz, jeder will unschuldig seyn. Als der Herzog von Ossuna die Galeerensclaven besuchte und jeden um sein Verbrechen fragte, betheuerte jeder seine Unschuld, oder gestand doch nur einen so kleinen Fehler ein, der kaum der Strafe eines eintägigen Hausarrestes werth gewesen wäre. Ein Einziger bes-

kannte, daß er die Strafe gar wohl verdient habe. Sogleich befahl der Herzog, diesen Einzigen los zu lassen. Es ist höchst unschicklich, sagte er, einen solchen Verbrecher unter lauter unschuldigen Menschen noch länger zu dulden. Diese Ehrlichsprechung war beißend genug. Ein herzhafter Mann verachtet die lügenhaften Ausreden, und bekennt seine Fehler offenherzig; setzt aber die veranlassenden Ursachen seines Vergehens hinzu, damit man ihn nicht härter beurtheile als er es verdient. So betrugen sich die Tarentiner männlich, welche über Pyrrhus, den König von Epirus, der eine strenge Zucht unter ihnen einführen wollte, laut schimpften. Der König foderte sie vor sich. Nachdem sie seine Verweise eine zeitlang angehört hatten, sagten sie: Wahrhaftig, König! hätte es uns nicht an Wein gefehlt, wir würden es in der That noch viel ärger gemacht haben.

Bauer.

Der Bauer ist ein Laurer. Der Bauer und der Stier ist ein Thier. Wenn der Bauer nicht muß, bewegt er keinen Fuß. Der Bauer glaubt nur seinen Vater. Wenn

man den Bauer bittet, so wird er um eine Spanne länger.

Die größten Männer im Alterthume beschäftigten sich mit der Landwirthschaft. Man holte die Raths- und Feldherren vom Pflug, sagt Cicero. Den M. Curius Dentalus trafen die Abgesandten von Rom eben beym Ackern mit dem Pflug in der Hand an, als sie ihm die Bitte des Senates, die Feldherrnstelle der Republik zu übernehmen, überbrachten. Er erwarb sich dreymal die Ehre des Triumphes. Cato arbeitete mit seinen Knechten im Feld und aß einerley Brod mit ihnen. Dieser Cato, Censor von Rom; Hiero, der zweyte König von Syracus, Attalus, König von Pergamus, und Archelaus von Cappadocien, schrieben über den Ackerbau. Bey den Chinesern war der Ackerbau von jeher in höchsten Ehren. Es ist in diesem großen Reiche eine, alte Gewohnheit, daß der Kaiser selbst alle Jahre im Anfang des Frühlings unter großer Feyerlichkeit einige Furchen pflüget. In jeder Provinz wird von Zeit zu Zeit ein Ackersmann, der sich durch Verbesserungen im Ackerbau vorzüglich ausgezeichnet hat, zum Mandarinate erhoben. Die Alten konn-

ten die Glückseligkeit der Landleute nicht genug erheben. Die Asträa, die Göttinn der Gerechtigkeit, sagen die Dichter, habe sich von den Städten auf das Land geflüchtet, ehe sie die Erde verlassen hat. Es ist noch ietzt wahr, daß sich die Ehrlichkeit hie und da bey den Landleuten aufhalte, wenn sie weit genug von den Städten entfernet sind, und sich nicht mit Handelschaften abgeben. Von diesen Wenigen mag Virgils schöne Lobrede des Landlebens noch bewahret werden. „Glückliche Landleute, sagt er, unter euch herrscht noch stiller Friede, und Einfalt der Sitten, die weder List, noch Betrug kennt. Hier findet man mannigfaltigen Reichthum, Ruhe in der weiten Gegend, kühle Grotten, frische Quellen, und düstre Wälder. Hier findet man eine Jugend, die zur Arbeit abgehärtet, und eines nüchternen Lebens gewohnt ist. Gottesfurcht und Achtung gegen Aeltere ist hier noch zu Hause.“ Der Stand der Ackersleute ist die Grundfeste des Staates, denn er ernährt alle, und ist daher der größten Achtung werth. Zu seinen Arbeiten werden zwar keine großen Geistesgaben erfodert, und lassen ihm auch nicht Zeit genug übrig, die auf bessere Ausbildung des Geistes könnte verwendet werden. Deßwegen ist der Bauer gewöhnlich rohe, und auch sein

Körper wegen anhaltenden und gleichförmigen Arbeiten steif und plump. Offenheit, Gutmüthigkeit und Ehrlichkeit sind ihm natürlich. Allein die Städtebewohner, mit denen er durch Handel in Umgang kömmt, verderben bald seine natürliche Tugend. Sie verachten den Bauer und übervortheilen ihn, wo sie's vermögen. Daraus entsteht der Haß der Landleute gegen die Städter und ihr Mistrauen gegen selbe, und ihre Freude, wenn sie einen Städter auch übervortheilen können. Sie nehmen dazu die Mine der Einfalt an, als wenn sie nicht Fünfe zählen könnten, lauren aber hinter derselben nur auf Gelegenheit, den sich viel klüger dünkenden Schafkopf zu prellen. Bey solchen Fällen, die heut zu Tag gar gewöhnlich sind, bekennt der Städter, daß der Bauer so dumm nicht ist, als er aussieht, da heißt es: der Bauer ist ein Lauer. An dem Bauer rupfen alle übrigen Stände vom Fürsten bis zum Bettler, und müssen wohl an ihn kommen. Denn er gräbt den Schatz aus der Erde, von dem alle leben. Da kommt bald der Fürst mit Steuern und Anlagen, bald der Grundherr mit Dienst, Gülten und Scharrwerken, bald der Beamte mit Taxen und Sporteln, bald der Pfarrer mit Zehend und Stollgebühren, bald der Jä

ger und Gerichtsdiener mit Recht und Unrecht, endlich täglich eine Menge Bettler. Bey so vielen Anfoderungen ist es nicht zu verwundern, wenn ihm zu Zeiten die Geduld ausgeht: oder wenn's ihm dünken möchte, als würde für die großen und wichtigen Dienste zu viel gefodert, die ihm alle diese Foderer leisten. Weil immer nur Foderungen und Befehle an ihn kommen, so ziehn sich seine Muskeln schon zusammen, so bald er nur von einer neuen Verordnung, wenn er schon den Inhalt noch nicht weiß, reden hört. Wenn dergleichen Verordnungen auch offenbar nur seinen Nutzen zum Zweck haben, so nimmt er noch Anstand, Vertrauen und Glauben daran zu wagen. So unglaublich kommt es ihm vor, daß es jemand, ausser sein Vater, mit ihm gut meinen soll. Dieses Mistrauen zeiget wohl deutlich genug, daß dieser Stand lange genug nur gemißhandelt worden seye. Eine freundliche Behandlung ist ihm deßwegen so ungewohnt, daß er bey einer solchen in Gefahr kömmt, um eine Spanne länger, d. i. hochmüthig zu werden. Bey besserer Bildung, welche das jezige Zeitalter diesem Stand zu geben verspricht, und bei einer edlern Behandlung wird der Bauer auch großherziger werden, und hie und da einen Fuß bewegen,

wo er eben nicht muß. Seine Hartnäckigkeit, mit der er den alten Gewohnheiten anhangt, kommt theils von Bequemlichkeit her, denn das Alte hat man im Griff; theils vom Mistrauen, welches mislungene Projekte erzeugt haben. Wo er aber die Vortheile mit Augen sieht und mit Händen greift, da bleibt er nicht zurück. Man hat den Bauernstand zu sehr vernachläßiget und verachtet, als daß er besser seyn könnte als er ist. In der künftigen Generation wird er sich schon viel mehr Achtung erwerben, als er ietzt fodern kann. Wenn man ihn aber über Dinge aufklären will, die nicht zu seinen Stand gehören, wenn man ihm zumuthen will, er soll die Flug- und Volksschriften fleißig kaufen, damit die Herren Scribenten bey Kräften bleiben; wenn man ihn mit allerley Artikeln des Luxus bekannt macht; so wird er bald die schweren Arbeiten seines Standes zu lästig finden, und mehr verzehren wollen als er hervorbringt. Es hat von jeher unter den Bauern einige Schriftgelehrte, und Bauernkönige gegeben; sie sind aber immer dabey nachläßige Hauswirthe, welche lieber über alle Dinge in der Welt raisonniren als arbeiten.

Beleidigung.

Wer gar zu empfindlich ist, wird oft beleidiget. Wer kegeln will, muß auch aufsetzen. Er hat ihn vor den Kopf gestossen. Er hat ihm in's Aug, oder in's Herz gegriffen. Zwey harte Stein mahlen nicht klein.

Eine Beleidigung ist ein Leiden der Seele, eine Kränkung, die entsteht, wenn wir glauben, die uns schuldige Achtung seye verletzt worden. Es hat jeder Mensch ein feines Gefühl für den Grad von Achtung, der ihm in der menschlichen Gesellschaft zukömmt, ja gewöhnlich fodert er etwas mehr Achtung, als ihm eben die bürgerlichen Verhältnisse nach genauer Abwägung zuerkennen würden, weil die Eigenliebe jedermann beredet, er wäre wenigstens würdig, um eine Stufe höher zu stehen. Deßwegen wird der Menschenfreund, der gern erfreuet, die Bezeugung seiner Achtung gegen Andere immer lebhafter ausdrücken, als es eben die Verhältnisse fodern. Das Angenehme des gesellschaftlichen Umganges bestehet vorzüglich im rechten Verhältniß der Feinheit der Sitten zur Freyheit im Reden und Handeln. Diese muß durch jene gehörig beschränkt wer-

den, wenn der Umgang mit Menschen angenehm seyn soll. Die Feinheit der Sitten wird jedem die Achtung sichern, die er vernünftiger Weise erwarten kann. Die Freyheit wird den Zwang, das steife und blöde Benehmen verscheuen. Doch wer einen zu hohen Begriff von sich selbst hat, dem wird die Achtung immer zu gering scheinen, die ihm Andere erweisen, und wird sich daher gar oft für beleidigt halten. Man sagt dann, er ist zu empfindlich, es wäre nöthig, jedes Wort vorher auf der Goldwage abzuwägen, oder man trüge ihn auf den Händen herum. Solche empfindliche Menschen schränken die Freyheit des Umgangs zu sehr ein, und lähmen die muntere Stimmung der Gesellschaft. Und doch sind gewöhnlich sie es selbst, die sich eine ungebührliche Freyheit gegen Andere erlauben, weil sie sich und Andere unrichtig schätzen. Andere, denen keine so hohe Idee von ihnen beywohnt, erlauben sich dann die nämliche ungebührliche Freyheit gegen sie, und entschuldigen sich damit: Wer kegeln wolle, müsse auch aufsetzen. Wirkliche Beleidigungen wird jeder gesittete Mensch auf's sorgfältigste vermeiden. Sie zerstören alles gesellschaftliche Vergnügen und ziehn oft traurige Folgen nach sich, denn ein Tröpfchen vom tödtlichen Gifte

das sich einmal in ein zartes Herz eingefressen hat, bleibt oft Jahre lang sitzen, und kann kaum durch einen Strom von guten Worten und Gefälligkeiten herausgeschwemmt werden. Einem in's Auge greifen, schmerzt sehr, und kann den Verlust desselben verursachen.

Beruf.

Ein Handwerk hat einen goldenen Boden. Lern' was, so kannst was. Der hat seinen Beruf verfehlt.

Unter Beruf versteht man die Summe der Fähigkeiten und Kräfte eines Menschen zu einem bestimmten Geschäfte, wie auch das Geschäft oder Amt selbst, dem sich jemand für immer widmet. Die Eltern müssen sorgen, daß ihre Kinder den rechten Beruf treffen, d. i. einen solchen Stand, Kunst oder Handwerk wählen, zu dem sie die gehörigen Anlagen, Neigungen und Fähigkeiten zeigen. Treffen sie ihren Beruf, so werden sie in selbem ihre Geschäfte mit Leichtigkeit und folglich mit Lust verrichten. Jeder Schlüssel passet zu einem Schloß; wenn man ihn aber an das unrechte Schloß bringt, so wird Schlüs-

sel und Schloß verdorben. Das Gesetz der alten Egyptier war nicht weise, welches die Kinder zur Lebensart ihrer Väter verpflichtete. Man glaubte die Künste und Handwerke zum höchsten Flor zu bringen, wenn man ihre Pflege nur denjenigen anvertrauen würde, welche sich von Kindheit auf einzig damit abgegeben hätten. Allein diese Einrichtung ist das größte Hinderniß zur Vervollkommung der Künste und Wissenschaften. Denn die Natur begünstigt, wen sie will, und richtet sich nicht nach der Rangordnung, die im Staate eingeführt ist. Nach dem egyptischen Gesetze würden oft die treflichsten Köpfe zu der gedankenlosesten Handarbeit verdammt seyn. Pindar hätte ein Pfeifer, Socrates ein Bildhauer, Theophrast ein Walker, Horaz ein Salzkrämer, Virgil ein Töpfer, Moliere ein Tapezierer, Conrad Gesner ein Kürschner und Wolf ein Gerber werden müssen. Und bey diesen Handwerken würden diese großen Männer vielleicht elende Stümper geworden seyn. Sixtus V. war ein ungeschickter Schweinhirt, aber nachher einer der größten Fürsten, die je die Tiare getragen haben. Der Cardinal Ximenes war nicht einmal zum Betteln zu gebrauchen, er war aber nachher der größte Minister, den Spanien in vielen Jahrhunderten

gehabt hat. Den berühmten Diamant, Pitt genannt, trug ein englischer Matrose lange bey sich und schlug Feuer daran, bis ihn ein Kenner bemerkte. Wie viele solche Diamante unter den Menschenseelen mögen in den niedrigsten Ständen verborgen liegen. Die weise Regierung des baierischen Staates fodert jezt von allen Auffehern der Jugend, ihr die fähigsten Köpfe bekannt zu machen. Ohne Zweifel wird sie dieselben pflegen, wenn sie einer Unterstützung bedürftig sind, um immer einen auserlesenen Nachwuchs für alle Arten von Staatsdiensten zu haben. Die dürftigen Umstände, und ungünstigen Lagen haben manchen guten Kopf erdrückt. Wie auch aus dem besten Samen kein vollkommenes Gewächs seiner Art hervorkömmt, wenn ihn nicht die das Wachsthum befördernden Umstände umgeben; so werden sich auch die Fähigkeiten des Menschen ohne günstige Verhältnisse zu den Grad nie entwickeln, den er bey gehöriger Pflege erreichen könnte.

Beschimpfung.

Er ist kein Schuß Pulver werth. Er ist nicht werth, daß ihn die Sonne anscheint; daß

ihn der Erdboden trägt; daß man's Maul seinetwegen aufthut. Kein Hund nimmt von ihm einen Brocken. Er ist nicht werth, daß ihn ein Hund anbisset. Es kräht ihm kein Hahn nach.

Diese Komplimente sind für sich schon so klar, daß sie keiner Erklärung bedörfen. Sie werden aber mit allerley Schimpfnämen gewürzt, um sie noch schmackhafter zu machen. Derjenige, auf den sie gerichtet sind, giebt sie gewöhnlich in doppelter Ladung zurück. Das weibliche Geschlecht ist jedoch aus Mangel anderer Waffen mit viel mehr Munition zum Schimpfen versehn, als das männliche. Dieses wird oft nach den ersten Schuß sogleich handgemein, da jenes einen halben Tag fort plenkelt, bis es einander in die Haare kommt. Ich theile zum beliebigen Gebrauch für beyde Geschlechter die gewöhnlichsten Schimpfnamen mit. Für das männliche Geschlecht: Strumpfgidi; Schußbartl; Schuximuri; Sienzler; Dalk; Loitl; Leyra; Maulaff; Calfakter; Schlankel; Limmel; Tölpel; Passauertölpel; Einfaltspinsel; Esel; Ochs; Schöpsenkopf. Dunderschlachtiger Hund; Luderhund; verfluchter Teufels; Lumpen; Laus;

Sau-Kerl; Schwanz; Sau-Katzen-Fuchs-Erz-Schwanz; Galgenschwengel; Spitzbue; Erzspitzbue; Schurk; Erzschurk. Für das weibliche Geschlecht. Vischperl; Gschosl; Ruesch; Trampel; Balg; Runggunkl; Heugeigen; Load; Luder; Beitschn; Sau; versofene Lützl; Besti; Fud; Musch; Schlagerinn ꝛc. ꝛc.

Besserung.

Nimmer thun, ist die beste Buß. Es giebt viel Büßer, aber wenig Lasser. Er bessert sich, wie der alte Wolf. Er sucht die Scharte auszuwetzen. Er kriecht zum Kreuz.

Alle Menschen erkennen die Nothwendigkeit der Besserung, wenn ihre Sittlichkeit nicht so beschaffen ist, wie sie seyn soll. Denn das Gewissen entwirft jedem ein treues Bild von seinem sittlichen Zustand und rüget ohne Schonung die Züge, welche ihn verunstalten. Allein die Verbesserung dieser entstellenden Züge ist ein schweres Stück Arbeit. Denn sie fodert eine gänzliche Umänderung der bisherigen Denkart und Neigungen. Dazu haben

Wenige

Wenige hinlängliche Starkmuth; deßwegen giebt es viele Büßer, aber wenige Lasser. Deßwegen wollen viele diese saure Arbeit bis auf's Alter verschieben, weil sie hoffen, bis dorthin würden die Wurzeln des Bösen von selbst verdorren und dann leicht auszureissen seyn. Sie bessern sich mit dem alten Wolf, der zu kraftlos war, um noch Thiere würgen zu können, und nun die schaaffreundlichsten Gesinnungen heuchelte. Allein weil es den meisten zu gefährlich dünkt, die Buße auf die lange Bank hinauszuschieben, theils weil sie nicht ohne Grund fürchten, Gott möchte mit den Ueberbleibseln der Sünde nicht wohl zufrieden seyn, theils weil sie viele unvermuthet in's Grab versinken sehn; so dachte man von jeher auf Mittel, wie man der mühsamen Besserung überhoben, und doch ruhig seyn könnte. Die Indianer brauchen zu diesem Zweck Brechmittel, oder lassen sich von der Fußsohle bis an den Hals mit zwölf verschiedenen Stöcken prügeln, um die Sünden durch dem Hals und Mund hinauszujagen. Andere Völker machten sich's noch bequemer, indem sie, anstatt ihre bösen Neigungen zu tödten, Thiere schlachteten, und zum Opfer für die Gottheit verbrannten, die dergleichen

Dämpfe gar begierig in ihre allmächtige Nase zöge und sich damit begütigen lasse. Die Christen könnten wohl wissen, was bey der Sache zu thun wäre, denn ihre heiligen Bücher sind voll vom klaren Unterricht hierüber. Allein sie zeigen wenig Lust, sich die Augen auszureissen, und die Hände abzuhauen. Sie haben deßwegen gleichfalls allerley Surrogate für das verdrüßliche Bessern erdacht. Mit Klösterstiften, Wallfahrten, Bruderschaften, Abläßen ꝛc. wollen sie die Scharten ihres Gewissens auswetzen. Allein es giebt nur ein Mittel, wie Claudius berichtet:

Hau' deinen Götzen muthig um,
Er sey Geld, Wollust oder Ruhm.

Bestechung.

Die Gerechtigkeit hat eine wächserne Nase, die sich drehen läßt. Wer wohl schmiert, fährt wohl. Schmieren macht linde Leute. Wenn's gehen soll, muß man den Daumen rühren. Da muß man sich nichts in die Händ brennen lassen. Er hat ihm etwas in die Rippe gestossen. Er hat ihm die Augen geblendet.

Durch Bestechung will man zur Verräthe-
rey an Wahrheit und Gerechtigkeit verleiten.
Das gewöhnliche Mittel hiezu sind Geschenke;
weil man durch die Habsucht, von welcher
fast das ganze menschliche Geschlecht angesteckt
ist, den Willen am sichersten zu verderben
hoft. Die größten Männer sind oft nach lan-
gem Kampfe der Verführung unterlegen. Wenn
ein Baco von Verulim als ein bestechlicher Rich-
ter erscheint; und Demosthenes das Halsweh be-
kommt, daß er wider den untreuen Harpalus,
der ihm einen Becher mit zwanzig Talente ver-
ehrt hatte, kein Wort in der Rathsversammlung
vorbringen kann; so muß die Gefahr wohl
groß seyn. Deßwegen hat die Tochter des Kö-
nigs Kleomenes von Sparta ihrem Vater den
besten Rath gegeben, als ein Fremder durch
große Summen Geldes den König zu einer
den Spartanern sehr nachtheiligen Verfügung
verleiten wollte, und die Summe immer ver-
doppelte, wenn der König den Gesuch ab-
schlug. Vater, rief endlich die kleine Tochter,
die eben im Zimmer zugegen war, wenn ihr
euch nicht entfernet, so wird euch dieser Frem-
de doch noch bestechen. Der König folgte dem
Rath dieses Engels und blieb ehrlich. Eines
der besten Mittel sich vor der Bestechlichkeit

zu verwahren ist die Häuslichkeit und Genügsamkeit. Wer wenige selbstgemachte Bedürfnisse hat, und alle unnöthigen Ausgaben vermeidet, der hat keinen Reiz zu ungerechten Einnahmen. Alexander von Macedonien konnte den Athener Phocion mit hundert Talente nicht bestechen; Phocion lebte aber auch wie ein gemeiner Bürger. Aristides war viele Jahre Schatzmeister, und erwarb sich so wenig Vermögen, daß er auf öffentliche Kösten mußte begraben werden. Er zog durch seine Armuth der Gerechtigkeit den Vorwurf zu, daß sie ihre Verehrer in Armuth sterben lasse. Doch dieser Vorwurf traf nicht die Gerechtigkeit, sondern die Republik, welche ihre Beamten schlecht besoldete. Aber dadurch wird eben der Ruhm des Aristides erhöht, daß er sich dadurch nicht, wie seine Vorfahrer, zur Ungerechtigkeit verleiten ließ.

Betrug.

Mit guten Worten verkauft man böse Waare.
Er hat sich Pfeifen geschnitten, den Beutel gespickt. Er hat ihn hinters Licht geführt, einen blauen Dunst für die Augen gemacht, übern Tölpel geführt, das Maul gemacht.

Er hat ihm einen Speck auf die Falle gelegt. Sie spielen untern Hütl; sie tupfen zusammen. Er speißt einen mit guten Worten ab. Es sind faule Fische dahinter. Er ist ein Schelm in die Haut hinein, so weit ihn das Hemd berührt.

Der Betrüger erschleicht die Einwilligung des Andern dadurch, daß er ungegründete Vorstellungen in ihm hervorbringt. Dazu wendet er aus seinem reichen Vorrath Lügen, Scheingründe, falsche Versprechungen und Versicherungen an, d. i. er macht einen blauen Dunst vor die Augen, damit der andere die rechte Beschaffenheit der Sache nicht bemerkt. So prellte Licinius, ein römischer Steuereinnehmer, die Gallier um zwey Steuern, indem er ihnen, da die Monate Quintilis und Sextilis in Julius und Augustus umgetauft wurden, weiß machte, das Jahr sey um zwey Monate vermehrt worden. Der Betrug ist unsittlicher und niederträchtiger als der Diebstahl, denn der Betrüger misbraucht die Mine der Redlichkeit, wodurch das Zutrauen unter den Menschen sehr geschwächt wird, und vergrößert die Unsicherheit mehr als der Diebs

stahl, vor dem man sich leichter verwahren kann.

Bettler.

Wem der Bettelstab einmal in der Hand warm geworden ist, der bohrt keine dicken Bretter mehr. Frühe Regen und frühe Bettler bleiben nicht beym Dorf. Der ist ein schlechter Bettler, der nicht eine Thüre meiden kann. Wenn ein Bettler auf ein Pferd kömmt, so kann ihn kein Teufel mehr erreiten. Beym Bettlerhandwerk verdirbt niemand. Wer gern giebt, fragt nicht lang.

Die Bettelsucht hat ihren Grund in der Neigung zum Müssiggang. Der Arme kämpft durch Arbeit wider die Armuth; der Bettler aber ist arbeitscheu, und will auf Kosten der Arbeitenden leben. Bettelsucht ist ein Laster; denn der Bettler, der arbeiten könnte und nicht arbeitet, entspricht seiner Bestimmung als Mensch, Bürger und Christ nicht, und betrügt die gutmüthigen Geber und die Armen um das ihrige. Diesen wichtigen Unterschied unter Bettlern und Armen machte schon Moses, indem er sagt: Es soll kein Bettler in

Israel seyn; Arme aber würde es zu allen Zeiten geben. Die Bettler, welche einmal den gehörigen Grad von Unverschämtheit erreicht haben, führen ein vergnügtes und sorgenloses Leben, und würden ihre Lebensart mit keiner andern vertauschen, wobey sie sich mit Arbeit ernähren müßten. Der Bettler ist frey, hat keine Staatsbürden zu tragen, keine Gefahren zu bestehn, fodert nur, wo er hinkömmt, was er bedarf. Deßwegen kann man keinen solchen Bettler bereden, dicke Bretter zu bohren. Ihre Kinder richten sie von frühster Jugend zum väterlichen Handwerk ab und glauben, denselben kein bessers Auskommen verschaffen zu können. In der Stadt Basel war ein Bettler, welcher dem ersten Kinde, das sein Weib gebahr, den Fuß zerbrach; dem zweyten Kinde wollte er den Arm brechen: da aber die Mutter doch auch ein Kind mit ganzen Gliedern haben wollte, so sagte der Bettler: Willst einen Hungerleider haben, so behalt ihn; ich wollte einen Herrn daraus machen. Er meinte, mit geraden Gliedern müsse das Kind einst durch Arbeit kümmerlich sein Brod verdienen, da es als ein Krüppel zum Bettler wie gebohren wäre und auf reichliche Gaben Anspruch machen könnte. Die Betteley verderbt den ganzen Charakter des

Menschen. Niederträchtigkeit, Schamlosigkeit, Heucheley und Trägheit sind die Grundzüge ihrer Seele. Daher sind Bettler auffer den Arbeits- und Zuchthäusern nicht wohl mehr zu gebrauchen. Auch wenn sie sich in einen höhern Stand schwingen, legen sie die Bettlereigenschaften nicht ab, sondern streben nur mit einem unerträglichen Stolz dieselben zu decken. Hilf dem Armen, und verjage den Bettler.

Beyspiele.

Wie die Alten singen, so zwitsern die Jungen. Ein räudiges Schaf steckt die ganze Heerde an. Acht gegeben, es sind Schindel auf dem Dach.

Gute Beyspiele sind zwar stumme, aber mächtige Prediger des Guten. Sie finden die Hindernisse nicht, welche sich den Unterweisungen und Ermahnungen entgegensetzen. Einem Leuchtthurm auf dem Meere gleich zeigen sie jedem das Ziel, ohne ihm gewaltsam eine Richtung zu geben. Sie sind nicht nur für jedermann ein verständlicher Unterricht, sondern widerlegen auch durch ihr bloßes Daseyn alle

Einwendungen wider die Möglichkeit oder Ausführbarkeit ihres Gegenstandes. Seneka bemerkt, Kleanth habe mehr Nutzen davon gehabt, daß er ein täglicher Zuschauer von dem häuslichen Leben des Zeno, als ein Zuhörer von dessen Vorlesungen über die Sittenlehre gewesen sey; und Plato habe sich mehr nach der edlen Handlungsweise als der Tugendlehre des Sokrates gebildet. Das Bild des guten Beyspieles drückt sich tiefer in die Seele, als die Lehren, und reizt durch ihre Schönheit sanft zur Nachahmung. Man fühlt die Kraft, eben so zu handeln, da man die Möglichkeit nicht mehr bezweifeln kann, und wird von der Lebhaftigkeit des Bildes bis zur That begeistert. Marcus Cato gieng oft auf das kleine Landgütchen des berühmten Marius Curius, um sich in seinen guten Vorsätzen zu stärken. Hier saß der große Mann, dacht' er dann, der die furchtbarsten Feinde Roms überwand, den König Pyrrhus aus Italien vertrieb, und nach drey gehaltenen Triumphen diese Aecker selbst wieder bauete und diese Hütte bewohnte. Hier saß er, und kochte Rüben als die Gesandten der Samniter kamen und ihm große Geschenke anbothen. Er aber nahm sie nicht und sagte: Wer mit dieser Kost zufrieden ist, braucht kein Geld. Es gehört zwar eigene

Größe, wenigstens die Anlage zur Geistesgröße dazu, wenn man wie Cäsar vor Alexanders Bildsäule weinen soll. Aber jeder Menschengeist hat so viel Größe, daß er bey edlen Thaten nicht gleichgültig bleiben kann. Selbst der Lasterhafte kann die Unruhe nicht unterdrücken, die er beym Anblick der ausgezeichneten Tugend fühlet. Es ist das treflichste Mittel zur Volksbildung, wenn allein das Gute, Schöne und Edle öffentliche Achtung erhält. Aber wehe dem Volke, wo man das Laster, zwar eben nicht rühmet, aber doch darüber lachet. Tacitus gab den alten Deutschen das schöne Zeugniß, daß man bey diesem Volke noch nicht über die Laster lache, wie es zu seiner Zeit schon in Rom gebräuchlich war. Die Athener waren hierin so empfindsam, daß sie den Euripides sogleich zur Stadt hinausjagen wollten, als er in einem Trauerspiele dem Reichthum eine übertriebene Lobrede hielt. Er bat nur doch das Ende des Spieles abzuwarten, wo der Geiz seine Bestrafung erhalten werde. Am Ende war das Volk beruhiget. Wie weit sind wir von dieser Zartheit des Gefühles für's Sittliche entfernet! — Böse Beyspiele können auch lehrreich seyn: denn man kann das Abscheuliche des Lasters und ihre traurigen Folgen lebhaft daran sehn. Wenig-

stens gab Locmann, ein arabischer Weise, auf die Frage, woher er seine Weisheit und Tugend gelernt hätte, zur Antwort: Von denen, die sie nicht haben: denn ich enthielt mich alles dessen, was ich an andern Lasterhaftes sahe. Allein es gehört schon eine Festigkeit des Charakters dazu, die nicht gar häufig vorkömmt, um diesen Nutzen von bösen Beyspielen ziehen zu können. Am allerwenigsten ist diese Festigkeit bey der Jugend zu vermuthen; sie zwitsert alles nach, was die Alten vorsingen, es mag gut oder böse seyn; sie fängt leicht Feuer, wie die Schindeln auf dem Dach. Deßwegen ist die sorgfältigste Behutsamkeit beym Reden und Handeln in Gegenwart der Jugend nöthig, die höchst wißbegierig und aufmerksam auf alles ist, was sie umgiebt, um an Kenntnissen zu wachsen.

Böses.

Das Böse lernt man von selbst. Das Unkraut wächst von selbst. Das Unkraut verdirbt nicht. Er hat viel gestiftet, aber wenig in die Kirche. Er ist so böse, als wenn er dem Teufel ausgekommen wäre. Er fienge den Teufel auf freiem Feld. Man

sollte glauben, es hätte ihm's der Teufel eingespieen.

Da ein Gärtner den Fabeldichter Aesop fragte, warum die Pflanzen, die er so fleißig pflege, doch nicht so freudig wachsen, als das Unkraut; so erklärte ihm Aesop die seltsame Erscheinung damit: das Unkraut sey ein eignes Kind der Mutter Erde; seine Pflanzen seyen aber nur Stiefkinder, die ihr nicht lieb wären, und deßwegen von ihr vernachläßiget werden; sie wären ihr gleichsam aufgedrungen, und daher so angenehm, wie die Soldaten im Quartier. Da nun das Böse im Menschen, dieses sittliche Unkraut, auch freudiger wächset als das Gute, und jenes zwar ohne alle Pflege; dieses aber bey aller Pflege immer zurück und schwach bleibt und auf Erde wohl gar nie zur vollen Reife kömmt; so haben viele behauptet, das Böse sey das eigene Kind der menschlichen Natur, und das Gute müsse ihr nur mit Gewalt eingeimpft werden. Andere aber behaupten, der Boden sey rein und treflich, und trüge nur gute Pflanzen, wenn nicht ein Feind Unkraut hineingeworfen hätte. Wenn doch Aesop noch bey Leben wäre, vielleicht könnte er das Räthsel lösen.

Unterdessen scheint es, der Grund sey gut; nur die Spalier, die das Pflanzenbett umgiebt, habe sich mit ihren üppigen Trieben zu weit hinein verbreitet, während der Gärtner (die Vernunft) schlief, der sie auch fleißiger unter der Scheere halten soll. Man hat schon auf allerley Mittel gedacht, die Ueppigkeit der Triebe zu hemmen, auch vom Auslande übern Mond sind Panaceen verschrieben worden. Allein sie helfen höchstens, daß das Uebel nicht gar zu sehr überhand nimmt und gar alle guten Pflanzen verdrängt. Man muß sein Bestes thun und Geduld haben, bis die Spalier von selbst verdorret, dann wird das Gute freudig blühen.

Dankbarkeit.

Undank thut weh. Undank ist der Welt Lohn.

Wer ungebeten zur Arbeit geht, geht ohne Dank davon.

Der Anblick des Wohlthäters ist für den Undankbaren so unerträglich wie für den flüchtigen Schuldner der Anblick seines Gläubigers. Es wäre besser, wenn solche Menschen die

ihnen erwiesenen Wohlthaten vergessen könnten, so hätte doch wenigstens der Wohlthäter nichts Böses von ihnen zu befürchten. Octavian August ließ den Cicero in die Acht erklären, nachdem ihn dieser berühmte Redner zur höchsten Würde im Staat geholfen hatte, und eben der Tribun schlug ihm den Kopf ab, dem er vorhin durch seine Beredtsamkeit das Leben gerettet hatte. Selbst Völker können oft die großen Verdienste nicht mehr ertragen, die ihnen einzelne Männer erwiesen haben. So haben die Athener den Aristides, den ehrlichsten Mann, welchen sie je gehabt haben, aus dem Vaterland verbannt und den großen Feldherrn Miltiades, der durch die Schlacht bey Marathon sein Vaterland gerettet hatte, auf eine ungegründete Anklage in Kerker werfen lassen, wo er an seinen Wunden, die er in der Vertheidigung Griechenlands erhalten hatte, starb. Der höchste Grad von Stolz mag etwa die Quelle dieses schwarzen Lasters seyn. Die Undankbaren möchten den Urheber ihres Glückes vertilgen, damit sie als Schöpfer ihres eigenen Glückes erscheinen, und von aller Verbindlichkeit und Abhängigkeit frey seyn mögen. Der Undank ist sohin einem wüthigen Hund gleich, der seinen eigenen Herrn anfällt. Edle Seelen aber schätzen sich glücklich,

wenn sie ihren Wohlthätern die lebhafteste Dankbarkeit erzeigen können. Der König Pyrrhus beklagte den Tod des Aeropus und endlich, weil er ihm eine erwiesene Wohlthat nicht mehr vergelten konnte. Der große Alexander war eifersüchtig darauf, daß ihn in der Dankbarkeit niemand übertreffen möge. Die Römer belohnten nach hundert und vierzig Jahren noch die Nachkommen des Timotheus, der ihnen eine durch die Seeräuber von Lipari geraubte goldene Schaale, die zum Opfer nach Delphos bestimmt war, wieder zurückstellte, indem sie dieselben bey der Eroberung der Insel Lipari von allen Auflagen frey sprachen.

Dieb.

Fremdes Gut thut kein gut. Es steht geschrieben, was nicht dein ist, laß liegen. Ein ungerechter Haller frißt einen Thaler. Der Hehler ist wie der Stehler. Einen Fund verhehlen ist so gut als stehlen. Mit gestohlen mit gehenkt. Den Dieb erschreckt eine Maus. Einen zeitigen Dieb erlauft ein hinkender Scherk. Die kleinen Diebe henkt man, die großen läßt man laufen.

Er findet, ehe man verliehrt, und stirbt noch, ehe er krank wird. Er stiehlt wie ein Rab. Er laßt mitgehen. Er macht lange Finger.

Heimliche Zueignung des fremden Eigenthums wider den Willen des rechtmäßigen Besitzers ist Diebstahl. Die Grobheit oder Feinheit, womit diese Zueignung geschieht, macht im Verbrechen selbst keinen Unterschied. Der betrügerische Spieler; der Kaufmann mit zu leichtem Gewichte und falschem Maaß oder betrüglichen Waaren; der Handwerker mit fehlerhaften Arbeiten; der Lohnknecht mit Vernachlässigung des Nutzens seiner Herrschaft; der bestechliche Richter; der nachlässige Sachwalter; der seine reichen Kranken hinhaltende Arzt sind eben Diebe, wie diejenigen, welche nächtlicher Weile durch die Dächer oder Fenster in die Wohnungen einbrechen. Der Dieb untergräbt den einen Grundpfeiler der bürgerlichen Gesellschaft, die Sicherheit des Eigenthums; der Räuber stürzt auch noch den andern Grundpfeiler mit um, die Sicherheit der Person. Daher sind diese zwey Laster die verderblichsten in der menschlichen Gesellschaft.

Die

Die erste Aufgabe für den Staat bleibt daher immer, wie er diesen Lastern am sichersten vorbeugen könne: und die größte Schande trift die Regierung eines Landes, wo der Einwohner in seinem Hause oder auf offener Strasse nicht sicher ist. Eine gute Polizey kann Sicherheit vor Räubern und groben Dieben herstellen. Schwerer ist es, ja in vielen Rücksichten unmöglich, die feinen Diebereyen zu verhindern. Die feinen Diebe sehen ehrlichen Leuten gleich, haben oft grosse Macht, selbst oft die Wagschale der Gerechtigkeit in Händen, stehen im Ansehen und Achtung. Den Wolf beym Ohr fassen, ist gefährlich; er macht sich auch leicht durch seine Stärke wieder los. Anacharsis vergleicht daher die Gerechtigkeit einem Spinnengewebe, woran nur die kleinen Mücken hangen bleiben, die großen aber unbeschädiget durchfahren. Diese Bemerkung theilte der Seeräuber Diomedes auf eine respektlose Art dem großen Alexander mit; der ihn wegen seinen Seeräubereyen zum Tod verurtheilte: Hätt' ich deine Macht, sagte der Räuber, so wäre ich König, und du ein Land- und Seeräuber; nun aber legst du deinen Namen und Strafe auf mich, weil du mächtig bist und Recht heißest, was dir

gelüstet. Die Wiedererstattung des Gestohlenen oder Geraubten soll sich der Staat äusserst angelegen seyn lassen, denn jedem Staatsbürger wird, indem er in gesellschaftlichen Verband tritt, gleichsam die Sicherheit seiner Person und seines Eigenthumes assecurirt. Sohin soll des Diebes und Räubers Vermögen dazu, so weit es zureicht, angewendet, und der Mangel desselben durch Verlöhnung seiner Kräfte und Geschicklichkeiten oder durch Verkauf seiner Person ersetzt werden. Auf diese Weise könnte man einen rechtmäßigen Sclavenhandel mit den Pflanzern in Amerika errichten, die schlechteste Waare im Land theuer verkaufen, und die Beschädigten doch in etwas entschädigen. Es versteht sich ohnehin, daß die Kosten, welche die Verwaltung der Gerechtigkeit fodert, der Staat tragen muß.

Dienstfertigkeit.

Man muß sich nicht lang bitten lassen. Eine Hand waschet die andere. Wurst wieder Wurst. Gieb mir eine Wurst, so lösch' ich dir den Durst.

Die Dienstfertigkeit ist eine schöne Tochter der Menschenliebe. Sie äussert sich als Bereitwilligkeit, andern in ihren Anliegen oder Bedürfnissen durch thätigen Gebrauch der eigenen Kräfte oder des Vermögens zu helfen, ohne Rücksicht auf Lohn oder Gegendienste. Der Dienstfertige erwartet keine Auffoderung oder Bitte. Wenn das Bedürfniß des Andern ungezweifelt, und er sich die Kraft zu helfen bewußt ist; so fühlt er einen Drang, seine Dienste anzubiethen. Doch muß die Dienstbegierde in den gehörigen Schranken bleiben. Unsere Dienstfertigkeit darf keiner Pflicht zuwider, folglich zu unerlaubten Dingen nie behülflich seyn; darf die Trägheit oder Liederlichkeit anderer nicht nähren; darf unsere eigenen Angelegenheiten nicht vernachlässigen; darf sich nicht in Geschäfte eindringen, wozu die Kräfte, oder Kenntnisse nicht zureichen. Wer allen dienen will, dienet keinem recht; die zu sehr getheilte Kraft wird zu sehr geschwächt, daß zuletzt keinem damit gedient ist. Ein solcher gehorsamer Diener biethet allen, die ihm in Wurf kommen, seine Dienste an. Wollte er seine Verheißungen erfüllen; so müßte er sich wohl in tausend Theile spalten, wie der Advokat im Thom Jones, und

doch würde jeder Theil noch genug Arbeit haben. Doch die wahre, d. i. uneigennützige Dienstfertigkeit ist sehr selten. So lange man keines Dienstes bedarf, affectiren die Leute den Wunsch, Gelegenheit zu erhalten, ihre Dienstfertigkeit beweisen zu können: allein schon beym Eingang einer Bitte um eine Gefälligkeit legen sie ihre Minen in ernsthafte Falten, ob sie schon noch nicht wissen, was man will. Merken sie, daß sie den gefoderten Dienst auf eine gute Art ablehnen können, oder fällt ihnen eine recht scheinbare Ausrede bey; so werden sie wieder heiter, und wissen sich nicht genug zu beklagen, daß sie das Vergnügen entbehren müssen, welches eine solche Dienstleistung ihrem Herzen verschaft haben würde. Die gewöhnliche Dienstfertigkeit, die man noch unter Menschen bemerkt, ist nur ein Tausch- oder Leihhandel, Wurst wieder Wurst; man weis nicht, wie man die Leute brauchen kann.

Dummheit.

Er hat das Schießpulver nicht erfunden. Er bringt keinen neuen Glauben auf. Er kann

nicht fünf zählen. Er ist saudumm, er ist ein Schöpfen; Stroh; Esels; Ochsenkopf. Er ist so dumm nicht, als er aussieht.

Dummheit ist eine Schwäche des Verstandes, welche den Menschen unfähig macht, die gewöhnlichen Verhältnisse der Dinge einzusehn. Wenn jener Edelmann, dem seine Schatul gestohlen wurde, sich damit tröstete, daß der Dieb den Schlüssel dazu nicht hätte und sohin es gern wieder zurückstellen würde; so war das wohl eine große Schwäche des Verstandes. Solche Menschen verdienen unser Mitleid, nicht aber unsern Spott. Wer ihrer spotten kann oder sie mißbraucht, hat viel weniger Werth als sie. Es werden jedoch viele als dumme Menschen verschrieen, die es keineswegs sind. Wer den Ton der Welt und herrschenden Mode nicht nachläßet oder sich auf Ränke und Schwänke nicht versteht, ist deßwegen noch nicht einfältig, wohl aber mag er Einfalt des Herzens besitzen, welche die Vielfältigkeit der Lüge und die heuchlerischen Manieren der Höflichkeit und ihre Kunstausdrücke verabscheut.

Ehestand.

Der hat wohl geheurath, der ein frommes Weib hat. Eine weinende Braut, eine lachende Frau. Ehestand, Wehestand. Wie wohl und wehe, wird manchem in der Ehe. Wer sein Weib schlägt, macht sich 3 Fasttag und ihr 3 Feyertag. Wer sein Weib schlägt, treibt einen Teufel r'aus und jagt zehn dafür hinein. Er darf nicht miau sagen, wenn er auch die Katz im Arm trägt. Sie setzt ihm Hörner auf. Selten wohl, gar oft wehe, ist's täglich Brod in der Ehe.

Der Ehestand ist ein Vertrag zweyer Personen vom verschiedenen Geschlechte zu einem unzertrennlich gesellschaftlichen Leben, dessen Zweck vorzüglich Erzeugung und Erziehung der Kinder ist. Das Institut der Ehe ist in aller Rücksicht eine vortrefliche Einrichtung in der menschlichen Gesellschaft. Durch die eheliche Verbindung werden nicht nur mehrere und gesundere Kinder erzeugt, sondern es wird auch für ihre Erziehung, für ihr künftiges Fortkommen und Glück besser gesorgt als bey unehelichen Verbindungen. Die Ehe sichert den Zustand einzelner Personen, macht ihr Daseyn angenehmer, bewahrt die Sittlichkeit,

gewähret dem Staat größere Sicherheit und Stärke, und erleichtert die Regierung desselben. Deßwegen ist auch bey allen Völkern von einiger Bildung der Ehestand hochgeachtet und die Schliessung des Ehevertrages zu einer religiösen Handlung erhoben worden. Die Ehegenossen verpflichten sich im Angesichte Gottes, einander zu lieben, unverbrüchliche Treue zu halten, sich bey allen Abwechslungen des Glückes einander beyzustehn, keines das andere zu verlassen, bis sie der Tod scheidet; und ihre Kinder zu guten und brauchbaren Menschen zu erziehen. Welch ein ehrwürdiger Bund! Die Regierungsform der ehelichen Gesellschaft soll unter freyen Vernunftwesen zwar demokratisch seyn. Doch um die Streitigkeiten, welche unter Mitgliedern von gleichem Rang und Rechten leicht entstehen, zu beseitigen, und weil bey dem Manne mehr Kraft an Geist und Leib vermuthet wird; so ist sowohl durch Religions- als Staatsverfassungen der Mann zum Haupt dieser Gesellschaft erklärt worden, und das Weib muß sich bequemen, einen Theil ihrer natürlichen Freyheit aufzuopfern, und dem Manne in rechtmäßigen Dingen, welche der Zweck der ehelichen Verbindung befasset, gehorsam zu seyn, angeloben. Diese Huldigung des

Weibes macht aber den Mann keineswegs zum willkührlichen Beherrscher, denn der Mann hat sich zur Liebe und Achtung gegen sie verpflichtet, die jedes willkührliche und herrische Betragen ausschlieſſen. Der eheliche Vertrag wird durch jede Handlung verletzt, welche den Verpflichtungen zuwider ist, die sich die Verehelichten einander angelobten. Die gröſßte Verletzung des Ehevertrages ist der Ehebruch. Er ist eine Quelle von Ungerechtigkeiten, die nie wieder ganz in Ordnung gebracht werden können. Es ist ein sicherer Beweis vom tiefen Verfall der Sitten bey einem Volke, wo die Heiligkeit der Ehen häufig verletzt wird Bey den alten Deutschen, wie Tacitus berichtet, war ein solcher Fall äuſserst selten. Es wurde aber das Vergehen nur an dem Weib, das die eheliche Treue verletzte, auf eine höchst beschimpfende Art gestraft. Der Mann schnitt der Untreuen die Haare ab, stieß sie in Gegenwart der Anverwandten zum Haus hinaus, entblöſßte sie, und geiſßelte sie mit Ruthen durch mehrere Dörfer in der Gegend. Die Schuldige konnte keinen zweyten Mann mehr finden. Kein Alter oder Stand schützte wider diese Strenge. Es giebt auch andere Verletzungen des Ehevertrages, die den einen oder beyde Theile nicht weniger un-

glücklich machen als der Ehebruch. Dahin gehören das mürrische Wesen, eine verachtende Vernachläßigung und Gleichgültigkeit, die das Leben verbittern; oder Verschwendung, auf welche die Armuth folget; oder ausschweifende Kargheit, die in ihren Wirkungen der Armuth gleichet; oder Schamlosigkeit und Unreinlichkeit, die Eckel erzeugen, und viele andere Unarten, die gar oft den Ehestand zum Wehestand machen. Das Verdienst des weiblichen Charakters, welches das Glück des Ehestandes am meisten befördert, bezeichnet der Apostel Peter schön und kurz, wenn er schreibt: „der stille und sanfte Geist der Ehefrau ist von großem Werthe.“ Mit mehreren Zügen mahlet dasselbe der weise Sirach: „Glücklich ist der Mann, der eine gute Frau hat. Er mag reich oder arm seyn, so ist sein Herz zufrieden. Ein stilles Weib ist ein Geschenk Gottes; eine gesittete Gattin ist mit nichts zu vertauschen. Was die aufgehende Sonne an Gottes Himmel ist, das ist die schöne Tugend des Weibes in ihres Hauses kleiner Welt. Klein aber ist jedes Uebel im Vergleich mit einem bösen Weibe. Wie eine Dachtraufe beym Platzregen ist eine Frau, die zankt und stürmt.“ Eben so lieblich schildert der Verfasser der Sprüche die geschäftige Hausmutter: „Vor

Tag steht sie auf, und giebt den Hausgenossen ihren Antheil; sie sucht Wolle und Flachs, und verarbeitet sie mit froher Hand. Sie fürchtet sich mit ihrer Familie nicht vor dem Winter: denn ihre Hausgenossen sind doppelt gekleidet. Jeden Schritt ihrer Familie beobachtet sie; sie ißt ihr Brod nicht müßig, sie spricht mit Weisheit und befiehlt mit Anmuth." Das Vergnügen der ehelichen Gesellschaft wird durch die Kinder gar sehr erhöhet. Diese unschuldigen Geschöpfe sind so anziehend, daß man sich mit ihnen in den unbefangenen Naturstand der Unschuld versetzt zu seyn glaubt. Ritt' doch Agesilaus, der König von Sparta, auf dem Steckenpferde mit seinen Kindern das Zimmer auf und ab, und bath den Fremden nur, der ihn bey diesem Ritt überraschte, niemand davon zu sagen, der keine Kinder hat. Mit den Kindern werden aber auch die Pflichten der Eltern vermehrt, denn sie müssen nun alle gehörigen Vorbereitungen treffen, durch welche die Kinder auf ihr künftiges Leben ausgerüstet werden, d. i. sie müssen sie aufs beste erziehen, damit sie gute Menschen und nützliche Staatsbürger werden; das ist die schönste Frucht der ehelichen Verbindung.

——

Ehre.

Die Künstler leben von der Ehre. Lob studiert auf die Prob. Die Würde ist oft Bürde. Ehre nicht ohne Gefahr. Wer die Ehre flieht, den hascht sie. Ein guter Name ist das beste Erbtheil. Die Hausehre liegt am Weib. Lob und Ehre veraltet am ehesten. Die Ehre und die Augen leiden keinen Scherz. Er ist Schand und Spott schon gewohnt.

Die Achtung, welche uns andere erzeigen, weil sie unsere Eigenschaften hoch halten, nennt man Ehre. Wir haben einen natürlichen Trieb nach Ehre. Er soll uns vor Eigenliebig- und Eigensinnigkeit verwahren und zu gemeinnützigen Handlungen reizen; indem uns das Urtheil Anderer über uns wichtig ist. Wir sind so eitel, sagt ein treflicher Schriftsteller, daß uns der Beyfall von fünf oder sechs Leuten, die um uns herum sitzen, schon ergötzt und beruhiget. Je größer die Anzahl der Bewunderer ist, desto mehr werden wir in der guten Meinung von uns selbst gestärkt und unsere Zufriedenheit erhöhet. Themistokles gestand es seinen Freunden, daß er nie ein lebhafteres Vergnügen empfunden habe, als bey den Olympischen Spielen nach der

Schlacht bey Salamin, wo alles Volk nicht mehr auf die Spiele, sondern auf ihn Acht gab, und ihn mit Fingern den Fremden wieß. Es wird wohl wenige Menschen geben, die einen so schlechten oder aufrichtigen Begriff von sich haben, daß sie sich nicht, wenigstens in ihrer Kaste, für ehrenwerth halten sollen. Deßwegen wagt es jeder, sich mit einem hochgeachteten Mann zu vergleichen. Er spähet jede Seite an demselben aus, bis er eine findet, an welcher er seine Größe mit Vortheil messen zu können glaubt. Es muß dann viel seyn, wenn er sich nicht größerer Ehre würdig achtet als den Beneideten. Nach dem Sieg bey Salamin wider die Perser schrieben die griechischen Feldherren jeder auf ein besonderes Blatt die Namen derjenigen, welche sich in der Schlacht am tapfersten gehalten hatten. Jeder setzte seinen Namen am ersten Platz, hernach den Namen des Themistokles. Es ist diese Erscheinung unter Menschen um so weniger sonderbar, da jemand sogar an den Heiligen will bemerkt haben, daß der Weihrauch, den man auf den Altar des Xineci verdampfen läßt, den Andern etwas fade riechen soll. Unterdessen hat der Trieb der Ehre einen ausserordentlichen Einfluß auf das Wohl der Menschheit. Wenn sich der

junge Alexander härmte, so oft sein Vater Philipp, König von Macedonien, eine Stadt eroberte oder eine Schlacht gewann, aus Furcht, er möchte ihm allen Stoff des Ruhmes aufzehren; wenn Themistokles über den Sieg bey Marathon, der dem Miltiades so große Ehre erwarb, nicht mehr schlafen konnte; wenn Thucydides in der Seele betrübt wurde als Herodot zu Olympia seine Geschichte mit allgemeinem Beyfall öffentlich vorlas; wenn Cäsar im Tempel des Hercules zu Cadix an der Bildsäule des Alexanders weinte, weil der Macedonier in seinem Alter schon große Thaten verrichtet hatte; so läßt sich die Macht des Ehrtriebes wohl nicht in Zweifel ziehn. Allein gar oft wird dieser ausschweifend und unbändig, und richtet fürchterliche Verheerungen an. Die großen Eroberer, die uns die Geschichte so sehr anpreiset, haben mit Herostrat, der den berühmtesten Tempel anzündete, um seinen Namen zu verewigen, den nämlichen Beweggrund, nur daß ihre Wirkungen unendlich zerstörender waren. Dem Ehrgeizigen ist nichts zu kostbar, nichts zu heilig, das er nicht seiner Leidenschaft aufzuopfern im Stand wäre. Wenn Gott der Allmächtige, rief der Bischof von Basel aus, sich nur ein wenig von sei-

nem Throne bewegte, würde der Graf Rudolph von Habspurg sich augenblicklich darauf setzen. Unterdessen sind die Menschen selbst Schuld, daß die Ehrgeizigen in den Mitteln, sich Ruhm zu erwerben, nicht sorgfältiger sind. Würden die Thaten nach sittlichen Grundsätzen beurtheilt, und nach diesen Urtheilen Achtung oder Verachtung ausgetheilt; so würde der Ehrgeizige seinen Zweck verfehlen, wenn er nur auf die großen Wirkungen seiner Thaten pochen wollte, ohne wenigstens die Gesetzmäßigkeit derselben an Tag zu legen. Nach diesem Verfahren würden viele der gepriesenen Helden in die Zahl der Räuber und Mörder herabsinken, die Jammer und Elend über die Menschheit verbreiteten, und ihres Abscheues, anstatt ihrer Verehrung würdig seyn. Die höheren Stände scheinen wirklich gewisse Gesetze der Ehre unter sich eingeführt zu haben. Aber leider wird durch selbe eher den Lastern ihre entehrende Kraft benommen, als daß die Tugend dadurch befördert würde. Unzucht, Ehebruch, Zweykämpfe, Irreligiosität, Verschwendung, Schuldenmachen, ohne den Willen zu haben, selbe je zu bezahlen, entehren nicht, wenn man nur dabey ein artiger Gesellschafter ist. Ja der Zweykampf, diese barbarische Sitte, erhöht um vieles den Ruhm

der Kämpfer, und Verachtung würde den Mann treffen, der sich weigerte, die Entscheidung seiner Sache auf die Stärke und Geschicklichkeit seines Armes ankommen zu lassen. So unlauter sind die Maximen der Ehre bey den höhern Ständen geworden, daß man der Vernunft und Tugend entsagen muß, wenn man unter ihnen geachtet seyn will.

Ehrlichkeit.

Ehrlich währt am längsten. Eine ehrliche Hand geht durchs ganze Land. Ehrlich macht reich, aber langsam geht es her. Ein ehrlicher Kerl ist zu vielen Dingen nicht zu gebrauchen. Der gerade Weg ist der kürzeste. Geradeweg, wie der Teufel die Bauern holt. — Müller, Schneider und Weber werden nicht gehangen, weil sonst das Handwerk untergienge. In der Mühle ist's best, daß die Säck nicht reden können.

Ehrlichkeit drückt eine sorgfältige Achtung gegen fremdes Eigenthum aus. Deßwegen ist nicht nur der grobe Diebstahl, sondern jeder Betrug, Uebervortheilung, listige Auslegung der Verträge und dergleichen politische Kün-

ste eine Verletzung der Ehrlichkeit. Der ehrliche Mann will immer recht verstanden werden, redet und handelt daher überall offen und bestimmt. Er kann die Wort nicht überzuckern oder halb abbeißen; kann keine süßen Gesichter schneiden, wo saure hingehören, und nicht lachen, wo man weinen soll. Deßwegen ist er zu gar vielen Dingen nicht zu gebrauchen. Er verpatschet alles, sagen die Klugen mit der Doppelzunge. So verpatschte der ehrliche Callikratidas die Subsidiengelder, die Sparta von dem Persischen Cyrus zu erhalten hoffte. Da er an Hof des Cyrus kam, wollte er ohne Umstände eintreten. Der Admiral der griechischen Flotte will den Prinzen sprechen, sagte er mit festem Ton, als ihn die Hofschranzen halt machen hießen. Allein die Geradheit dieses Mannes schien den Höflingen eine Beschimpfung der Majestät ihres Herrn zu seyn, und wiesen ihn mit Verachtung ab. Sein Collega Lysander verstand sich besser auf's Schmeicheln und Kriechen. Wo die Löwenhaut nicht zureicht, sagte dieser verschlagene Hofmann, muß man den Fuchspelz einflicken. Unterdessen will jeder ein ehrlicher Mann seyn; oder scheinen, es zu seyn: weil nur Ehrlichkeit Zutrauen unter den Menschen erwirbt.

erwirbt. Ein schönes Beyspiel von Ehrlichkeit gaben die Athener, als ihnen Themistokles vortrug, er wisse ein Mittel, ihnen sogleich die Oberherrschaft über ganz Griechenland zu verschaffen; doch müsse dieses Mittel geheim gehalten werden. Das Volk verlangte, er soll seinen Vorschlag dem Aristides, dem ehrlichsten Manne in der Republik, entdecken, und dieser soll dann sein Urtheil hierüber dem Volk verkünden. Aristides, nachdem er in Kenntniß dieses Mittels gesetzt wurde, erklärte der Versammlung: daß für Athen nichts nützlichers aber auch nichts ungerechters könne erdacht werden, als der Vorschlag des Themistokles. Das Volk äusserte einmüthig seinen Unwillen, daß man ihm ein so unredliches Verfahren wider seine Brüder, den übrigen Griechen, zuzumuthen wage. Denn Themistokles wollte die Flotte des übrigen Griechenlandes, die eben in einem benachbarten Hafen lag, verbrennen. Auch die Römer haben in ihren frühern Zeiten schöne Beyspiele von Redlichkeit und Ehrlichkeit gegeben. Nur Eines zur Probe. Hannibal ließ viele gefangene Römer nach Rom reisen, um ihre Loskaufung daselbst zu bewirken, doch mit dem ausdrücklichen Versprechen, wieder ins Lager

zurückzukehren, wenn die Auslösung nicht zu Stand komme. Einige kehrten in das Lager, das sie kaum verlassen hatten, unter erdichtetem Vorwand auf einige Augenblicke wieder zurück, und glaubten, nun ihres Versprechens entbunden zu seyn. Aber die Censoren von Rom bestraften sie scharf, erklärten sie des Stimmenrechtes unfähig, und die Zünfte stießen sie aus ihrer Mitte. Doch das edelste Beyspiel von Ehrlichkeit, das die Geschichte aufzuweisen hat, gaben Kaiser Ludwig der Baier und Friedrich der Schöne von Oesterreich. Sie kämpften um die Kaiserkrone. Ludwig siegte und bekam den schönen Friedrich gefangen. Er gab ihm auf Bedingungen die Freyheit. Doch weil Friedrich dieselben nicht erfüllen konnte oder wollte, so kehrte er wieder in seine Gefangenschaft zurück. Diese großmüthigen Gegner lebten wie Freunde zusammen. Als Ludwig nach Brandenburg reisen mußte, trug er kein Bedenken, die Beschützung von Baiern während seiner Abwesenheit dem Friedrich zu übertragen, der sich auch gefaßt machte, das Land auf's beste zu vertheidigen. Solche Thaten von Fürsten stärken die guten Sitten des Volkes. Die Baiern haben den Ruhm der Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit noch immer vor vielen Völkern behauptet.

Sie brauchen noch wenig Vorsicht im Handel und Wandel und bauen viel auf das gegebene Wort. Der Unredliche wird mit Verachtung genennt und der Betrogene nicht verlacht. Möge dieser Charakterzug meiner lieben Landsleute nie verlöschen!

Einbildung.

Hoffen und Harren macht manchen zum Narren. Er leidet an der Einbildung. Er bauet sich Luftschlösser. Er hoffet noch Pabst zu werden.

Die Einbildungskraft ist unser Mundkoch, der überall die besten Stücke zusammen sucht, und uns Leckerbissen bereitet, wie wir sie nur wünschen. Es sind aber nur Schaugerichte, die, wenn wir das Maul darnach spitzen wollen, in nichts zerfließen. Unterdessen empfinden wir an den Werken unsrer Einbildungskraft ein rechtes Behagen und verschwenden viele Zeit mit Aufbauung der Luftschlösser. Es geht der Bau so leicht vor sich, es zeigen sich keine Hindernisse, oder sind doch

leicht gehoben, wir üben eine Art von Schöpfung aus, indem wir nur wollen dürfen, so steht alles gar herrlich da — in der Einbildung. Der Genügsame legt sich einen schönen Mayerhof an, pflanzt dabey einen Garten, nicht weit davon ein Eichwäldchen, leitet einen Forellenbach dazwischen ꝛc. Der seine Nase etwas höher trägt, richtet sich ein herrliches Landgut zu, bauet eine hohe Burg, legt Parke an ꝛc. Der Habsüchtige träumt von Millionen. Der Naseweise setzt sich auf einen Königsstuhl und giebt dem Staat eine bessere Einrichtung. Das Mädchen setzt sich ein Ideal von Mann zusammen und verliebt sich darein. Der Jüngling macht's nach seiner Art eben so. Daher leben die Menschen größten Theils in der idealen Welt, weil ihnen da alles nach Wunsch geht. Allein man stoßt sich unvermuthet an ein Eck der wirklichen Welt und erwacht vom schönen Traume wieder. Da findet man dann alles ganz anders und wird unzufrieden, bis man den Traum wieder vergessen hat. Würde sich eine solche Einbildung in uns fest setzen, so würde sie Wahnsinn genennt; aber recht glückselig könnte man dabey doch seyn. So bilden sich z. B. die ietzigen Bewohner von Rom ernstlich ein, sie seyen die Römer, von denen die Geschichte

so viel ruhmwürdiges erzählt. Sie legen deßwegen ihren Kindern noch die Namen der alten Römer eines Julius, Octavius ꝛc. bey. Wer wollte ihnen dieses Glück misgönnen? Und wenn Plinius recht gesehen hat (er führt seine eignen Augen als Zeugen an) daß Lucius Copitius durch seine Einbildungskraft in ein Weib verwandelt wurde, so könnten wohl auch die weibischen Römlinge wieder Römer werden. Dem Cyprus, einem lombardischen König, wuchsen über Nacht Stierhörner am Kopf, indem er am Tag einem Stiergefechte mit größtem Vergnügen zusah'. Dieser Fall ist heut zu Tag noch nicht selten, wiewohl die Hörner dieser Art durch eine fremde Einbildung entstehn. Wie viel die Einbildungskraft bei den schwangern Frauen und Schaafen vermag, beweisen die vielen Misgeburten und Muttermale der ersten und der Pfif des Patriarchen Jacobs.

Erfahrung.

Die Erfahrung ist die beste Lehrmeisterinn.
Ein Erfahrner ist besser als zehn Gelehrte.
Einmal sehen ist besser als zehenmal hören.
Die Erfahrung ist eine theuere Schule.

Man weis, was man hat, aber nicht; was man bekommt. Wer nicht ausgeht, kommt nicht heim. Er hat noch kein Pulver gerochen. Ein gebranntes Kind fürchtet das Feuer. Die Erfahrung ist ein langer Weg.

Die Erfahrung ist zu allen Zeiten als eine reiche Quelle von brauchbaren Kenntnissen hochgeachtet worden. Man glaubte, das Wissen ohne Erfahrung sey kein sicheres und vollständiges Wissen, mit dem man wohl fahren könne; man müsse erst Versuche damit gemacht haben, um sich darauf verlassen zu können. Denn das Wissen ist zu allgemein und bildet eine höhere Welt; kömmt man damit in die untere Welt herab, die wir dermal bewohnen, so bleibt man gern in Sümpfen stecken, oder stoßt sich den Kopf wund, weil einem ohne Erfahrung diese sonderbare Alltagswelt unbekannt ist. Deßwegen nahm man von jeher nur erfahrne Leute zu wichtigen Geschäften, und schätzte den Rath der Alten sehr hoch, weil sie den Gang der Dinge lange genug beobachteten und die Reibungspunkte kennen, wo Vorsicht nöthig ist, um mit dem Karrn nicht in Koth stecken zu bleiben. In den neuesten Zeiten ist man aber dahinter ge-

kommen, daß die Erfahrung die Leute zu lange bey der Nase herumführt, und ihnen zuletzt doch die Wahrheit in ihrer ganzen Breite, Tiefe und Länge nicht zeiget. Man warf sie deßwegen zum Tempel der Wissenschaften hinaus, und verwieß sie zum Pöbel, der keines bessern Führers werth sey. Dagegen gewöhnte man sich an, alle Wahrheit ganz allein aus sich selbst, ungefähr wie die Spinnen ihre Fäden, herauszuhaspeln, und alles ohne Erfahrung zu bestreiten. Diese neue Methode, weise zu werden, gefiel niemand besser als den jungen Leuten: denn diese waren nun mit ihrem sechzehenten Jahre, wo sie das Haspeln bereits erlernt hatten, vollendete Männer. Und weil sie denn in ihren Köpfchen von allen den Einrichtungen in der Welt, die bisher das Ganze so ziemlich im Gang erhielten, nichts vorfanden; so wollten sie alle diese Gerüste im Staat und Kirche zusammenreissen und dafür fast nichts aufbauen. Die Alten, die man weder um Rath fragte, noch achtete, murreten über dieses Verfahren und überhaupt über die neue Methode gewaltig, denn für's erste kam ihnen ihre lange Erfahrung theuer genug zu stehen, und nun wollten die Jungen ohne dieselbe, und ohne alle Mühe klüger geworden seyn als sie. Und dann befürchteten

die Alten auch, es möchte durch das kühne Einreissen der Säulen das Gewölbe einstürzen, und sie mit der weisen Jugend erschlagen werden, und man weiß ja, daß die Alten noch lieber leben als die Jungen. Man bemerkte aus dem Krachen hie und da wirklich die nahe Gefahr, und lenkte wieder ein. Die Erfahrung wird demnach vermuthlich wieder in Activität gesetzt werden und das von Rechts wegen. Erfahrung und Vernunft sollen Hand in Hand gehn. Wer die eine oder die andere verachtet, versenget der Menschheit das eine Aug.

Erziehung.

Wie man die Kinder ziehet, so hat man's.
Den Kindern muß man den Kopf brechen.
Die Jugend hat keine Tugend. Wo keine Zucht ist, ist keine Ehre. Eine barmherzige Mutter zieht laufige Kinder. Ohne Ruth' thut das Kind kein gut. Es ist kein Streich verlohren, ausser der darneben geht. Wer um gute Wort nichts giebt, bey dem helfen auch die Schläge nicht. Böse Kinder machen die Eltern fromm. Wer die Eltern nicht hört, muß das Trommelfell hören.

Fremde Kinder werden gut erzogen. Die Fremd zieht die Leute. Kinder müssen nicht von allem haben. Art von Art laßt nicht. Die Aepfel fallen nicht weit vom Stamm. Die Kützl werden alle, wie ihre Mutter, Geise.

Die Erziehung ist eine Entwicklung und Ausbildung der Naturanlagen. Es liegt die Frucht der Erziehung schon im Kinde. Der Erzieher darf nur Hebammendienste dabey thun, wie sich Sokrates ausdrückt, um die Frucht zu Tage zu fördern. Der rohe Stoff bedarf des Reizes, um zur Selbstthätigkeit zu erwachen. Durch beständige Reize auf den Geist wird die Erregung immer vergrößert und Fortschritte und Annäherung bewirkt. Derjenige, welcher schon höher steht, muß den, der noch auf einer niedern Stufe weilet, aufziehn. Die Erziehung erreicht eigentlich nie ihr Ende, denn es giebt noch immer höhere Stufen, wohin man gezogen werden kann — bis zur Gottheit. Der Erzieher muß sohin seinem Zögling nur die Hinderniße wegräumen, oder ihn vielmehr auf die Mittel aufmerksam machen, wie er sie selbst heben kann. Die beste Erziehung ist nur eine gute Anleitung zur Selbsterziehung. Der Mensch

muß selbst werden, was er werden kann. Doch soll diese Anleitung die gewünschten Früchte hervorbringen; so muß eine harmonische Entwicklung aller Kräfte eingeleitet werden; nicht der Körper allein, nicht der Verstand, die Einbildungskraft, oder das moralische und religiöse Gefühl allein: sondern alle geistigen und körperlichen Vermögen müssen gehörig bearbeitet werden, sonst wird die Jugend verbildet, unförmlich, einseitig. Dabey soll ein vorzügliches Augenmerk auf die besondern Eigenschaften der Kinder gerichtet werden, indem nicht alle gleiche Fähigkeiten und Anlagen besitzen, und daher auch verschiedener Behandlungsarten bedürftig sind. Die Köche behandeln jede Speise besonders, je nachdem es die Beschaffenheit derselben fodert, die eine mit Essig, die andere mit Zucker ꝛc. Die Kochkunst ist aber auch viel höher getrieben worden als die Erziehungskunst. Doch hat man von jeher die Wichtigkeit der Erziehung eingesehen. Zu Athen war die Aufsicht über die Erziehung der Jugend dem höchsten Gerichte des Staates (Areopag) anvertraut. Zu Sparta nahm der Staat die Kinder vom 7ten Jahre an in seine öffentlichen Erziehungsanstalten. Bey den Persern wurde keinem ein Staatsamt anvertraut, der nicht

in guten Schulen seine Bildung erhalten hatte. Die Mitylener wußten ihren überwundenen Feinden keine größere Strafe aufzulegen, als daß sie ihnen die öffentlichen Lehranstalten untersagten. König Philipp von Macedonien drückte seine hohe Meinung von der Erziehung auf's lebhafteste aus, da er bey der Geburt des Alexanders an den Weltweisen Aristoteles schrieb: „Ich danke den Göttern nicht so sehr, daß sie mir einen Sohn gegeben, als daß sie ihn mir zur Zeit des Aristoteles haben gebohren werden lassen. Ich habe Ursache, mir zu versprechen, daß du aus demselben einen würdigen König von Macedonien bilden wirst." Auch Alexander erkannte die Wohlthat einer guten Erziehung, indem er sagte: „seinem Vater verdanke er das Leben, die Kunst wohl zu leben aber dem Aristoteles." Lykurg überzeugte die Spartaner durch den Augenschein, wie viel an der Erziehung der Jugend gelegen seye. Er brachte zwey Hunde auf den Markt, und setzte vor selbe eine Schüssel voll Speisen und einen lebenden Haasen. Obschon beyde Hunde sehr hungerig waren, so lief doch der eine dem Haasen nach, während sich der andere die Speisen wohl schmecken ließ. Seht, Spartaner, rief Lycurg, die ungleiche Erziehung! Den einen ließ ich zu

Haus gut füttern, den andern richtete ich zur Jagd ab. Auf den Balearischen Inseln (Majorca und Minorca) legten die Mütter das Morgenbrod für ihre Kinder auf hohe Bäume. Die Knaben mußten es durch Steine herabschleudern, wenn sie es genüßen wollten. Dadurch wurden diese Insulaner als Steinschleuderer hoch berühmt. Daher heißt es in Wahrheit, wie man's zieht, so hat man's, wenn man nur auch auf die Beystimmung der Minerva Rücksicht nimmt. Man kann aus den Kindern Schleuderer, Jäger, faule Bäuche, Tänzer, Empfindler, Narren, ehrliche Leute, Patrioten, Schurken, verständige, wohl gar vernünftige und tugendhafte Menschen bilden. Daß das Letzte nicht immer geschieht, mag wohl die Schuld daran liegen, weil die moralische Bildung zu sehr vernachläßiget wird, welche doch die Normen angeben soll, nach welchen alle übrigen Kräfte des Menschen angewendet werden sollen. In den höhern Ständen wird vorzüglich die ästhetische Bildung getrieben, und die wichtigste, die Sittliche, sehr wenig geachtet; schon der alte Dichter Uz klagt hierüber:

Wer pflanzt in ihre Brust Empfindungen
der Tugend,
Und Liebe für das Vaterland?

Wer bildet ihre jungen Seelen
Noch ehe sie das Laster wählen?
Man bildet nur den Leib.

Bey den niedern Ständen wird die ästhetische Erziehung fast gar nicht geachtet, etwas mehr die sittliche und am meisten die intellectuelle beabsichtiget. Die schönste Bildung würde ohne Zweifel entstehn, wenn Herz und Kopf mit gleichem Fleiße bearbeitet und ihr Werth noch durch die ästhetische Form erhöhet würde.

Falschheit.

Es schlafen nicht alle, welche die Augen zu haben. Dem Landfrieden ist nicht zu trauen. Er tritt leis auf als trüg' er Eyer. Er geht herum, wie die Katze um den heißen Brey. Er hat's faustdick hintern Ohren. Er haltet immer hintern Berg. Er weis seinen Streichen ein schönes Färblein zu geben. Bey ihm geht's kalt und warm aus einem Darm. Er ist ein Judasbruder. Er weis Speck auf die Falle zu legen. Er kann einem das Maul machen, vom Polster herabschwätzen, um sich darauf zu setzen. Er ist ein falscher Dreybatzler. Er versteht's, sei-

nen Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Das hinter stecken faule Fische. Im Trieben ist gut fischen. Er führt was im Schild. Er führt einen Fuchs-Schwanz in der Wappe. Man kommt ihm nicht hinter seine Schliche.

Falschheit, eigentlich Verstellung, wird begangen, wenn man seine Worte, Mienen und Handlungen so stellet, daß andere einen unrichtigen Sinn daraus dollmetschen. Sie ist eine falsche Münze, die das Gepräg der Aechten, aber nicht ihren innern Gehalt hat. So schlug der Erdebestürmer Alexander den Athenienfern als das beste Mittel zwischen ihn und ihrer Republik einen ewigen Frieden zu gründen vor, ihm die zehn Redner, die Urheber des griechischen Bundes, auszuliefern. Doch Demosthenes sah' hinter der Larve des Friedens den laurenden Feind und belehrte die Athenienser darüber durch die Fabel des Wolfes, der den Schaafen die Auslieferung der Hunde vorschlug, um mit ihnen im Frieden leben zu können. Die Verstellung ist eine lästige Stellung, denn sie ist dem Menschen widernatürlich. Daher giebt es wenige, die ihre geborgte Rolle lange spielen, ohne wenigstens

von feinern Augen entdeckt zu werden. Es hat die Geschichte kaum einen grösern Meister in der Verstellungskunst aufzuweisen als den Cardinal Montalto, der nachher als Pabst Sixtus V. sich unter den Fürsten Roms so vorzüglich auszeichnete. Er wußte, daß die Cardinäle lieber alte, gebrechliche und wohl auch einfältige Männer zu Päbsten wählen, als kraftvolle und selbstdenkende, theils um bald wieder eine neue Wahl vornehmen zu können, theils um Antheil an der Regierung zu erhalten. Deßwegen stellte sich Montalto seit der Zeit, als er Cardinal wurde, fünfzehn Jahre hindurch einfältig und kränklich; er gieng mit gesenktem Haupt, als wenn das Alter ihm den Nacken abdrücken wollte, er wankte an einem Stab dahin, daß jedermann Mitleid mit dem guten Alten hatte. Als die Factionen im Conclave nicht einig werden konnten, so wählten sie Montalto zum Pabst, weil sie sicher hofften, in ein paar Monate eine neue Wahl unternehmen zu können. Allein so bald Montalto aus der Vorlesung der Stimmen so viel bemerkte, daß die größere Zahl schon auf ihn lautete, konnte er das Ende der Stimmen-Vorlesung nicht mehr abwarten; sondern stand mit Jugendkraft von seinem Sitz auf, warf den Stab, woran er

sich zu lehnen pflegte, mitten in die Kapelle, und spie mit erhabenem Kopf so nachdrücklich aus, daß ein Mensch von dreyßig Jahren es wohl nicht nachdrücklicher hätte thun können. Die Cardinäle bekamen alle Farben des Regenbogens in ihren Gesichtern: aber es war zu spät. Sixtus stimmte sogleich, ehe die Wahlherren zur Besinnung kommen konnten, mit kraftvoller Stimme die Dankhymne an und regierte dann die verdorbenen Römer mit einer eisernen Ruthe. Deioces, der Meder, suchte auch durch Verstellung die Königswürde in seinem Vaterland zu erhalten; aber sie war doch anständiger als des falschen Sixtus Seine. Er befreite durch seine Bescheidenheit und Gerechtigkeitsliebe sein Vaterland von der Anarchie. Zog sich aber auf einmal unter dem Vorwand, daß er über fremde Angelegenheiten seine eigenen Geschäfte vernachläßigen würde, in die Einsamkeit zurück. Eigentlich aber, damit die Meder durch die Rückkehr der vorigen Verwirrung doch auf den Einfall kommen sollten, ihm die Königswürde anzutragen, welches denn auch geschah. Die Sittlichkeit der Verstellung für alle Fälle zu bestimmen, ist sehr schwer. Die Verstellung, welche Betrug und

Beschädigung zum Zweck hat, ist immer verabscheuungswürdig. Denn es ist wider alles Völkerrecht, die Flagge der Freundschaft aufzustecken, die traulichen Schiffer an sich zu locken und sie dann zu plündern. Aber es ist kaum zu vermeiden, daß man nicht manchmal seiner wahren Absicht ein kleines Mäntelchen umhängt, um nicht geneckt zu werden; oder ein Schönpflästerchen auflegt, um ein kleines Geschwür zu decken. Wer aber das ganze Gesicht mit der Maske deckt, macht sich höchst verdächtig, eine faule Nase zu haben.

Feindschaft.

Feinde sind oft besser als Freunde. Man muß keinen Feind verachten. Dem fliehenden Feind muß man goldene Brücken bauen. Wem man nicht hold ist, steckt man keinen Mayen. Viele Hunde sind des Haasen Tod.

Die Feindschaft besteht in einer Abneigung von andern, die bis zum daurenden Haß und Rachsucht aufschwillt. Sie verbittert das Leben, denn der Haß ist eine sehr unangenehme Empfindung, und verleitet zu vie-

len Ungerechtigkeiten. Doch kann man von seinen Feinden manchmal einen großen Vortheil, besonders in Rücksicht der Erkenntniß unserer Fehler, ziehen. Diogenes sagte deßwegen, wenn einem wohl gerathen seyn soll, so müsse man einen recht treuen Freund oder einen recht argen Feind haben, denn durch beyde wird man auf seine Fehler aufmerksam gemacht und angetrieben, selbe zu vermeiden. Den Feinden entgeht kein Flecken an uns, wenn er auch noch so klein ist. Die Feinde des Pompejus bemerkten sogar, daß er sich nur mit einem Finger auf dem Kopf kratzte und legten es ihm als ein verzärteltes Betragen aus. Hiero, Tyrann von Syrakus, erfuhr von seinen Feinden, daß er aus dem Mund übel rieche. Durch Feinde wird oft selbst das Publicum von den wichtigen Entdeckungen benachrichtet, daß der Eine rothe Haare, ein Anderer einen krummen Finger, oder ein Maal auf dem Rücken habe. Kommen die Feinde mit solchen wichtigen Entdeckungen angestochen; so ist der Mann, den sie damit beschmutzen wollten, gewiß vortreflich. Deßwegen sagte der Cardinal und Minister Richelieu sehr wahr: daß er die verdienstvollen Männer eher durch ihre Feinde als Freunde haben kennen gelernt, indem jene

das Gute nicht ganz verschweigen können, weil sie sonst keinen Glauben finden würden: und die Fehler, welche sie angeben, nach Abzug ihrer feindlichen Vergrößerung, doch nur Kleinigkeiten bleiben. Die Freunde aber vergrößerten das Gute, und verschwiegen das Böse, wobei die Wahrheit schwer zu erkennen sey. Feinde nützen sohin oft mehr als Freunde. Auch Feindschaften der Völker, wie einzelner Personen, gewähren diesen Nutzen. Cato trug in Rom immer darauf an, daß man Carthago zerstören müsse. Scipio Nasica aber war stäts dagegen und behauptete im Senate: der Untergang dieser Stadt wäre das Verderben der Römischen Republik, weil Rom, wenn es keine Nebenbuhlerinn mehr zu befürchten hätte, seine alten Sitten verlassen und weichlich werden würde. Die Erfahrung bekräftigte nachher den weisen Rath des Scipio. Bey niedrigen und rohen Seelen nimmt die Feindschaft eine abscheuliche Gestalt an, sie verschmähet kein Mittel, ihre Rache zu kühlen. Große Seelen aber gehen mit offenem Helm wider einander, und achten die Menschenrechte auch in ihrem Feinde. Scaurus schickte dem Domitius seinen Sklaven gebunden zurück, der ihm Schriften behändigen wollte,

die er wider seinen Feind sehr vortheilhaft hätte gebrauchen können. Cäsar ließ die Bildsäulen des Pompejus, welche seine Schmeichler umwarfen, wieder aufrichten, und befestigte dadurch, wie Cicero sagt, die Seinigen. Edle Männer vertheidigen ihre Rechte ohne Unrecht, und bestrafen Beleidigungen ohne Haß.

Fleiß.

Müh' und Fleiß bricht alles Eis. Erst auf viele Streiche fällt die Eiche. Mit Fleiß und Geduld nagt eine Maus ein dickes Brett durch. Auch ein weicher Wurm zernagt ein hartes Holz. Wer sucht, der findet. Ein gutes Licht brennt den Scheffel durch. Fleiß wird weise. Zu viel Fleiß und Unfleiß fällt auf'm Eis.

Um den Fleiß ist es eine gar treffliche Sache. Der Fleißige bietet allen seinen Kräften auf, um seinen Gegenstand Vollkommenheit zu geben. Er sinnet bey jedem Geschäfte oder Arbeit der möglich höchsten Vollkommenheit nach, und bestrebet sich, keine Mühe scheuend, sie in der schönsten Form auszudrücken. Er

—

weis daher überall Verbesserungen anzubringen, bisher unbenützte Dinge zu benutzen, hergebrachte Behandlungsarten abzukürzen, neue Kunstgriffe anzuwenden, der Natur mehrere Vortheile abzugewinnen, ihren Bestrebungen durch künstliche Anstalten zu Hülfe zu kommen, und den Werth ihrer Produkte durch neue Bildungen zu erhöhen. Wie glücklich würde eine bürgerliche Gesellschaft seyn, dessen Mitglieder alle fleißig wären, oder ihre Geschäfte und Arbeiten mit unermüdeter Emsigkeit zur Vollkommenheit zu bringen streben würden. Die Fürsten würden dann nicht blos Decrete unterschreiben; die Beamten nicht blos Taxen und Diäten berechnen; die Bischöfe würden nicht blos Priester und Kirchen weihen; die Priester würden dann nicht blos predigen, um gepredigt zu haben, die Künstler und Handwerker würden dann nicht mehr übereilte, fehlerhafte Arbeiten liefern, der Bauern Lehrmeister würden nicht mehr der Herkommanus und Observantius seyn, kurz, alles würde eine bessere Gestalt gewinnen, wenn Fleiß die Vorstände und Nachstände, die Herren und Diener, Meister und Gesellen beseelen würde.

Freundschaft.

Alte Freunde, alter Wein und altes Geld haben den Preis in aller Welt. Gute Freunde nehmen mit allem für lieb. Freunde in der Noth geh'n hundert auf ein Loth. Fliegen und Freunde giebt es, wenn die Sonne scheint. Es gehen nicht viele Freunde in ein kleines Haus. Das Kind ist gestorben, die Gevatterschaft hat ein End'.

Wahre Freundschaft hat nur unter guten Menschen statt, denn nur diese haben Ein Ziel ihres Strebens, welches Beyde ohne gegenseitige Beeinträchtigung zugleich erreichen können. Wenn sie dazu in den äussern Verhältnissen verschiedene Wirkungskreise haben; so erhält sich ihre Freundschaft noch leichter und inniger, weil nach der gewöhnlichen Erfahrung unter Kollegen die Freundschaft schwer zu pflegen ist. Selbst Peter und Paul waren gegen einander nicht am besten zu sprechen. In der alten Welt kommen die Freunde nur immer paarweise vor. Sie preiset die Freundschaft des Theseus und Pirithous; des Achilles und Patrokles; des Oreste und Pylades; des Damon und Pythias; des Epaminondas und Pelopidas; des David und Jonathan.

Heut zu Tag hat man die Menge Freunde; allein mit dieser Erweiterung hat die Freundschaft auch ihre Innigkeit verlohren. Es ist nicht wohl möglich, viele Freunde zu haben, denn die Freundschaft dringt auf Gleichheit der Denkungsart und Neigungen, wenigstens in den vorzüglichsten Gegenständen. Es müßte einer ein unredlicher Proteus seyn, sagt Plutarch, wenn er sich bey der Verschiedenheit der Menschen in so viele Gestalten verwandeln müßte. Es müßte einer mit dem Liebhaber der Wissenschaften studieren, mit dem Freunde der Jagd herumstreichen, mit Zechbrüdern sich berauschen ꝛc. Deßwegen ließ der Censor Cato auf seinen Ring graben: Sey Freund von Einem und Feind von Keinem. Man hat jederzeit einen wahren Freund für eine Seltenheit gehalten; weil man zu viele Erfahrungen gemacht hat, daß sich der Eigennutz gar oft in die Maske der Freundschaft verstecket. Deßwegen ist bey der Wahl eines Freundes Vorsicht nöthig. Bey einer bedenklichen Lage des Freundes verräth sich der falsche Freund und zeigt wie ein zerklobener Topf durch einen dumpfen Klang seine Unbrauchbarkeit an. Viele geben über Freundschaften die Regel der Klugheit: man soll nie vergessen, daß der Freund unser Feind werden könnte. Diese

Regel mag in Rücksicht der sogenannten Freundschaften sehr wichtig seyn; allein sie verdrängt die Innigkeit und Offenherzigkeit, welche doch eben den Honig der Freundschaft ausmacht. Unter edelmüthigen Seelen ist diese Vorsicht unnöthig, sonst würde man lieber auf alle Freundschaft Verzicht thun, und mit Bekanntschaften zufrieden seyn müssen. Und doch, wie Bürger sagt: ist's eine himmlisch schöne Sache um einen rechten braven Herzensfreund, der, ist man fröhlich, wacker mit uns lache, und ehrlich weine, so man selber weint.

Freyheit.

Zu viel frey, bringt Reu. Das freye Schaaf frißt der Wolf. Freyheit und schwarzes Brod dazu. Eigner Heerd ist Goldes werth.

Freyheit war den Menschen von jeher ein süßer Name. Wo sie über die Gebühr beschränkt wurde, floß Blut. Ein freyes Wesen zu seyn, ist des Menschen höchster Vorzug vor allen Thieren, und der rechte Gebrauch derselben verschaft ihm die erhabenste Würde.

Allein es ist kaum ein Name so misbraucht worden, als der Name der Freyheit. Die Thoren halten die Zügellosigkeit für Freyheit, sie wollen thun können, was sie wollen, nicht, was sie sollen. Nur recht thun und nichts anders wollen ist Freyheit des Geistes, in dessen Besitz der Mensch vorerst seyn muß, ehe ihm der äussere Zwang abgenommen werden kann: ohne jene und diesem würde er ein reissendes Thier seyn. Volle Freyheit kann nur unter guten Menschen wohnen. Diese bedürfen der drohenden Mine des Gesetzes nicht, um Gutes zu wollen und zu thun. Sie haben kein Interesse als für das Wahre, Gute und Schöne. Was sollen Gesetze für diese höhern Wesen? Diese Freyheit ist die Bestimmung des Menschen. Darnach sollen alle ringen. Doch die Menge ahnet kaum diesen hohen Sinn der Freyheit. Sie will Gesetzlosigkeit, wenn sie Freyheit fodert; sie will nur Freyheit für ihre Leidenschaften, und deßwegen die vielen Schranken niederreissen, welche den Wildling bisher noch fesselten. Man sollte glauben, der Sinn der ächten Freyheit würde in Republiken vorzüglich blühen, allein man stößt nirgend auf größere und mehrere Tyrannen, als in den sogenannten freyen Staaten. Die dreyßig Tyrannen, welche zu Athen die

Regierung führten, ließen nach Xenophon in acht Monaten mehr Menschen hinrichten, als in dreysig Jahren in Kriegen getödtet wurden. Diese dreysig Tyger wurden endlich verjagt. Man setzte zehen andere ein, die es nicht besser machten. Alle waren in der Schule der Freyheit erzogen. Welche verabscheuungswürdige Tyrannen erzeugte die gallische Freyheit und Gleichheit, welche Greulscenen führte der losgelassene Pöbel auf? Wie war es anders zu erwarten, da er noch nicht einmal des Begriffes der ächten Freyheit fähig war? Das wilde Thier, von seinen Ketten losgelassen, erwürgte seine tollen Führer und mußte durch blutige Tyranney wieder angeschmiedet werden. Man ließ es noch einige Zeit mit der leeren Tonne spielen, bis es sich selbst wieder nach Sicherheit, Ordnung und Gesetzlichkeit sehnte. Manche Staaten dulden einige Freyheiten und machen das Volk glauben, die Freyheit einer Nation bestehe in selben. Der engländische Pöbel darf schimpfen, wohl auch dem Minister, ja selbst dem König die Fenster einwerfen; aber er wird bald nicht mehr die Luft umsonst einathmen dürfen. Die Venezianer setzten ehemals ihre Freyheit darin, daß sie zu jeder Stunde des Tages und der Nacht an den Wänden des prächtigen Palla-

stes ihres Dogen der Göttinn Cloacina ihre Opfer bringen durften. Vermuthlich ist jetzt dieses edle Kleinod der Freyheit dort verlohren gegangen. Weise bürgerliche Gesetze sichern die wahre Freyheit, indem sie die gegenseitigen Pflichten und Rechte der Bürger genau bestimmen, damit sie ihres Daseyns neben einander froh werden können.

Friedfertigkeit.

Friede ernährt, Unfried zerstört. Geduldige Schaafe gehen viel in einen Stall. Ein gutes Wort findet ein gutes Ort.

Der Friedfertige sucht mit und unter andern den Frieden zu fördern. Er verabscheut alle Zweytracht und Feindschaft, ahndet wohl auch Beleidigungen nicht, und opfert von seinen Rechten etwas auf, um den Frieden zu erhalten und wieder herzustellen, wenn es anders ohne Entwürdigung seiner selbst oder ohne Verletzung höherer Pflichten geschehen kann. Der Friede ist ja solcher Opfer werth: denn er erhält der Seele die Ruhe, bei der sie allein geschickt ist, richtig zu denken und

recht zu handeln: er vereiniget die Kräfte der Menschen zur gedeihlichen Pflege ihres gemeinsamen Wohles; unter seinen Schatten reifen alle süßen Früchte des gesellschaftlichen Lebens. Der Unfriede versengt alle bessern Empfindungen, verbittert das Leben, und zerstört nicht selten allen Wohlstand. Ein so großes Uebel hat oft einen sehr kleinen Anfang. Deßwegen, wenn etwas den Frieden stören will, so mache es, wie mit einem Stäublein, das dir in's Auge fällt; ruhe nicht, bis es heraus ist. Brauche keine harte oder beleidigende Worte, wo man mit guten Worten eher zum Ziele kommt; überhaupt fängt man mit einer Unze Honig mehr Fliegen als mit einem Eimer Essig. Der Sturmwind verlohr die Wette gegen die Sonne; auf ihren sanften Schein legte der Wanderer seinen Mantel willig ab, den er beim Wüthen des Sturmes nur desto fester an sich hielt. Ein gutes Wort findet ein gutes Ort. Der Unfriede hat nicht nur einzelne Menschen und Familien, sondern ganze Staaten in's Unglück gestürzt. Die Alten sagten daher, durch Einigkeit werden kleine Dinge groß, durch Uneinigkeit große Dinge klein. Scylur, König der Scythen, wollte diese wichtige Lehre seinen Söhnen unvergeßlich machen, er gab ihnen einen Bündel fest

zusammen gebundener Pfeile hin, und foderte jeden auf, selben entzwei zu brechen. Keiner vermocht's. Er ließ den Bündel auflösen und jedem einen Pfeil geben. Leicht zerbrach ihn jeder. Da habt ihr, sagte der weise König, ein Bild dessen, was die Eintracht bei euch vermögen wird. Der Friede unter euch sey der Schutzgeist eures Reiches, das ich euch hinterlasse.

Fröhlichkeit.

Lustig in Ehren, kann niemand wehren. Lustig gelebt und selig gestorben, heißt dem Teufel die Rechnung verdorben. Zu viel Freud bringt Leid. Manchem gehen vor Lachen die Augen über.

Fröhlich sollte der Mensch auf Erde seyn, sonst scheint es, es sey ihm das Traktament nicht gut genug, das ihm hier Gott bis auf weiters angewiesen hat. Ein fröhliches Gemüth ist auch zu allem Guten weit aufgelegter, als ein Kopfhänger. Es sieht alles im rosenfarben Kleid, faßt alles an der bessern Seite an und stimmt alles mit sich zur Harmonie.

Nur ist zu beklagen, daß die Rohen unter ihre Lustigkeit beinahe alle sieben Todsünden begreifen; das merkt man schon aus ihren saubern Sprüchlein: Lustig gelebt ꝛc., nach welchem der Teufel bei ihrem lustigen Leben wohl seine Rechnung fände, wenn sie ihm dieselbe nicht noch zuletzt durch einen reumüthigen Seufzer, wie sie wähnen, verderben würden. Doch solche Wildlinge kennen den frohen Sinn gar nicht, der nur reinen Seelen eigen und sanft, und stille wie ein heiterer Morgen, und mehr ein Labsal des Geistes als des Leibes ist. Bei ihnen besteht die Lustbarkeit darin, daß sie ihrer Thierheit Spielraum lassen, sie schwemmen deßwegen vor allem die Vernunft und das Gefühl der Ehrbarkeit durch Uebermas der Getränke weg, womit dem Thiere die Bande abgenommen sind, und es zügellos gemacht ist. Nun fängt es an, mit Händen und Füßen zu toben, zu schreyen, zu springen, zu fressen, und allen Unfug zu treiben, und das nennt der rohe Haufe ein lustiges Leben. Weil aber die menschliche Natur nicht im Stand ist, ein solches lustiges Leben lange auszuhalten; so haben solche Leute lange traurige Zwischenräume, bis sie wieder stark genug werden, auf einen Tag und Nacht lustig zu seyn. Deßwegen fand der Pfarrer von

Salisbury, als König Carl I. in England befahl, daß sich die Leute an Sonntagen lustig machen, die übrigen Tage aber fleisig arbeiten sollen, für nöthig nebst der königlichen Verordnung auch das dritte Geboth Gottes von der Kanzel zu verlesen, mit dem Zusatz: nun mögt ihr wählen, was euch am besten dünkt.

Fürst.

Wenn die Fürsten raufen, reißen sie ihren Unterthanen die Haare aus. Die großen Herren sind wie die Kinder, sie greifen nach allem, was glänzt. Mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen, die Kirschen essen sie, und werfen einem die Stiel und Steine in's Gesicht. Den Herrn kennt man aus dem Gesind, wie der Herr, so der Knecht, wie der Hirt, so die Heerde.

Das Amt eines Fürsten ist sehr beschwerlich, wenn er anders mit dem Könige Minos von Creta glaubt, daß er nicht seinet-, sondern des Volkes wegen auf dem Thron sitzt. Dieser edle König opferte alle seine Kräfte und Zeit dem gemeinen Wohle auf. Er gab treffliche Gesetze, wobei so viel Freyheit herrsch-

te, als nur immer mit dem Glücke seiner Unterthanen bestehen konnte. Die Dichter erhoben ihn wegen seiner Weisheit und Gerechtigkeit in das Kollegium der Höllenrichter, wo er die von der Oberwelt ankommenden Fürsten zu richten hat. Vor diesem strengen Herrn wird mancher Fürst, den die Schmeichler den Grossen oder Weisen nannten, winzig klein und thöricht erscheinen. Denn wenige befassen sich mit dem erhabenen Amt, wovon sie den Namen und die Würde tragen, weil sie in ihrer Jugend in der schweren Regierungskunst nicht unterrichtet wurden. Sie sind von ihrer frühsten Jugend an mit Leuten umgeben, die alles bis auf's Essen und Trinken für sie thun, daher kann sich ihr Geist bis zu jenen hohen Grad nicht leicht entwickeln, der zu ihrem schweren Amt erfoderlich wäre. Es regieren demnach gewöhnlich Andere unter ihrem Namen, und diese werden selbst oft wieder von andern regiert. Ein Secretär oder gar ein Herr Johann oder eine edle Springfeder des schönen Geschlechtes sind manchmal die eigentlichen Regenten. Themistokles gab deswegen seiner Frau, die viele Anschläge ihres Sohnes bey ihm durchzusetzen suchte, zur Antwort: Frau, die Athenienser herrschen über die Griechen,

chen, ich über die Athenienser, du über mich und unser Sohn über dich. Der unverständige Junge mag also seine Gewalt mäßigen, durch die er mehr als alle Griechen vermag. Wenn sich ein Themistokles, der sich doch in seine Rolle vortreflich einstudiert hatte, eines Souflenrs kaum erwähren konnte, wie sollte das ein Drexler S., ein Knopfmacher G., ein Jäger F. ꝛc. verhindern können, die Gott wohl noch für die Sendung des heil. Geistes danken dürfen. Ein Fürst, der weise und gerecht ist, und ganz für sein Amt lebt, ist der größte Wohlthäter seiner Brüder; denn von ihm, wie Plato sagt, läßt sich die Erlösung der Menschen von den vielen Uebeln, die sie drücken, erwarten, indem er die Tugend mächtiger und glücklicher machen wird, als das Laster, welches dann von selbst verschwinden wird.

Furcht.

Den viele fürchten, der muß viele fürchten.

Wenn die Katze aus dem Hause ist, regen sich die Mäuse. Die Furcht bessert nicht. Die Furcht macht Füße. Er giebt's Fersengeld. Er hat ein Haasenherz. Er ist ein

Haasenfuß. Es ist ihm das Herz in die Hose gefallen. Er macht sich aus dem Staub. Er geht durch wie ein Holländer. Es stehen ihm die Haare zu Berg. Er macht ihm die Hölle heiß und den Teufel schwarz. Wer vom Drohen stirbt, dem soll man mit Fürzen begraben. Es schlagt nicht immer ein, wenn's blitzt. Wer's Maul nicht aufthut, muß den Beutel aufthun. Worte schlagen einem kein Loch in Kopf. Wer den Teufel schrecken will, muß laut schreyen. Wart', ich will dir sagen, wo Bartl den Most holt.

Die sehr gefürchtet werden, haben selbst Ursache sich sehr zu fürchten. Dieß erfuhren alle Tyrannen. Dionys von Syracus ließ sich von seiner jüngsten Tochter die Barthaare absengen, weil er keinem Bartscheerer traute. Um sein Bette war ein breiter und tiefer Graben, wohin eine Zugbrücke führte. Weder sein Bruder noch sein Sohn durften zu ihm gehen, ohne von der Wache durchsucht zu seyn, und die Kleider gewechselt zu haben. Er war immer gepanzert und sprach zum Volke nur von einem hohen Thurme herab. Seine Grausam-

keiten sind bekannt, wegen welchen er jeden zu fürchten hatte, wie er jedem fürchterlich war.

In einer ähnlichen Furcht lebten die römischen Tyrannen Heliogabal, Caracalla, Caligula, Nero, Domitian. Dieses letzte Ungeheuer lud einmal die vornehmsten Senatoren und Ritter zur Tafel. Der Speisesaal war mit schwarzen Tüchern behangen, an den Wänden standen Särge, worauf die Namen der Gäste geschrieben waren. Nackte, schwarz gefärbte Männer mit Schwerdtern und Fakeln traten plötzlich herein. Der Tyrann ergötzte sich an der Angst und dem Schrecken der Gäste. Wie er die Fliegen zum Zeitvertreib in seinem Pallaste spieste, so spielte er auch mit Menschenleben. Allein er war eben deßwegen in beständiger Furcht, und wurde endlich unter Anführung seiner eigenen Gemahlinn, die er schon heimlich zum Tode bestimmt hatte, ermordet. Ein jüngeres Beyspiel von dieser Wahrheit stellt der Cardinal Espinosa, Minister des König Philipps III. von Spanien, dar. Vor diesem Minister zitterte der König und alle Großen des Reichs. Einmal fiel er in Ohnmacht. Man hielt ihn vor lauter Freude für todt und öfnete auf der Stelle seinen Leib.

Ueber den Schnitt erwachte er, fiel dem Sektor in's Messer; allein dieser ließ sich auf das Zureden der Anwesenden durch ein so geringes Lebenszeichen in seiner Operation nicht mehr irre machen, öfnete den ganzen Minister, um ihn für immer ohnmächtig zu machen.

Es giebt auch eine Menge furchtsame Menschen, die überall Gefahren wittern, wo keine sind, und in geringen Gefahren schon alle Besinnungskraft verliehren. Man nennt sie Haasenfüße. Diese Zunft, sagen die Spötter, machen besonders die Gelehrten ansehnlich und zahlreich. Der berühmte Redner Demosthenes, welcher die Athenienser immer zum Krieg wider den König von Macedonien reizte, blieb auf der Flucht im Krieg wider diesen König an einem Dornstrauch hangen. Er glaubte, ein Feind habe ihn schon bei'm Ermel und schrie und flehete um sein Leben. Er wurde nachher dieses Vorfalls wegen gar sehr geneckt. Doch er vertheidigte seine Flucht und sein Jammerschrei'n, das ihm der fatale Dornstrauch auspreßte, damit, daß ein rechtlicher Bürger sein Leben dem Vaterland erhalten müsse, um öfter für dasselbe kämpfen zu können, da ja, wie bekannt, kein Todter mehr

für das Vaterland sterben kann. Aristipp, der sich bey der Gefahr eines Schiffbruches gar weibisch gebärdete, gab überhaupt den Grund an, warum ein Gelehrter furchtsamer sey, als jeder andere, und das von Rechts wegen. Denn, sagt er, die Furchtsamkeit wächset nach dem Werth der Güter, die man zu verliehren hat, nun aber ist das Leben eines Gelehrten viel kostbarer, als das Leben anderer Menschen, daher ist es nicht zu verwundern, daß Gelehrte viel mehr Furcht bei Gefahren, als Alltagsseelen empfinden und äussern. Doch ist auch hier wieder keine Regel ohne Ausnahme; da Marcellus, der Römer, Syracus eroberte, und die Stadt plündern ließ, nahm der Mathematiker Archimedes nicht einmal Notitz davon. Ein Soldat stürzte mit der Wildheit eines Plünderers in sein Zimmer, wo er eben an der Auflösung eines Problems arbeitete. Archimedes geboth ihm, seine Zirkel nicht zu verwirren. Allein das Raubthier hatte kein Gefühl für Zirkel und spaltete ihm dafür den Kopf. Die Furchtsamkeit hat einen sehr nachtheiligen Einfluß auf die Tugend und Brauchbarkeit des Menschen. Denn der Furchtsame wird gar oft seinen eigenen bessern Einsichten und Vorsätzen untreu. Er unterläßt oft das Gute, und thut das Böse aus Menschen-

furcht. Er hat sich selbst nicht in seiner Gewalt. Deßwegen haben die alten Weisen die Tapferkeit unter die Grundtugenden gezählt; weil sie den Menschen in den Stand setzt, das wirklich zu seyn, was er seyn will. Ohne Muth, der vorzüglich aus dem Bewußtseyn seiner Menschenwürde stammt, wird der Mensch niederträchtig, sich und andern verächtlich.

Gastfreyheit.

Die ungeladenen Gäste sind aus allen die Besten. Ein dreytägiger Gast wird zur Last. Wenn der Gast am liebsten ist, soll er sich trollen. Bitte für lieb zu nehmen mit der schlechten Aufwartung. Er ist gern Gast — frey.

Die Gastfreyheit war in der alten Welt, und ist heut zu Tag noch bey vielen Völkern eine heilige Pflicht. Der Mangel öffentlicher Herbergen machte diese Art von Wohlthätigkeit höchst wichtig. Unter rohen, räuberischen Völkern war auch die Sicherheit der Person und des Eigenthums, die der Gastfreund ge-

währte, von großem Werth. In den Morgenländern, wo die Gastfreyheit noch hochgeachtet wird, zeichnen sich hierin vorzüglich die Araber aus. In vielen Dörfern findet man bei ihnen besondere Herbergen, wo die Reisenden freyes Quartier, Essen und Trinken erhalten. Wo ein Fremder zuspricht, wird er mit bestem Herzen empfangen, und bis das Essen fertig ist, mit Taback und Kaffee unterhalten. Nach der Mahlzeit bringt man wieder Kaffee und Taback und die Unterredung dauert fort, bis sie anfangen schläfrig zu werden, dann geht jeder weg und läßt dem Fremden völlige Freyheit. Sie nöthigen jeden, der sie bei Tisch antrifft, mitzuessen, selbst Eseltreiber in den Karawanen beobachten diese Sitte. Die Türken sind so gastfreundlich nicht. Den ersten Christen wurde die Gastfreyheit von ihren Lehrern ebenfalls sehr nahe an's Herz gelegt, vorzüglich gegen ihre Glaubens-Genossen. Da aber Viele ihren Brüdern in Christo zu häufige Gelegenheit gaben, wo sie diese Tugend ausüben konnten; so wurden nachher beglaubte Zeugnisse und Empfehlungsschreiben erfodert, um auf gastfreundliche Aufnahme Anspruch machen zu können. In dem heutigen Europa, wo fast in jeder Ortschaft öffentliche Herbergen oder Gasthöfe sind, und für

die Sicherheit der Reisenden in selben gesorgt wird, hat die Gastfreyheit den hohen Werth verlohren, den sie ehemals auch in diesem Welttheil hatte. Gegen Bettler und Landstreicher gastfrey zu seyn, ist für die eigene Sicherheit zu gefährlich, man kauft sich lieber davon los, und verweißt sie an eine öffentliche Herberge. Bei uns besteht die Gastfreyheit größten Theils nur darin, daß sich Bekannte und Freunde auf Reisen gegenseitig bewirthen; oder, was noch weiter von dem eigentlichen Zweck der alten Gastfreyheit abliegt, daß sich Bekannte, Freunde und Nachbarn zu gemeinschaftlichen Schmausereyen laden.

Gebeth.

Bethen lernt man in Nöthen. Das Bethen läßt sich nicht nöthen. Kurz Gebeth und lange Bratwürst. Junge Hure, alte Bethschwester.

Das Gebeth ist ein Aufblick der Seele zu Gott. Wer glaubt, daß ein Gott die Welt erschaffen hat und regieret, der wird oft an Gott denken, und sein Denken an ihn wird mit einem Gefühle von Ehrfurcht, De-

muth, Vertrauen und Sicherheit begleitet seyn. Aus dieser Stimmung des Gemüthes entwickeln sich dann von selbst fröhliche und freumüthige Gedanken, Vorsätze, Dankgefühle, Wünsche. Dem guten Menschen ist das Bethen so natürlich wie das Athmen. Er bemerkt mit Vergnügen das geheime Wirken Gottes, entdeckt in allen Dingen seine Spur, leitet alles von ihm ab und führet alles auf ihn zurück und lebt immer in seiner Gegenwart. Ein solcher Bether kann nicht anders als heilig seyn; wie könnten im Umgange mit dem Hocherhabenen niedrige Wünsche seine Seele beflecken?

Die Bettler müssen aber von den Bethern wohl unterschieden werden. Die meisten Menschen, wenn sie sich an Gott wenden, kommen nicht als Kinder, Freunde oder Verehrer zu ihm, sondern als Bettler, die nur Gaben von ihm wollen, und zwar ungewöhnliche Gaben oder Gratialien. Sie sind mit der Bestallung nicht zufrieden, die er ihnen angewiesen hat, sondern sie fodern immer Zulagen über Zulagen. Gott müßte dieser Bettler wegen alle Augenblick seine weisen Plane ändern, und würde sie doch nicht befriedigen können; denn da sie ihr wahres Beste nicht

kennen, müßte sie die Erhörung ihrer Bitten gar oft in neue Verlegenheiten setzen. Deßwegen giebt schon Sokrates die Regel: man soll die Götter um nichts weiter bitten, als was Gut wäre, denn ihnen allein sey das wahre Gute bekannt. Die griechische Gebeths-Formel lautete daher so: Ihr Götter! gebt mir das, was mir gut und heilsam ist, ich mag euch darum bitten oder nicht; und entfernet alles Böse von mir, selbst, wenn ich euch darum anflehen sollte. Das war doch ein verständiges, obgleich überflüssiges Gebeth, denn von Gottes Weisheit und Güte läßt es sich nicht anders erwarten, als daß er uns immer das Beste, aber nicht immer das Liebste geben werde.

Gebräuche.

Ländlich, sittlich. Wo es im Gebrauch ist, singt man den Pumpernickel in der Kirche.

Durch Gebräuche werden bestimmte Formen zum Handeln unter einem Volke erhalten, damit man mit einiger Zuverläßigkeit auf einander rechnen kann, und die Sonderbar-

heiten eingeschränkt werden, die sonst Einzelne bis zum Eckel und Belästigung Anderer äussern würden. Die Gebräuche sind oft sehr wohl ausgedacht, um Zucht, Ehrbarkeit und gegenseitige Achtung zu erhalten. Sie sind die Wächter der öffentlichen Sitten. Sie erfüllen ihre Bestimmung viel sicherer, als die Gesetze, denn sie sind von Jugend auf im Menschen wie eingewachsen. Der Mensch kann nicht ohne Zwang davon abweichen. Man muß daher wohlbedächtlich zu Werke gehen, wenn man Gebräuche ändern will. Ehemals, schreibt jemand, hörte man oft die Stimme der häuslichen Andacht, wenn man vor den Wohnungen vorüber gieng. Es war dieß nicht die Frömmigkeit selbst, die im Herzen wohnet. Es war gute Sitte, welche Ehrerbietung gegen Hausväter, Ordnung im Hauswesen, Regelmäßigkeit in Geschäften vermehrte oder erhielt. Einem Fremden kommen manche Gebräuche sehr lächerlich und abgeschmackt vor, woran der Eingebohrne kein Misverhältniß bemerkt. Wenn die Chineser den Schuh vom Fuß abziehen und selben auf den Kopf legen, wenn sie jemand ihre Ehrfurcht bezeugen wollen; wenn bei einem andern Volke, wie Montagne berichtet, einer dem andern den Rücken kehrt, wenn sie sich

grüssen; wenn anderswo die Hofdame, die am meisten begünstiget ist, die Hand hinhält, wenn der König ausspucket, und den allergnädigsten Empfang sorgfältig verwahret; wenn in Abyssinien jeder im Vorzimmer des Königs derb abgeprügelt wird, wie es dem Pater Labo geschehen ist, damit er in einer demüthigen Faßung zur Audienz komme; so sind wir geneigt, diesen Völkern allen Geschmack abzusprechen. Allein wie Vieles würden diese Völker an unsern Sitten belächeln! Der graue Bart der Gebräuche deckt alle Schwächen. Was man nie anders sah', hält man für natürlich, und das davon Abweichende für unregelmäßig. Im Thal von Aosta, wo jedes Menschenkind seinen Kropf hat, lachte die ganze Kirche, als ein Fremder ohne Kropf in selbe hinein kam. Der Pfarrer selbst, der eben predigte, konnte sich nach entdeckter Ursache dieses Lermens des Lachens nicht enthalten: doch legte er sein Gesicht bald wieder in die Amtsmine zusammen und ermahnte die Gemeinde zum Mitleid, indem man sich über die natürlichen Mängel des Nächsten nicht kützeln müsse; sondern vielmehr dem Himmel für das Mehrere, das er einem gegeben hat, zu danken habe. Die Gebräuche haben sohin auch eine gefährliche Seite, sie

machen blind, wenn man sie ohne alle Besonnenheit mitmacht und werden zum Geisttödtenden Mechanism. Eine Revision der Gebräuche wäre bei jeder Nation nöthig, wodurch die Sinnlosen ihrer Würde entsetzt, und Gehaltvollere in die leeren Stellen erhoben würden.

Gedanken.

Die bessern Gedanken kommen hinten nach, wie die hinkenden Kühe. Die Gedanken sind zollfrey. Er steckt in Gedanken wie der Hund in Flöhen. Er dichtet wie der Karpf im Vogelhaus.

Die Sinnlichkeit wirkt schnell und die Vernunft langsam. Wer den Eindrücken der Sinnlichkeit folgt, ohne den Rath der Vernunft abzuwarten, wird viel zu bereuen haben. Die bessern Gedanken kommen erst später an. Die Kinder der Sinnlichkeit sind in blendenden Schmuck gekleidet; will die Vernunft ihren Werth oder Unwerth bestimmen; so muß sie erst diese falschen Wichte entkleiden, sie auf allen Seiten untersuchen und ihnen

recht genau in's Gesicht sehen. Dazu wird Zeit erfodert. Eine langweilige Untersuchung scheuen die Trägen und überlassen sich lieber der fröhlichen Zauberinn, die zu heucheln und zu schmeicheln meisterlich versteht, als der ernsten Richterinn Vernunft, die nur zu gebiethen weis. Die unseligen Folgen, welche der Genuß der Sinnlichkeit nicht selten nach sich schleppt, machen den Thoren auf einmal klug. Die bessern Gedanken kommen hinten nach. Wer den Netzen der Sinnlichkeit entgehen will, muß mit ihren Zauberkünsten bekannt seyn, die Geschichte ihres Reiches kennen und sie unter beständiger Zucht halten.

Geduld.

Geduld ist ein bitteres Kräutl. Auf Regen folgt Sonnenschein. Leiden währt nicht immer, Ungeduld macht's schlimmer. Geduld ist gut predigen. Es ist leicht geduldig seyn, wenn einem wohl ist. Im Glück sind alle geduldig. Wer kann's ändern, geschehn ist geschehn. Zu geschehenen Dingen muß man das Beste reden. Wird noch nicht aus seyn.

Es gab Menschen, die von sich behaupteten, daß sie gegen alle Uebel, welche sie treffen könnten, gleichgültig seyen. Epiktet, der Stoiker, da er noch ein Sklave war, warnte seinen Herrn, der ihn unbarmherzig auf den Schenkel schlug, nur vor Schaden. Du wirst mir den Schenkel zerbrechen. Als es wirklich erfolgte, sagte er nichts weiter, als: was kann dir ein Sklave mit zerbrochenem Bein nützen? Es nützt freylich nichts, wenn wir wider die Uebel, die uns drücken, aufgebracht werden: denn sie machen sich nichts daraus, wie Euripides sagt. Allein wir sind doch nicht vom Stein. Die Natur selbst hat uns Thränen gegeben, um damit den Schmerz wegzuschwemmen. Jedes Thierchen jammert nach seiner Art, wenn es leidet, und wehret sich gegen jeden, der ihm Leiden zufügen will. Unempfindlichkeit, oder Abstumpfung alles Gefühls wäre Entmenschung. Der Mensch ist ein gefühlvolles Geschöpf, und könnte ohne Gefühle nicht glücklich werden. Es sind die Wege durch das Leben freylich oft sehr rauh, es zieht manches Ungewitter über unsere Köpfe, Widerwärtigkeiten lagern sich um uns, Schmerzen verbittern uns das Leben; deßwegen gehört ein starker Muth dazu, ein Mensch zu seyn. Diese Starkmuth, mit der wir die

Gemüthsruhe bei den Unfällen dieses Lebens erhalten, ist eben die Geduld. Sie ist keine Schwäche, keine Tugend der Eseln, wie sie ein Schwächling nannte, der sich um Vortreffliches nicht mühen wollte. Sie ist Stärke, die sich durch das Leidens-Gefühl nicht abschrecken läßt, ihren Grundsätzen treu zu bleiben. Jede andere Tugend ist leichter zu üben als Geduld, denn die Gegenstände anderer Tugenden sind die Menschen, denen wir durch Ausübung derselben Nutzen und Vergnügen schaffen. Das Bild des Zweckes versüßt die Mühe, die wir bei der Ausübung derselben anwenden. Die Geduld aber ist ganz in dem Leidenden eingeschlossen. Sie wirkt nichts in der Welt. Sie hat genug zu thun, die aufgereizten Kräfte des Leidenden in Ordnung zu erhalten, damit er die drückende Last auf eine vernünftige Art trage.

Gefahr.

Weit davon ist gut vor'm Schuß. Das Wasser hat keine Balken. Die besten Schwimmer ersaufen. Man muß sich den Rücken frey halten; das Sicherste spielen. Aus einem

einem kleinen Fünklein entsteht oft ein gro-
ßer Brand. Ein leckes Brett macht oft ein
Schiff sinken. Einen lachenden Schergen
und zähnenden Hund muß man nicht
trauen. Jeder muß sich seiner Haut wehren.
Jeder muß seine Haut selbst zu Markt tra-
gen. Was an Galgen gehört, ertrinkt
nicht. Die Mäuse haben auch Ohren. Die
Ameisen haben auch eine Galle.

Gefahren entstehen, wenn hie und da Ur-
sachen zum Vorschein kommen, die einzeln
oder vereingt Unglücke oder Uebel bewirken
können, wenn noch ein geringer Reiz dazu
kommt. Die Vorsichtigkeit gebiethet, solche
Fermente sogleich zu hemmen. Tritt den Fun-
ken todt, ehe er aufflammet. Bessere das
lecke Schiff, ehe du dich demselben anver-
traust. Untersuche den Boden, ehe du dich
weiter wagest, halte den Rücken und die Flan-
ken frey, damit dich kein Unglück überflügle.
Vorsicht ist viel besser, als Nachsicht, mit
dem: „Hätt's nicht vermuthet," ist nichts ge-
holfen. Es ist keine Gefahr neu, man sieht
immer Beyspiele von allen Arten, und doch
hüten sich die Menschen nicht viel mehr vor

selben, als die Vögel vor den Netzen, die ihren Vorältern von jeher so gefährlich waren. Allein man kann und darf nicht jede Gefahr vermeiden. Oft fodert es Pflicht, sich der Gefahr auszusetzen. Da muß sich dann jeder um seine Haut wehren. Er muß die Gefahr scharf in's Auge fassen, um schnell die schwächste Seite an ihr zu entdecken, wo sie am leichtesten zerstöret werden kann; oder um ihr die stärkste Seite entgegenstellen zu können, wo sie abprellet. Die Gegenwart des Geistes in Gefahren hat viele errettet.

Geistliche.

Andern ist gut predigen. Er ist ein Geldsorger, kein Seelsorger. Es ist ihm um die Wolle, aber nicht um das Wohl seiner Schaafe. Unter'm Krumstab ist gut leben. Die Pfaffenschnützl sind die besten. Pfaffengut Rafelgut geht zusamm in einen Fingerhut.

Wenn alle Menschen die Rechts- und Tugendlehre erkennen und befolgen würden; so wären weder Richter, noch Geistliche nöthig.

Da aber diese Kenntnisse nicht allgemein sind, noch weniger gerne befolgt werden; so sind diese beyden Klassen von Zuchtmeistern nothwendig. Die Richter machen nicht viel Umstände. Sie schlagen darein, und thun den Leuten allen Schimpf an, die über die aufgezogene Rechtsschnur schreiten; oder wenn das nicht hilft, so lassen sie ihnen gar die Köpfe abschneiden, welches dann gewiß das sicherste Mittel wider alle Arten von Zahnschmerzen ist. Sie suchen den Menschen nicht zu besfern; sondern nur unschädlich zu machen. Sie achten nur auf die Handlungen und nicht auf den Character, und thun sohin oft groß Unrecht, da sie Recht sprechen. Die Geistlichen aber wollen alle Menschen lebendig erhalten, ja die Todten selbst wieder lebendig machen; sie kennen daher keine zerstörenden Mittel; sondern arbeiten auf ihren Zweck nur durch Belehrung, Ermahnung, durch Religion und eigene Beyspiele hin. Ihr Gebiet ist das Gebiet der Freyheit. Ihr Wirken geistig. Sie können durch diese linden Mittel eine edlere Frucht hervorbringen als die Richter mit ihrer eisernen Ruthe. „Wer einen treulosen Sklaven zum redlichen Diener umschaft, wer sich des Dürftigen, des Kranken, des Ver-

lassenen annimmt, wer sich die Pflege des Unmündigen angelegen seyn läßt, wer Grundsätze verbreitet, die im Hauswesen Ordnung, in der Ehe Liebe und Treue, unter Freunden Gefälligkeit und sittlichen Umgang, gegen Feinde duldende Großmuth, Ehrlichkeit im Handel und Wandel zur täglichen Lebensnorm machen, und alle Tugenden ohne Prunk und Aufsehen gleichsam nur als eine gesunde Diät einführen; wahrlich, der hat für die arme Menschheit viel gethan." Man erkannte ehemals diese edlen Früchte des geistlichen Amtes, da man den Zustand der vorherigen Barbarey noch lebhaft im Andenken hatte, und gab den Geistlichen aus Dankbarkeit die besten Schnitzel. In unsern Zeiten aber wurden die Mächtigen der Erde so heißhungrig, daß sie alle diese Pfaffenschnitzel auf einmal verschlangen und somit findet das Sprichwort, „die Pfaffenschnitzel sind die Besten," keine Anwendung mehr. Wohl aber mag das letzte Sprichwort ein Wahrwort bleiben: Pfaffengut geht zusamm in einen Fingerhut.

Geiz.

Der Geiz hat keinen Boden. Viele haben zu viel, und keiner genug. Der Armuth geht wenig ab, dem Geiz alles. Der Geiz macht sich selbst Kreuz. Er schindet eine Laus um den Balg. Ihm ist seine Seel um einen Batzen feil. Er ist ein Schmarn, Schmalhans, Sparmunkes, Spänbrenner, Geizhals. Der Sparer findet seinen Zehrer.

Der Geizige hält den Besitz der irdischen Güter für die höchste Glückseligkeit des Menschen. Er liebt nur den Besitz des Reichthumes, ohne ihn je genießen zu wollen. Er ergötzet sich an dem Gedanken, daß er alles haben und genießen könnte, was andere Menschen für Glück und Vergnügen halten. Er ist aufmerksam auf den kleinsten Gewinn, und achtet weder Mühe und Verdruß, weder Recht noch Billigkeit, um sein Gut zu mehren. Er scheuet jede Ausgabe und karget auch in denjenigen Dingen, die zur Erhaltung des Lebens unentbehrlich sind. Er vergönnet weder sich, noch weniger andern etwas Gutes. Der berühmte Geizhals in England, Bürger Hopkins, hinterließ bei seinem Tode 300,000 Pf., die er, ein armer Mensch, durch den ärgsten

Wucher und Betrug zusammen gescharrt hatte. Er gönnte es aber auch nach seinem Tod keinem lebenden Menschen. Denn er verordnete, daß seine Verlassenschaft erst nach der zweyten Geschlechtsfolge soll erhoben werden. Der Geizige führet ein trauriges Leben. Er versagt sich alle Freudens-Bequemlichkeiten des Lebens. Sein Herz ist immer voll Sorgen und Unruhe, wie er seinen Schatz vermehren und vor Dieben verwahren könne. Er wird von andern Menschen verachtet, weil die Edlern nichts achtungswürdiges an ihm finden, und die Eigennützigen von ihm nichts zu hoffen haben. Unterdessen sind diejenigen nicht weniger Thoren, als die Geizigen, welche den Reichthum verachten, und die Armuth als etwas Verdienstliches preisen. Krates, ein Cyniker in Griechenland, verkaufte sein reiches Erbe, warf das erlöste Geld in das Meer und rief dann auf dem Platze: Ich bin frey. Ein Schwachkopf war er, weil er das Geld nicht besser anzuwenden wußte.

Geld.

Das Geld regiert die Welt. Das Geld macht stumm, macht Grades krumm. Das Geld

stillt weder den Hunger, noch den Durst. Das Geld schmeckt nicht, und stinkt. Gut macht Muth, oft Uebermuth, der thut kein gut. Geld ist nicht Danks werth, wenn man es nicht brauchen darf. Wo Geld ist, da ist der Teufel, und wo keines ist, sind zwey. Der hat Batzen. Der hat Spän. Der hat Geld, wie ein Sautreiber. Bey dem ist das Geld dünn gesäet. Wer kein Geld hat, steht einem Narrn gleich. Credit ist so gut, als baares Geld.

Die menschliche Gesellschaft ist eine Handlungs-Gesellschaft. Denn kein Mensch kann alle seine Bedürfnisse durch eigene Arbeit befriedigen, wenn er nicht elend leben will. Jeder macht nach seiner Geschicklichkeit mehr Erzeugnisse einer Art, als er selbst nöthig hat, und sucht mit dem Ueberfluß andere Erzeugnisse einzutauschen, die ihm mangeln. Der Tauschhandel ist der älteste, aber auch der unbequemste, weil sich nicht jedes Erzeugniß theilen läßt, einen Ochsen kann man nicht um einen Hut vertauschen; weil manche Dinge leicht verderben, oder ihre Erhaltung Kosten verursacht; und weil man oft lange umfragen muß, bis man einen findet, der von diesem

Erzeugniß etwas zu haben wünschet. Deßwegen dachte man schon frühe darauf, solche Dinge zum Tauschmittel zu wählen, welche von vielen gesucht würden, und ohne Kosten aufzubewahren wären, wie das Salz, Muscheln, Zucker, Tobak, Häute, Nägel ꝛc. Doch auch dergleichen Dinge hatten noch viele Unbequemlichkeiten. Endlich kam man auf den glücklichen Einfall, die Metalle zum Tauschwerkzeug zu wählen. Metalle sind dauerhaft und können ohne Schaden getheilt werden. Eisen, Kupfer, Silber, Gold kamen nun in Handel: anfangs nur im rohen Zustand als Barren, ohne Gepräge, wo sie erst gewogen und probiert werden mußten; nachher aber, um dem Betruge und der Unbequemlichkeit vorzubeugen, mit einem öffentlichen Stempel bezeichnet, der die Aechtheit des Metalles verbürgte, später endlich mit aufgeprägtem Werthe, wo der Sempel zugleich die ganze Masse umgiebt, um den ausgesprochenen Werth und Gewicht zu sichern. Servius Tullius ließ zuerst in Rom Geld prägen. So viele Vortheile für die Handlung aller Art dieser eingebildete Reichthum, das Geld, darbietet; so viele Nachtheile kann er in Rücksicht der Sittlichkeit hervorbringen. Dieses Mittel, große Werthe, um die man alles haben kann, zu

kleinen Umfängen zu besitzen, vergrößert die Liebe zum Reichthum sehr. Was wollten vor dieser Erfindung die Reichen mit ihrem Ueberfluß machen? Sie waren wohlthätig und gastfrey. Das Geld macht engherzig oder verleitet zur Ueppigkeit; erleichtert die Bestechung und macht treulos. Deswegen verbothen die Spartaner den Gebrauch des Geldes in ihrem Gebiet. Nach und nach schlich es sich doch ein. Als aber der Admiral Lysander durch den General Gysippos viele versiegelte Säcke voll Gold und Silber als Beute nach Sparta schickte, und Gysippos die Säcke unten öffnete, einen guten Theil der Beute für sich nahm und die Säcke wieder zunähete, ohne daran zu denken, daß der Münzzettel oben auf liege; so kam den Spartanern das Geld aufs neue so gefährlich vor, daß sie das Silber- und Goldgeld wieder untersagten, und zum privat Gebrauch eiserne schwere Münzen einführten, weil jenes einen tapfern und sonst rechtschaffenen Mann zur Untreue verleitet hatte. Der Perser König Artaxerxes konnte mit seinem Kriegsheere vor den Griechen nie bestehen; aber durch sein Geld fügte er ihnen den größten Schaden zu. Denn durch Geld brachte er Uneinigkeiten unter sie, daß sie sich selbst bekriegten, und schwächten. Die Römer ver-

leitete der Geldreichthum zu Ueppigkeit und Wollüsten, die sie entnerften. So lange noch erbeutete Waffen oder ein Kranz von Eichenlaub ihr größter Schatz war, hatten sie große Seelen, und hochgeachtete Helden. Der Reichthum ist eine viel größere Versuchung zum Bösen als die Armuth, deßwegen ist, wie Pope bemerkt, der Teufel jetzt viel klüger, als zu Hiobs Zeiten: er macht die, welche er versuchen will, nicht mehr arm, sondern reich.

Gelegenheit.

Gelegenheit macht den Dieb. Die Gelegenheit muß man nutzen. Das Eisen muß man schmieden, weil es warm ist. Es ist nicht alle Tag Kirchweih. Man muß essen, wenn man's hat. Solche Gelegenheiten kommen nicht alle Tag.

Die Römer sinnbildeten die Gelegenheit als eine Göttin, die mit geflügelten Füßen auf einem rollenden Rad vorübereilet. Ueber ihre Stirne herab flatterte das Haar, der Rücktheil des Hauptes war kahl. Die Reue

folget ihr nach, kann sie aber nicht einholen. Lauter Symbolen der Flüchtigkeit und der Gewandtheit, mit der sie muß ergriffen werden, wenn sie nicht entwischen soll. Der Zusammenfluß der rechten Umstände, die nöthig sind, um etwas mit gutem Erfolg auszuführen, macht ihre Natur aus. Solche Umstände treffen oft unvermuthet zusammen, fließen aber eben so schnell wieder auseinander. Wer einen scharfen Geistes-Blick und schnelle Beurtheilungskraft besitzt, wird die Gelegenheit, ehe sie sich noch wenden kann, bemerken und ergreifen. Ein träger Geist aber, der nur durch Stöße aufmerksam gemacht werden kann, oder eine ängstliche Seele, die erst mit allen ihren Seelenkräften zu Rath gehen muß, um einen Entschluß zu fassen, wird die flüchtige Göttinn nie erhaschen. Oft ist es aber auch sein Glück, daß er die sonderbare Göttinn vorüberrollen läßt, ohne nach ihr zu greifen, denn sie spielt den Menschen oft böse Streiche, indem sie ihn zu Lasterthaten verleitet, an die er wohl nicht gedacht hätte. Sie überrascht den Unbedachtsamen, streut Blumen über die Fußangeln, und hält ihm den süßen Fladen unter die Nase, dreht sich eine Weile im Kreis um ihn herum, bis er zugreift. So hat sie manche Unschuld

verführt, und manchen ehrlichen Mann zum Schelm gemacht. Man muß sich mit ihren Kniffen bekannt machen, und auf solche Fälle zum voraus seine Maßregeln nehmen. Wer viele mögliche Fälle gedacht hat, wird selten überrascht, und wenn er für diese vielen gedachten möglichen Fälle sich das vernünftigste Verhalten dabei entwarf, so wird er sich auch in ungewöhnliche Gelegenheiten leicht finden, über nichts erstaunen, und seine Besonnenheit behalten.

Gelehrte.

Die Gelehrten, die Verkehrten! — Viel Doctors, viel Narren. Ein Gelehrter begeht keine kleine Narrheit. — Es fällt kein Gelehrter vom Himmel. — Gelehrten ist gut predigen. Er ist ein Silbenstecher, Tintenlecker, Federhans.

Man sollte glauben, ein Gelehrter, d. i. einer, der gelehrt worden ist, (ohne Zweifel, was Recht und Unrecht, was Gut und Böse, was Wahr und Falsch ist) müsse ein rechtlicher, guter, und wahrhafter Mann seyn; al-

lein das Sprichwort: die Gelehrten, die Verkehrten, warnet vor diesem Glauben. In den gar alten Zeiten glaubte man wohl, man müsse nach seinen Einsichten leben. Aber nachher begnügte man sich, von der Farbe viel zu reden und zu schreiben und desto weniger zu thun. Schon Seneca bemerkte, daß die Verbindung zwischen Herz und Kopf, die ehemals Statt hatte, durch die Gelehrsamkeit sey unterbrochen worden: nachdem die Gelehrten zum Vorschein gekommen sind, sagt er, sind die Guten verschwunden. Es ist sich auch über diese Erscheinung nicht hoch zu verwundern, denn die Gelehrten bilden nur einzig und allein an ihrem Kopf und vergessen vor lauter Kopfarbeiten, daß sie ein Herz haben. Es wäre sehr nöthig, das Herz mit-, ja vorher zu bilden, weil der Kopf darauf halten soll. Allein die Gelehrten machen es verkehrt. Sie beweisen vorerst, daß man bei uns im Winter wohl gekleidet seyn muß, um im Freyen nicht zu erfrieren, ehe sie den Nackten kleiden. Bis sie aber mit ihrem Beweis fertig werden, ist der arme Tropf vor Kälte schon erstarret, und oft mit dem ganzen Apparat, den die Religion zur Rettung der Scheintodten anzuwenden räth, nicht mehr in's Leben zurück zu rufen. Der Dichter Schiller sagt daher recht:

„Wohl denen, die des Wissens Gut nicht mit dem Herzen zahlen.“

Aber die Ausbeute, welche die Gelehrten liefern, wird doch von sehr hohem Werth seyn, sie lehren doch der großen Menschenmasse, die sich in so hohe Gegenden der Erkenntnisse nicht schwingen kann, was wahr, recht, gut und nützlich ist? O du große Menschenmasse, wie wär'st du mit den Gelehrten angesetzt, wenn dir Gott nicht für deine leiblichen Bedürfnisse den gesunden Menschenverstand, und für deine geistigen Bedürfnisse ein Tröpfchen seiner Weisheit eingegossen hätte. Halte beyde Gaben Gottes fest, denn sie möchten dir selbe gern aus den Händen winden, weil es sie ärgert, daß du ohne Mühe den Schatz solltest gefunden haben so ganz an der Oberfläche, da sie Jahrtausende in Untiefen herumstöbern, ohne ihn habhaft zu werden. Was graben sie denn heraus? Es ist keine Thorheit auszudenken, sagt ein berühmter römischer Redner, die nicht von einem ihrer Zunft wäre behauptet worden, ja auch offenbare Laster nehmen Manche von ihnen in Schutz. So rathen Plato und Aristoteles den Kindermord, um die Uebervölkerung eines Staats zu verhüten. Lycurg will nur die starken und gut-

gebildeten Kinder erziehen, die Schwachen und Kränklichen aber tödten lassen. Cato empfiehlt als ein Gegenmittel wider den Ehebruch die Hurerey. Cicero spricht dem falschen Eide das Wort, und Krisipp rechtfertiget die Blutschande. Man kann unter ihnen für gerade entgegengesetzte Meinungen Vertheidiger genug finden. Den Selbstmord schildern einige als eine Großthat; andere als eine Kleinthat; dem einen ist er ein Beweis von der Stärke, dem andern von der Schwäche des Geistes. Die einen behaupten, es gehe alles in der Welt zu Grund, sohin auch die Seele des Menschen; die andern sind ganz überzeugt, daß nichts in der Welt zu Grund gehe, folglich auch die Seele nicht. Die einen fragen, woher kömmt in der Welt die Unordnung, wenn ein Gott sie regiert; die andern fragen, woher kömmt die bewundesrungswürdige Ordnung in der Welt, wenn kein Gott sie regiert? Was soll man denken, wenn la Mettrie die Welt für eine alte Henne ansieht, die in ihrer Jugend Menschenever gelegt habe, um den Ursprung der Menschen zu erklären, ohne einen Gott nöthig zu haben; oder wenn ein anderer großer Gelehrte die Sterne und Planeten für Ochsen, Kühe und Kälber ansieht, die auf den weiten Gefil-

den des Weltalls grasen, und uns den Ehrenposten eines Ungeziefers anweißt, das sich auf der Haut eines solchen ungeheuren Thieres nähret. Einem Menschen, der nur mit der gesunden Vernunft Haus hält, macht die bedeutende Mine, mit der viele Gelehrte die geringfügigsten Dinge behandeln, manchmal viel Unterhaltung. Wenn sie sich zanken, ob die Hottentotten die Läuse, mit welchen sie sehr geplagt sind, essen, oder nur mit den Zähnen zerbeißen, und wegwerfen, welches nach den neuesten Beobachtungen über diese hochwichtige Sache die wahrscheinlichste Meinung seyn soll. Oder wenn Lessius alle Menschenseelen am letzten Gerichtstag im Raum einer deutschen Cubikmeile faßt, Ribbera aber 200 italienische Meilen dafür fodert, vermuthlich, damit sie sich doch auch bequem setzen oder liegen könnten, wenn etwa der Proceß zu lang dauern möchte. Oder wenn Aristomachus von Solen seine halbe Lebenszeit damit zubrachte, um genau zu bestimmen, wie vielmal höher ein Floh springe als er ist. Oder wenn die Theologen zankten, ob die Excremente des Menschen im Stand der Unschuld auch einen übeln Geruch von sich gegeben haben; ob Gott auch wie ein Hahn krähen

könnte,

könnte, wenn er wollte; ob Christus nicht auch als ein Kürbis hätte zur Welt kommen und wie er in diesem Stande hätte leiden und uns erlösen können; ob wohl die Engel nicht zweyerley Geschlechts seyen? Kaiser Tiber marterte seine Hofpedanten mit ähnlichen Fragen: wie der Hemla Mutter geheißen habe, was Achill unter den Weibern für einen Namen geführt, welche Lieder die Syrenen gesungen hätten? Es wurde darüber so heftig gestritten, als ehemals unter den Juristen: ob ein Geköpfter, wenn er wieder lebendig würde, die Strafe noch einmal ausstehn müßte, oder wenn ein Mensch sich in einen Ochsen verwandeln könnte, ob das als ein Selbstmord anzusehen, und der Ochse straffällig wäre? Ueber dergleichen hochwichtige Fragen hielten sie oft eigene Stiergefechte oder Dispute, wobei sie mit der größten Heftigkeit auf einander schimpften. Solchen Hahnenkämpfen zuzusehn, war auch für den Ungelehrten unterhaltlich. Ein Schuster in Leyden, der immer solchen Disputen beiwohnte, wollte genau wissen, wer unter den Kämpfenden Recht hätte. Er schloß nämlich aus den zornigen Minen und dem Schelten des einen, daß er seine Patronen verschossen habe und

sich unter den Schutz des groben Geschützes zurückziehn müsse. Manchmal entstanden auch bei diesen Disputen kleine Handgemenge, oder es wurden andere Arten von massiven Beweisen geführt; so kämpften zwey Silbenstecher Lambin und Manutius lange, ob in das Wort consumtus ein p nach dem m zu setzen sey oder nicht. Manutius brachte endlich einen alten Stein, dessen Inschrift für seinen Satz sprach und stieß ihn dem Lambin so nachdrücklich unter die Nase, daß er seine Ueberzeugung lange Zeit fühlte. Solche Dispute wurden immer desto lebhafter und unterhaltlicher, je weniger beyde Theile von der Sache, worüber sie stritten, verstunden. Und das war der gewöhnlichste Fall; denn über Dinge, die man wissen kann, mochten sie nicht reden. Sie hatten daher eigentlich keine Sachkenntniß, diese überließen sie dem gemeinen Mann; ihr ganzes Vermögen bestand in sonderbaren Worten, womit sie den Unverständigen blendeten, aber vor dem erfahrnen Mann die Segel einziehn mußten. Der König Antiochus von Syrien glaubte Wunder, was für einen großen Gelehrten er an seinem Hof nährte, weil ihm der Schwätzer über alle möglichen Dinge die Menge Worte machen konnte. Als diesen König der große Feldherr Hannibal von Carthago

einst besuchte, ließ Antiochus seinem Gelehrten eine Rede über die Kriegskunst halten. Alle Anwesenden bewunderten den Redner, der König erwartete alle Augenblick, Hannibal werde sich durch Lobpreisungen Luft machen. Allein Hannibal sagte ganz kaltblütig: Ich habe viele Leute gesehen, denen es an Verstand und an Beurtheilungskraft mangelte, aber abgeschmackter und unvernünftiger habe ich noch keinen reden gehört als diesen Schwätzer. Die Geschichte meldet nicht, wie sich der Gelehrte bei dieser Critik benommen hat. Aus der Analogie dieser Geschöpfe läßt sich aber mit Sicherheit schließen, daß er den Hannibal einen bloßen Mechaniker werde gescholten haben (versteht sich, hinter dem Rücken), der die Idee einer Kriegswissenschaft noch nicht ahne. Denn es giebt nicht leicht etwas hochmüthigers als einen Gelehrten. Er glaubt, in ihm habe alle Weisheit eingenistet, und die ganze Würde der Menschheit sey in ihm concentrirt. Deßwegen verachten sie alle, die höher als sie stehn, oder beneiden sie vielmehr um den höhern Platz. Actius Lucius stand nicht einmal vor dem Julius Cäsar auf. Marquis von Argens wollte lieber in dem einsamsten Wald bei Thieren, als an dem Hof

eines Fürsten leben, wie er in seinen jüdischen Briefen versichert; doch kaum ließ ihn Friedrich, der Einzige in seiner Art, nach Berlin einladen, so kam er geflogen. Soll er Berlin für einen Wald, und Friedrich für einen Bär angesehen haben? Ihre Titelsucht ist nichts desto weniger ein Beleg hierüber. Ehemals legten sie sich Beyworte, wie die Könige bey: der eine wurde der Erleuchtete, ein anderer der Unüberwindliche, der Feine, der Englische genennt; nachher trachteten sie nach Rathstiteln bei Fürsten, oder ließen sich in Adelstand erheben. Skaliger kaufte sich sogar Gutachten von vielen Akademien, die sein fürstliches Geschlecht beweisen sollen. Auf ihre Werke setzen sie dann alle diese Titel und oft noch ein ꝛc. dazu, bis sie in ihrer Welt hinlänglich bekannt sind: dann setzen sie mit einer andern Art von Stolz bloß ihren nackten Namen bei, den nun ohnehin die ganze Welt auf 3 Meilen rund herum kennt. Unterdessen ist unter den Gelehrten selbst ein großer Unterschied. Einige sind Original- oder Kreuzköpfe, diese müssen ein neues System ausgebrütet haben, wenn sie zu dieser Würde sollen erhoben werden; z. B. wer würde dem Geist Originalität absprechen, der das Linnéeische System im Thierreich umstieße, und dafür alle Thiere

nach der Form ihrer Excremente klassificirte; oder der den Fund gemacht hätte, die Menschen wären eitel Spinnen, die alle Fäden ihrer Erkenntnisse aus sich heraus- und wieder in sich hineinhaspelten; oder der zuerst bemerkte, daß jedes Ding zwey Seiten habe und im Grund doch alles einseitig sey. Solche Kreuzköpfe sammeln denn wie die königlichen Bienen einen Schwarm Querköpfe um sich, welche die eigentlichen Gelehrten ausmachen, indem sie eben keinen eigenthümlichen Gedanken im Kopf haben, sondern nur das, was sie der Kreuzkopf gelehrt hat, wiederkauen, aber selten ganz verdauen. Wenn das Originalwerk ihres Herrn und Meisters das Taglicht erblickt hat, so fallen sie darüber her, interpretiren, commentiren, excerpiren, compendiiren und verwirren es, daß der Meister selbst sein Kind nicht mehr kennet. Durch diese erlernten Kenntnisse werden sie so aufgeblähet, daß sie alle, die von dem neuen Fund keine Notiz nehmen, oder von der Wahrheit desselben sich nicht überzeugen können, oder nur abwarten wollen, bis die Gährung vorüber ist, mit der größten Verachtung ansehen, und beschimpfen. Doch kaum haben sie ihre Lectionen bis zur Geläufigkeit auswendig gelernt, so erscheint ein neuer Kreuzkopf,

der einen noch viel seltsamern Einfall hat, als sein Vorgeher. Darob erschrecken die Gelehrten gewaltiglich, denn sie haben schon wieder auf's Auswendiglernen Angst. Deßwegen wollen sie sich anfänglich nicht gleich aus dem Besitz ihrer geläufigen Worte werfen lassen. Allein die Jüngern mit ihren weichen Hirnfibern und noch leeren Köpfen laufen dem neuen Wundermann nach, verschlucken gierig seine Ergießungen, werden wie betrunken, Manche fast rasend davon, und lärmen und schimpfen auf die ältere Parthey, bis diese flieht oder übertritt. Vorher war nichts gewissers, als was sie behaupteten; jetzt ist ihnen nichts einleuchtender, als daß sie bisher über die Ohren, so lang sie auch waren, im Irthum steckten. Aber nur Geduld, es hat der Letzte noch nicht geschoben, ein Dritter Kreuzkopf ist im Anzug, das vorige Spiel wird wieder aufgeführt, die Gelehrten schlagen sich vor die Stirn, reiben sich die Augen, und sehen nun alles wieder anders. Daß dich! ruft hie und da einer, den das Lernen nicht mehr ergötzt, oder dessen Glaube an die Kreuzköpfe geschwächt wurde. Allein, was ist zu machen? Nichts anders, als was der alte Menedemus schon bemerkt hat: diejenigen, sagt er; welche die hohe Schule zu Athen besuch-

ten, wurden erst Philosophen, dann Redner und mit Verlauf der Zeit — gemeine Leute, d. i. sie kehrten wieder zum gesunden Menschenverstand zurück. Um die Gelehrsamkeit ist es übrigens eine vortrefliche Sache, und die wahren Gelehrten sind im hohen Grad achtungswürdige Menschen. Die Sprichwörter reden nur von dem Misbrauch der Gelehrsamkeit, und gemisbraucht werden ja die besten Dinge auf der Welt.

Genauigkeit.

Es fehlt um kein Haar. Es hat ihm der Hund das Maaß hin. Es fehlt um einen ganzen Bauernschuh. Wird schon recht, wann die Haftl drein kommen. Der Gutgenug macht's schlecht genug. Gut Ding braucht Weile.

Was gethan werden soll, soll man recht thun. Gute Arbeit kostet nicht mehr Zeit und Mühe, als schlechte Arbeit, weil die letzte wegen lauter Ausbessern mehrmal wiederholt werden muß. Ein gut Ding braucht zwar Weile, aber es ist doch besser zweymal gemes-

sen als einmal verfehlt. Doch darf man diese Regel denjenigen Handwerkern nicht geben, die um den Taglohn arbeiten, den Zimmerleuten, Maurern ꝛc., diese messen gar zu gern und überdenken jede Sache, ehe sie Hand anlegen, ja sie möchten oft, ehe sie einen Entschluß fassen, lieber gar eine Nacht darüber schlafen, und zuletzt zeigt sich, daß sie doch noch zu wenig gemessen haben, und ihr Werk sich kaum auf einen Bauernschuh schließet.

Genügsamkeit.

Man lebt nicht vom Ueberfluß. Ueberfluß macht Ueberdruß. Es haben viele zu viel, niemand aber genug. Zwischen Armuth und Reichthum ist das beste Leben. Wenig in Ruh', ist besser als viel mit Unruh'. Wer will, daß es ihm wohl gehe, lebe zu Haus frey.

Nichts bedürfen ist göttlich, sagte Sokrates, und wenig bedürfen, heißt der Gottheit nahe kommen. Wie vieles kann ich entbehren, rief dieser Weise, als er zu Athen über den Markt gieng, der mit den mannigfaltigsten Ge-

genständen des Luxus angefüllet war. Mit wenigem ist die Natur zufrieden, und dieses Wenige ist leicht zu finden. Man braucht kein Faß zu bewohnen, oder das Wasser mit der hohlen Hand zu schöpfen, um kein Trinkgefäß nöthig zu haben, oder seine Blöße mit einem zerrissenen Mantel nur halb zu bedecken, wie weiland Diogenes närrischen Andenkens. Das ist Schmuzerey oder Bettlerstolz. Der Mensch soll vernünftig leben, nicht thierisch. Aber eben die Vernunft gebiethet ihm, sich keine Bedürfnisse zu erkünsteln, welche die Natur nicht kennt; die ihm seine Freyheit beschränken, die er oft nicht befriedigen kann, ohne wahre Pflichten zu verletzen, und ihn, wenn er sie nicht befriedigen kann, unglücklich machen. Wenn jemand seine Consumtionsartikel, Meubel, Kleidungsstücke ꝛc. mustert, selbe nach den wahren Bedürfnissen des Menschen prüft, so wird er bald finden, wie viel er sich unnöthige Lasten von der Ueppigkeit habe auf's Haus bürden lassen. Wie wenige Bedürfnisse mögen die Menschen zu den Zeiten der alten Römer gehabt haben, da der Feldherr Regulus nicht mehr als sieben Morgen Ackerland besaß, und, da ihm sein Knecht samt dem Ackergeräth durchgieng, vom Senat den Abschied verlangte (er führte

eben als General Krieg wider die Karthaginenser), um sein Feld zu Hause bestellen zu können, weil er sonst mit den Seinigen im Winter darben müsse!

Gerechtigkeit.

Recht thun läßt sanft ruhen. Thue recht, und scheue niemand. Was einem Recht ist, ist allen Recht. Tausend Jahre Unrecht ist keine Stunde Recht. Es ist besser, Unrecht leiden, als Unrecht thun. Je mehr Gesetz, je weniger Recht. Eines Red' ist halbe Red', man muß die Partheyen hören Beed'. Die Gerechtigkeit hat eine wächserne Nase, die läßt sich drehen. Zu viel Recht, ist Unrecht. Man kann keinen Rakten ausziehen. Wo nichts ist, hat der Kaiser das Recht verlohren.

Die Gerechtigkeit stellt man unter dem Bilde einer Göttinn vor, dessen Augen verbunden sind. Sie hält in der einen Hand ein Schwerdt und in der andern eine Wage. Sie soll auf keine Person Rücksicht nehmen, die Gründe jeder Parthey genau abwägen und

dann nach den Gesetzen richten. Die Aegyptier gaben dem Symbol der Gerechtigkeit gar keine Hände. Sie soll keine Geschenke nehmen können. Kaiser Joseph II. ließ der Gerechtigkeit die Binde von den Augen wegnehmen; denn sie soll nicht blind urtheilen. Doch mit solchen Verbesserungen wird die Gerechtigkeitspflege nichts gewinnen. Cambyses, König der Perser, benahm sich zu diesem Zweck nachdrücklicher: er ließ einen Richter, der Geschenke nahm, die Haut abziehen und selbe über den Sitz, worauf dessen Nachfolger Recht sprach, spannen. Das war eine starke Mahnung. Geschenke und Menschenfurcht sind zwey gefährliche Klippen für die Richter. Deßwegen vergleicht Anacharsis die Gesetze einem Spinnengewebe, welches die großen Hummeln ohne Schaden durchbrechen, und an dem nur die Mücken hangen bleiben. Viele Herren Juris utriusque, d. i. des Rechts und Unrechts, sind darauf einstudiert, wie man ohne Schein des Unrechts Unrecht sprechen kann. Deßwegen war es in der alten Welt sehr gut, daß die Könige und Fürsten selbst, und zwar öffentlich, Recht sprachen. Sie waren ihres Ranges und Vermögens wegen über solche Versuchungen erhaben. Da man dem König Philipp von Macedonien sehr anlag, den Ur-

theilsspruch über einen vornehmen Mann zu ändern, weil die Ehre dieses Mannes dadurch ganz zernichtet würde, sagte er: ich will lieber seine als meine Ehre aufopfern. In der Gerechtigkeitspflege muß die vollkommenste Gleichheit herrschen: was einem Recht ist, muß allen Recht seyn. Darüber gab der Römer Brutus ein großes Beyspiel. Seine Söhne Titus und Tiberius wurden als Verräther des Vaterlandes angeklagt. Die Richter schlugen die Augen unter, und keiner wollte wegen den großen Verdiensten und Ansehen des Vaters, der eben Consul war, das Urtheil sprechen. Einige stimmten endlich auf Landesverweisung, obwohl das Gesetz für dieses Verbrechen ausdrücklich die Todesstrafe bestimmte. Brutus, der Vater, stand nun auf, und fragte die Schuldigen, ob sie nichts zu ihrer Vertheidigung vorzubringen wüßten. Die Jünglinge schwiegen. Brutus ließ beyde auf der Stelle enthaupten. Alle Anwesenden erschütterte dieses Trauerspiel, nur Brutus sah' mit unverwandtem Blick zu, gieng dann weg, und trauerte über sein Unglück. Das war ein großes Opfer, welches er der Gerechtigkeit darbrachte. Aber wer durfte nachher noch hoffen, die Gerechtigkeit ungestraft verletzen zu können?

Vom Richter ist nur Recht zu fodern und zu erwarten: aber die Partheyen sollen nicht nur rechtlich, sondern auch sittlich gegen einander handeln. „Welche kleine Tugend ist es, sagt Seneca, nichts weiter als ein rechtlicher Mann zu seyn! Wie viel weiter geht die Regel unsrer Pflichten als die Richtschnur des äussern strengen Rechtes; wie viel vortrefliche Thaten, wovon kein Wort in den bürgerlichen Gesetzbüchern steht, fodert von uns die Gottesfurcht, die Menschlichkeit, die Billigkeit, die Treue und Redlichkeit? „Das höchste Recht wird oft durch die Umstände das größte Unrecht, d. i. Unbilligkeit, Grausamkeit. Wenn Plinius seinen Wein am Stocke verkauft, und da die Weinlese schlecht ausfiel, die Hälfte des Kaufschillings dem Käufer wieder zurück giebt, so verband ihn dazu kein römisches Gesetz, aber er war ein tugendhafter Mann, der ein heiliges Gesetz in seinem Herzen trug, welches Billigkeit und Recht gleich hochzuachten gebietet.

Geschenke.

Einem geschenkten Gaul sieht man nicht in's Maul. Man giebt nicht gern umsonst.

Eine Hand waschet die andere. Ich gieß dir eine Wurst, lösch' mir den Durst.

Es ist wohl wahr, daß man ein Geschenk nicht viel bekriteln soll, aber dem Geber soll man allerdings in's Gesicht sehen, ob er dabei nicht schielet. Denn gar oft sind Geschenke nur Köder, um die unbedachtsamen Fische damit zu fangen. Nimm kein Geschenk, ohne daß du die Absicht des Gebers kennest. Die Menschen sind nicht absolut freygebig. Der Ritter Wharton schlug die Würde eines englän-dischen Pairs aus, welche ihm die Königinn Anna antrug, weil sie ihm nicht wegen schon geleisteten, sondern erst zu leistenden Dien-sten ertheilt werden sollte. Daran that er sehr wohl. Man muß sich keine Verbindlichkeit in Bausch und Bogen aufbürden lassen, wenn man Freyheit, und Menschenwürde, und Ge-wissen hochachtet.

Geschwindigkeit.

Geschwindigkeit ist keine Hexerey. Es geht, wie geschmiert; wie gehext; über Hals und Kopf; Rips, Raps; was hast, was Geist

(so hastig, wie ein Geist.). Wer langsam kommt, kommt auch. Das geht auf der Ochsenpost, wie auf'n Schneckenrennen. Man kann d'Sach nicht übereilen. Langsam und gut. Eil' stat; Gemach geht weit. Schnelles Spiel übersieht viel. Es geht ihm was aus der Hand.

Wenn jemand ein Geschäft mit der nämlichen Vollkommenheit in kürzerer Zeit verrichtet, als ein anderer; so ist das wohl ein bedeutender Vortheil. Doch der Rips Raps wird nie was vollkommenes leisten; er übereilet sich, und bricht das Bein; bis er wieder hergestellt wird, kommt ihm der Pater Langsam weit vor. Die Legende erzählt, daß ein Fuhrmann den heil. Bischof Martin auf der Straße nach Paris fragte, ob er heut noch Paris erreichen könne. Wenn du langsam fahrest, sagte der Bischof, kannst du heut noch hinkommen: so schnell, wie du jezt fahrest, wirst du die Stadt nicht erreichen. Der Fuhrmann glaubte, Martin wolle ihn zum Besten haben, und trieb seine Pferde noch mehr an. Da aber die Weege immer schlechter wurden, zerbrach er ein Rad, und bis er selbes im nächsten Dorfe wieder herstellen ließ,

wurde es Nacht, und er erreichte die Stadt nicht mehr. St. Martins Rath paßt auch für den Fuhrmann in unserm Kopf. Fährt der Verstand schnell über die Gegenstände hin, so werden links und rechts unzählige Bestimmungen unbemerkt liegen bleiben, die vorerst hätten bemerkt werden sollen. Das Kind bemerkt nur das Glänzende am scharf schneidenden Messer, und wir bejahrten Kinder greifen nicht weniger hastig nach reizenden Spielzeugen, und bemerken ihre Schädlichkeit nicht, bis das Rad zerbrochen ist. Unsere meisten Verirrungen kommen vom Uebereilen her. Deßwegen soll unsre erste Handlungs-Maxime seyn: Laß deinen Willen abwarten, bis dein Verstand über alle Merkmale des Gegenstandes einen Commentar verfaßt hat. Das Böse wird bei dieser Arbeit ihren Reiz verlieren, die Schönheit des Guten aber noch reizender werden.

Gesellschaft.

Gleich und gleich gesellt sich gern. Wenn man einen nicht kennen kann, so sehe man seine Gesellschaft an. Böse Gesellschaften ver-

verderben gute Sitten. Ein böser Gesell führt den andern in die Höll'. Wer Pech angreift, wird beschmutzt. Bey den Lahmen lernt man hinken. Wer mit den Wölfen geht, muß mit ihnen heulen. Wessen Brod man ißt, dessen Liedl muß man singen. Wer sich unter die Kleyen mischt, den fressen die Schweine. Etwas Rechtes leidet nichts Schlechtes. Kommt man über den Hund, so kommt man auch über den Schwanz. Er steckt mit unter der Decke. Er verdirbt keine Gesellschaft. Zwey heben mehr als einer. Viele Händ' machen der Arbeit bald ein End'. Setz' dich, sonst trägst mir den Schlaf aus'n Haus.

Ohne Gesellschaft würde sich der Mensch aus der Thierheit nicht erheben. Man hat mehrere Menschenwildlinge gefunden, die außer der menschlichen Gesellschaft aufgewachsen sind, aber wenig Menschliches an sich hatten. Ein Knabe, der im Jahr 1661. in einem Alter von 9 Jahren in einem Walde in Litthauen von den Jägern unter den Bären gefunden wurde, wehrte sich mit den Zähnen und Nägeln. Man bändigte ihn endlich, als

lein zur Kleidung und menschlichen Nahrung konnte man ihn nicht gewöhnen. Ein zweyter Knabe, der im Jahr 1694. ebenfalls in Lithauen an der russischen Gränze 10 Jahr alt gefangen wurde, war haarig und gieng auf Händen und Füßen. Er gab wenig Merkmale der Vernunft, hatte keine Sprache, auch nicht eine menschliche Stimme, lernte jedoch nach und nach aufrecht stehen, menschliche Speisen genüßen, endlich auch, jedoch mit heiserer Stimme, reden. Von seinem Zustand in der Wildheit wußte er nachher nichts. Der Knabe, der in Irland im siebenzehnten Jahrhundert in einer Wildniß gefangen wurde, lebte vom Gras, konnte nicht reden, sondern blöckte, wie die Schaafe. Ein Mädchen, welches im Walde bei Kranenburg in Oberyssel im Jahr 1717. gefangen wurde, war etwa 19 Jahr alt. Ihre Haut war braun und rauch; ihre Haare lang und dick, ihre Sprache ein unordentliches Stammeln, und ihre Nahrung Baumblätter. Sie gieng aufrecht und hatte sich einen Schurz vom Stroh um den Leib gemacht. Sie floh' scheu vor den Menschen, und war schwer zu fangen. Doch gewöhnte sie sich bald an menschliche Gesellschaft, gab sich Mühe zu reden und lernte spinnen. Zu Sougi in Champagne wurde im Jahr 1731.

ebenfalls ein Mädchen gefangen, welches mit einer Keule bewafnet war und damit einen großen Hund, den man auf sie los ließ, auf einen Streich todt schlug. Es kletterte mit ausserordentlicher Geschwindigkeit auf die Bäume, und sprang von einem Ast auf den andern. Es tauchte geschickt unter das Wasser, um Fische und Frösche zu fangen, die es roh verzehrte. Es war mit Fellen bekleidet, sprachlos, langhaarig. Es gewöhnte sich endlich mit Verlust ihrer Gesundheit an menschliche Speisen und lernte die Sprache. Aus diesen Beyspielen sieht man, was der Mensch ohne menschliche Gesellschaft ist. Und alle diese Wildlinge genossen doch schon einige Jahre die menschliche Gesellschaft, denn sonst würden sie als unbehelfliche Kin, der umgekommen seyn. Sie suchten selbst in der Wildniß Gesellschaft, denn zwey davon wurden unter den Bären angetroffen, welche sie wohl für eine Art Affen, denen sie nicht feind sind, werden gehalten haben. Dieses gesellschaftlichen Triebes wegen ist auch ein einsames Gefängniß für den Menschen eine große Strafe. Herr von Lauzun, nachdem er Jahre lang in der Bastille zu Paris saß, war der Verzweiflung nahe, empfand aber Freude, als er

einmal in einem Ecke seines dunkeln Kerkers eine Spinne gewahr wurde. Er sah' ihr bei ihrer Arbeit beständig zu, fieng Mücken und gab sie ihr zur Speise, redete, als wenn sie ihn verstünde. Er war jetzt gelassener in seinem Unglück. Der Kerkermeister, ein Teufel in menschlicher Gestalt, bemerkte kaum die kleine Quelle, aus der sein Gefangener kümmerlich ein Tröpfchen Trost schöpfte; so zerstörte er sie ganz. Er tödtete die Spinne. Darüber wurde Lauzun fast wahnsinnig. Diesen unmenschlichen Kerkermeister mag jener Theolog im Sinne gehabt haben, wenn er meinte, die Gemeinstube der Hölle sey für mindere Verbrecher bestimmt, weil das gesellschaftliche Leben noch etwas tröstliches in sich enthält; die größten Verbrecher würden aber von dem ewigen Richter in die finsterste Einsamkeit verbannt, in den Schoos des ewigen Todes, wo selbst der Puls der Natur stille steht.

Gesundheit.

Gesundheit ist der größte Schatz. Der Gesunde weis nicht, wie reich er ist. Die Einfalt wird alt. Wer lange beckelt, wird alt. Stirbt der Fuchs, so gilt's den Balg, lebt

er lang, so wird er alt. Er steckt in keiner guten Haut. Er hat einen ewigen Calender im Fuß. Essen und Trinken haltet Leib und Seel zusammen. Wer trinkt ohne Durst, und ißt ohne Hunger, der stirbt noch als junger. Wenn einem das Essen am besten schmeckt, muß man aufhören. Auf'n guten Bissen gehört ein guter Trunk. Bier und Brod macht d'Backen roth. Wein auf Bier, das rath ich dir, Bier auf Wein, das laß seyn. Auf ein Ey gehört ein Trunk, und auf einen Apfel ein Sprung. Zeitig in's Bett, und zeitig aus dem Bette macht gesund, klug und reich. Rast giebt Mast. Drey Ding sind gesund: wenig eß' dein Mund, üb' dich alle Stund, lauf' wie ein Hund. Ein junger Arzt, ein neuer Gottesacker.

Es erkennen die Menschen den Werth der Gesundheit erst dann lebhaft, wenn sie selbe bereits verlohren haben. Denn die Gesundheit ist der natürliche Zustand des Menschen und reizt daher seine Aufmerksamkeit nicht. Mit der Gesundheit ist es, wie mit dem Gewissen, wenn man durch keine Empfindung daran erinnert wird, sind beyde in Ordnung,

nur die desperatesten Fälle ausgenommen. So sehr die Menschen wünschen gesund und lange zu leben, so wenig handeln sie darnach gesund und lange leben zu können. Wenn man ihre Lebensweisen, ihre Speisen und Getränke betrachtet; so sollte man glauben, sie wollen ihr Leben mit Vorsatz verkürzen. Unsere Speisen und Getränke sind fast lauter Arzeneyen, indem sie aus Bestandtheilen zusammen gesetzt sind, welche die verschiedensten Kräfte äussern: die einen reizen, die andern betäuben oder schwächen; die einen ziehen zusammen, die andern lösen auf; womit der normale Stand unsers Leibes ohne Unterlaß gestört wird. Wird diese Zerstörung einmal sehr merklich; so wird der Arzt gerufen. Dieser soll die Wirkungen der täglichen Arzeneyen mit Ungewöhnlichen heben, das ist aber eine mißliche Methode. Die ältern Aerzte thaten deßwegen nichts anders als den gewöhnlichen Lebensschlendrian umkehren. Sie ließen durch den Mund, der bisher nur einnahm, auch die Ausgaben bestreiten, oder sie umgiengen den Feind und brachten hinter Rücks eine Ladung an, um selben zu einem Ausfall zu locken; oder sie zapften ihm die Lebensquellen an, um ihn zur Kapitulation zu zwingen, das ihnen denn gar oft gelungen ist, nur zog auch

gewöhnlich das Leben mit dem Feind ab. Der Patient konnte nur die heilsame Methode nicht ganz abwarten, er starb an Schwäche. Durch dergleichen traurige Fälle sind die neuern Aerzte klüger geworden, und stärken nun ihre Patienten bis zum Tod. Dazu sind ihre Arzeneyen viel angenehmer. Bei den alten mußte man Baumrinden essen, und noch danken, daß sie einem nicht zumutheten, die Bäume selbst samt den Wurzeln zu verschlucken. Die neuen Aeskulaps bieten einem ein gutes Glas Wein, Kafee, Bunsch, Gloria ꝛc. Das sind meine Männer, die lob' ich mir. Es lauft doch im Grund auf Eins hinaus; nun so will ich lieber nach der jungen Herren Rath kraftvoll aus der Welt gehn, als nach der alten Methode davon schleichen. Was will man von den Aerzten mehr fodern, als daß sie einem die Abfahrt so viel möglich erleichtern. Sie sollen einem gesund machen? Wer kann von dem Advokaten billiger Weise fodern, daß er einen ungerechten Proceß gewinnen soll. Nun, der Lebensproceß des Patienten ist oft so ungerecht als einer. Wenn aber die Aerzte mehr verderben als gut machen, wenn jeder seine Hypothesen sogleich an den Patienten versuchen, und, wie ein gewisser Militärarzt, sein Mittelchen nicht eher fahren lassen will, bis

es ihm der Tod des ganzen Regiments zweifelhaft macht? Nun, da hätte freylich Hystaspes, König in Persien, nicht ganz unrecht, der alle seine Aerzte wollte hängen lassen, weil sie ihm seinen verrenkten Fuß durch ihre Kunststücklein ganz verdorben hatten. Democedes, ein Grieche, der den König wieder herstellte, half ihnen noch aus der Schlinge. Die Römer hatten in ihrem Staat 600 Jahre keine Aerzte, und befanden sich sehr wohl dabey; deßwegen warfen auch die Römlinge unter Pabst Alexander IV. die Frage auf, ob für die Gesundheit und das Leben der Bürger nicht besser gesorgt wäre, wenn man alle Aerzte aus dem Staat verbannen würde. Die Mehrzahl war für diese Meinung. Pabst Alexander entschied nicht vom St. Peters Stuhl, sondern an einer wohlbesetzten Tafel, wo diese Frage abgehandelt wurde: Man müsse die Aerzte, wo Uebervölkerung wäre, beibehalten, weil sich sonst die vielen Menschen nicht mehr ernähren könnten. Die Aerzte thun daher wohl, wenn sie sich um die Kuhpockenimpfung recht thätig annehmen, theils, um sich nothwendig zu machen, theils zu größerer Beruhigung ihres Gewissens.

Gewalthaber.

Tyrannen-Gewalt wird nicht alt. Gewalt geht vor Recht. Wer's vermag, schiebt den andern in Sack. Wer andere jagt, ruht selber nicht. Zuviel Melken giebt Blut. Ein Vorstand ohne Verstand.

In der alten Welt waren die Vorstände der Völker größtentheils Tyrannen, d. i. Fürsten, die nach ihrer Willkühr regierten. Wenn diese Männer weise und tugendhaft waren, so schadete die Willkühr nicht, sondern wirkten kraftvoller, als es oft bei beschränkten Regierungsformen seyn kann. Allein sehr viele misbrauchten ihre Gewalt und der Name Tyrann wurde zum Schimpfnamen. Durch diese traurigen Erfahrungen aufgeschreckt, und weil es überhaupt dem Menschen schwer ist, sich bei unumschränkter Gewalt inner den Schranken der Mäßigung zu halten; haben alle gebildeten Völker die königliche Gewalt bestimmten Verfassungen und Gesetzen unterworfen, wodurch dem Misbrauch vorgebeugt wird. Gute Fürsten ehrten immer diese Schranken, denn sie verwehren nur Böses, nicht aber Gutes zu wirken: ja, gute Fürsten, die ihre Völker lieben, sollten

selbst solche Schranken, wo noch keine sind, setzen, weil sie nicht wissen, ob unter ihren Nachfolgern nicht ein Tyrann zum Vorschein kommen werde. In Europa ist die Menschheit in ihren Einsichten und dem Gefühle ihrer Würde so weit vorgerückt, daß es kein Fürst wagen dürfte, einen Tyrannen zu spielen. Er würde sich einer größern Gefahr aussetzen als Siloson, dem Darius die Insel Samnien schenkte. Die Samnier waren des Despoten bald satt, und verließen in einer Nacht alle die Insel. Das römische Volk machte es im dritten Jahrhundert nach Erbauung ihrer Stadt einmal eben so. Es verließ die Stadt, und ließ ihre Hochmögenden im Senate sitzen. Menenius mußte ihm im Namen des Senates viel vorfabeln von Gliedern und Magen, wie der zwar alles verschlinge, aber doch die Glieder stärke ꝛc. bis er es wieder in die Stadt lockte. Einer der berühmtesten Tyrannen der alten Welt war Dionys von Syracus, der weder Götter, noch Menschen achtete. Er nahm der Statue des Jupiters den goldnen Mantel ab, mit dem sie behangen war, weil ein solcher Mantel, wie er spöttisch sagte, dem Gott im Sommer zu warm und im Winter zu kalt sey. Er ließ ihm dafür einen von Wolle umhängen, der

zu allen Jahrszeiten dienlich wäre. Er vergoß Menschenblut ohne Scheu. Den Marsias ließ er eines Traumes wegen hinrichten, indem er so unvorsichtig war, und erzählte, daß es ihm im Traume vorkam, er habe dem Tyrannen die Kehle abgeschnitten. Dionys meinte, wer solche Träume habe, müsse solchen Gedanken nachhängen. Er wurde endlich verjagt und starb als Schulmeister zu Corinth. Die Römer seufzten auch oft lange Zeit unter solchen Ungeheuern, welche die Geschichte mit Abscheu nennt. Die Völker sind sehr geduldig; wenn sie sich empören, so muß der Druck sehr groß seyn. In großen Reichen liegt jedoch die Schuld des Druckes oft mehr auf den Unterbeamten, als auf dem Fürsten, der nicht unmittelbar regieren kann. Bato, der Anführer der Pannonier, die sich wider die Römer empörten, sagte dem römischen General Tiber die wahre Ursache ihres Aufstandes: Wir müssen uns von euch trennen, denn ihr habt uns statt Hirten, die uns schützen sollen, Wölfe zugeschickt, die uns verschlingen. Da heut zu Tag in Europa die Fürsten eine sorgfältige Erziehung erhalten und ein edler Wetteifer unter ihnen herrschet, die ihnen anvertrauten Völker weise und milde zu regieren; so hat man keine Tyranney mehr zu befürchten. Nur

der Krieg ist der grausamste Tyrann, der schon so lange die Menschheit zerfleischet. Erwürget doch einmal dieses Ungeheuer mit dem Bund des ewigen Friedens!

Gewinn.

Wer gewinnen will, muß was d'ran setzen. Wer nichts wagt, gewinnt nichts. Es ist alle Tag Jagdtag, aber nicht immer Fangtag. In großen Wässern, fängt man große Fische. Wer in Röhren sitzt, hat gut Pfeifen schneiden. Er hat eine gute Figelmühl. Die Menge muß was machen. Wenig, aber oft, macht auch viel. Böser Gewinn, fährt dahin. Ein ungerechter Haller, frißt einen Thaler. Wie gewonnen, so zerronnen.

Die meisten Menschen müssen ihren Unterhalt entweder durch die Arbeit ihrer Hände oder durch Handel suchen. Das Gemüth der ersten bleibt ziemlich einfältig, wie ihre Arbeiten sind; wie ihr Leib durch das Einerley ihrer Arbeit eine gewisse Steifheit erhält, so nimmt auch ihr Geist, der sich stäts auf gleiche Art beschäftiget, eine bestimmte Form an. Die aber, welche Handel treiben, stecken

voll Griffe, Pfiffe und Gniffe. Sie leben nicht vom Werth der Dinge, mit denen sie handeln, sondern vom Gewinn, den sie damit machen. Die Käufer betrachten die Dinge immer nach ihren wahren Werth, und wollen nicht mehr dafür zahlen, als dieser beträgt. Dadurch entstehen zwischen den Handelsmann und Käufer zwey feindliche Partheyen. Der Händler legt seinen Sachen einen höhern Werth bei, als sie haben; verdeckt ihre Fehler und Mängel sorgfältig, rühmt Eigenschaften daran, die nicht in ihnen liegen, und sucht sohin auf alle mögliche Weise den Käufer zu blenden. Weil die Käufer das Recht der Händler auf etwas mehr als den Werth der Dinge nicht erkennen wollen; so halten die Händler Lug und Trug für erlaubte Mittel, zu ihrem Recht zu gelangen. Gewinn ist ihre Lebensquelle, ihr Geist beschäftiget sich unaufhörlich, diese Quelle flüssig zu erhalten, ihre Praktik hat keine festen Regeln, muß sich nach allen Umständen und Gemüthsarten neu formen, welch' einen nachtheiligen Einfluß muß alles das auf den Charakter des Händlers haben!

Gewissen.

Ein gutes Gewissen ist ein warmer Brustfleck. Er hat ein weites Gewissen, läßt sich wohl was unterbringen. Sein Gewissen ist zerrissen. Er macht sich kein Gewissen daraus. Das Gewissen lügt nicht. Ich gieb dir's auf dein Gewissen.

Das Gewissen ist das gewisse Wissen oder Bewußtseyn der Sittlichkeit unserer Gesinnungen und Handlungen. Es spricht aus, was zu thun, und zu lassen ist. Es ist ein unpartheiischer Richter in uns, der richtige Urtheile fällt, und wie mit Bissen straft, und wie mit Küssen lohnt. Man hat hinter dieses geheime Gericht im Menschen noch nicht recht kommen können. Ist es die Vernunft, die in andern Dingen so langsam einherschreitet, und dabei doch so vielen Irrthümern unterworfen ist, hier aber so schnell, richtig und gebiethend entscheidet? ist es ein Gefühl, ein moralischer Kompaß? ist es ein guter Geist, der uns durchs Leben begleitet, wie etwa Sokrates meinte? Was es immer ist, es ist das Heiligste im Menschen und sein bester Freund, es ist wahre Gottesstimme und seine unmittel-

barste Offenbarung. Schön sagt darüber der Dichter:

Was heilig ist, das Wort von Pflicht und
Recht, ist nicht
Im Buche der Natur zu lesen.
Ein feierlicher Ruf des innern Menschen
spricht:
Sohn der Natur, du bist ein Sohn
der Pflicht.
Vor diesem Rufe beugt sich tief mein
ganzes Wesen,
Gott ist es, der durch ihn zu meinem
Geiste spricht.

Das verletzte Gewissen verursacht eine quälende Unruhe, die sich nur durch reuvolle Rückkehr zur Pflicht nach und nach wieder legt. Theodorich, König der Gothen, nachdem er den weisen Boethius, Symachus und andere Unschuldige hatte hinrichten lassen, fühlte so lebhafte Gewissensbisse, daß er in eine tödtliche Melancholie verfiel. Der bekannte Cromwell von England wurde von Gewissensangst zu todt gepeiniget. Dem strengen Ludwig von Baiern wurden die Haare über Nacht grau, nachdem er seine schuldlose Gemahlinn hatte hinrichten lassen. Die Montespan, Mätresse des vierzehnten Ludwigs von Frankreich, fühlte

die Bisse ihres verschuldeten Gewissens am stärksten, wenn ein Hochgewitter heranzog. Mit Angstschweiß übergossen, riß sie ein Kind auf ihren Schooß und glaubte mit Vater Abraham, Gott werde die Unschuld nicht mit der Schuldigen verderben. Das war jedoch eine sehr zweifelhafte Art von Wetterableiter. Uebrigens muß das Gewissen cultivirt werden, wenn es lebhaft wirken soll. Wer allein den Verstand cultivirt, und das Gewissen vernachlässiget, lauft Gefahr, alle Empfindlichkeit des Gewissens zu verliehren. Deßwegen sieht man heut zu Tag so viel aufgeklärte Satane. Ehes hin hatte man viel Gewissen ohne viel Wissen, jezt findet man viel Wissen ohne Gewissen. Nur die Vereinigung von Beyden erzeuget wahre Weisheit.

Gewohnheit.

Die Gewohnheit ist eine eiserne Pfaid (Hemd). Was der Hansl gewohnt, laßt der Hans nicht mehr. Jung gewohnt, alt gethan. Alte Bäume lassen sich nicht biegen. Alte Fuhrleute hören auch noch gern schnalzen. Die Katze läßt das Mausen nicht. Die

Katze

Katze springt immer wieder auf die alten Füße. Die alten Geise lecken auch gern Salz. Mit kleinen fängt man an, mit grossen hört man auf. Gewohn's, Mudl, gewohn's, sagte der Bäck, und kehrte mit der Katze den Ofen aus.

Die Gewohnheit ist eine Fertigkeit in bestimmten Handlungen. Eine neue Maschine bekommt erst durch den öftern Gebrauch eine Leichtigkeit der Bewegungen, dann sagt man, es geht, wie von selbst, als wenn's geschmiert wäre. Es werden die hervorragenden Theilchen, die Hindernisse, immer mehr abgestossen und geglättet. Auch im menschlichen Leibe entstehen durch oft wiederholte Handlungen solche Fertigkeiten. Mit welcher Geschwindigkeit und Richtigkeit greift der Virtuos auf seinem Flügel umher; wie wohl hat der Seiltänzer alle Bewegungen seines Leibes in seiner Gewalt, wie leicht verrichtet der Handwerker und Künstler seine Arbeit! Selbst in der Seele entstehen Fertigkeiten, gewisse Gedanken und Empfindungen zu haben: wie geschwind müssen die Regeln der Sprache bey'm Reden gedacht werden! Diese Fertigkeiten

werden dann bei jedem gegebenen Reiz gleich thätig, ohne daß der Mensch ihrer deutlich bewußt ist. Hört der Tänzer eine fröhliche Musik, so will sein Körper nicht mehr in Ruhe bleiben. Die Gewohnheit despotisirt den Geist und den Leib, über Weise und Thoren, und Pindar nennt sie mit Recht die Beherrscherinn der Welt. Sie richtet Gutes und Böses an, benimmt aber zugleich Beyden viel von ihrem Werth und Unwerth. Sie macht uns gegen das lange ersehnte Glück gleichgültig, gießt aber auch einen lindernden Balsam in die Wunden des Unglücks. Der Vogel im Käfig stößt sich anfangs den Kopf wund, nach einigen Tagen fängt er zu singen an. Der Missethäter am Karrn macht es ihm nach. Hat sogar Mithridates seinen Magen an Gift gewöhnt, welches er täglich in größern Portionen zu sich nahm. Nur aus der Macht der Gewohnheit läßt es sich begreifen, wie die Menschen soviel Albernheiten in ihren Verfassungen, in ihren Religionen, in ihren Sitten ertragen können, ohne auch nur eine Mine zu verziehen. Plato versichert, daß die Aegyptier auch noch zu seiner Zeit ihren Göttern keine schönere Bildung geben durften, als die sie vor 1000 Jahren hatten. Ohne Bedenken nahmen sie den schändlichen Anti-

nous unter ihre Götter auf, so bald er eben so steif, wie die übrigen gezeichnet wurde. Das Gewohnte untersucht man nicht mehr, man ist damit wie mit einem alten Hausfreund, dem man ganz trauen darf, bekannt. Das Neue kennt man noch nicht, weis nicht, was alles dahinter steckt, man befürchtet, es möchte sich dessen Bösartigkeit erst in der Folge entwickeln, man will sicher seyn und bleibt lieber bey'm gewohnten Alten. Man gewohnt das Vernünftige, wie das Thörichte, daher ist es eine Sache von hoher Wichtigkeit, auf Angewöhnungen ein wachsames Aug' zu haben. Wenn die Kretenser jemand etwas recht Böses wünschen wollen, so wünschen sie ihm eine böse Gewohnheit. Plato sagte, da er einem das Würfelspiel verwieß, und dieser es für eine unbedeutende Kleinigkeit erklärte: Eine Angewöhnung ist nie eine Kleinigkeit. Denn, da eine Gewohnheit täglich wächst, erhält sie eine solche Stärke, daß sie kaum wieder ganz kann vertilgt werden. Der Ritter William Kalepeper, nachdem er sein ganzes Vermögen am Spieltisch durchgebracht hatte, saß doch noch hin, um zuzusehen bis an sein seliges Ende. Auch der sittliche Wildling, der in seiner Jugend eine gute Erziehung genossen hat,

wird noch unterm Galgen einige Merkmale davon äussern.

Gleichheit.

Was Einem Recht ist, soll allen Recht seyn. Gleiche Bürd' bricht den gemeinen Rücken nicht. Ungleiche Schüsseln machen schielende Brüder. Er ist auch nicht besser als der Bieranderl. Es ist kein Ey dem andern so gleich. Es ist gehüpft, wie gesprungen. Ich möchte die Hand darum nicht umkehren. Vier Hosen eines Tuches. Ist immer die alte Leyer. Bey euch gilt halt der Batzen auch 4 Kreuzer. Ist bei uns grad so. Sie sind alle über einen Leist geschlagen. Er liegt im nämlichen Spital krank. Bey der Nacht sind alle Kühe schwarz. Es sind nicht alle gleich, die mit dem Kaiser reiten. Es sind nicht alle Köche, die lange Messer tragen. Es mischt sich oft ein Mausdreck unter die Pfefferkörnl.

Unlängst wollten ganze Völkerschaften glatt und gleich wie die Aale seyn. Sie griffen aber zum Gleichmachen zu, ehe sie noch ei-

nig waren, was für Unebenheiten weggeschlif-
fen werden sollen. Eine Parthey meinte, alle
müßten der Höhe nach gleich seyn, und schnit-
ten allen, die über die andern hervorragten,
die Köpfe ab; eine andere Parthey hielt da-
vor, es dürfe keiner ein schöneres Haus, bes-
sere Möbeln, mehr Geld und Gut besitzen,
als sie, und zerstörten die schönen Häuser und
Möbeln, und raubten Geld und Gut; andere
bemerkten noch die größten Unebenheiten, so
lange es Obrigkeiten gebe, sie takelten dem-
nach auch diese ab, daß selbst der Gott Vater
auf einige Zeit in großes Gedräng kam. Nur
in Rücksicht der Bosheit wußten sie kein Mit-
tel, Gleichheit herzustellen, und daran scheiter-
te ihr ganzer Plan. Wenn eine Parthey
glaubte, unübertreflich hierin zu seyn; so bil-
dete sich schnell eine andere, die ihr's bevor
that. Diese Erfahrung überzeugte zuletzt alle,
daß die Menschen sehr ungleiche Geistesanla-
gen haben, die nothwendig auch im äußerli-
chen Zustande Ungleichheiten nach sich ziehen
müßten. Sie rückten nach und nach den Stul
wieder auf den alten Plaz und schlichen sich
davon. Und nun sind wieder nicht alle gleich,
die mit dem Kaiser reiten. Unterdessen sind
alle, die mit dem Kaiser reiten oder nicht mit-
reiten, samt dem Kaiser selbst, Menschen, und

ist sohin nichts mehr als gerecht, daß jedem seine Menschenrechte gesichert und respektirt werden. Hierin steht der Bieränderl mit allen auf ein und derselben Linie. Diese Menschenrechte sind durch keinen Vertrag veräusserlich, am wenigsten sollen sie durch den bürgerlichen Vertrag verlohren gehen, der vielmehr zu ihrer Aufrechthaltung eingegangen wird. Wenn die Staatsgewalt ihre Bestimmung vergißt, und die Menschenrechte, statt zu schützen, kränket; oder wohl gar in das noch höhere Gebiet des Gewissens, das in eine ganz andere Welt gehört, Eingriffe wagt, so hat sie ihre Rechtlichkeit verwirkt.

Glück.

Wer 's Glück hat, führt die Braut heim. Wem 's Glück wohl will, dem kälbert ein Ochs. Das Glück ist blind und macht blind. Das Glück macht verrückt. Das Glück ist nicht ohn' Tück. Den das Glück in die Höhe hebt, will es werfen. Das Glück ist kugelrund. Glück und Glas wie bald bricht das. Je größer der Schelm, je größer das Glück. Er hat mehr Glück als Verstand. Ein blindes Hendl findet zuwei-

len auch ein Körnl. Um gute Tage zu ertragen, gehören starke Beine dazu. Er ist ein Sonntagskind. Er hat seinen Karrn aufs Trockne gebracht.

Unter Glück versteht man ein Gut, das einem zufälliger Weiße zu Theil wird. Es wird nicht alle Absicht und Bemühung, das Gut zu erlangen, ausgeschlossen, wenn nur keine nothwendige Verbindung zwischen beyden obwaltet. So sagt man: es hat ihm geglückt, hätte aber auch übel ausfallen können. Glücksgüter stehen nie ganz in der Macht der Menschen, sie hängen von vielen Umständen und Bedingungen ab, welche die große Zauberinn Fortuna schnell um einen Menschen, den sie begünstiget, zu vereinigen weis. Ihr Günstling weis oft selbst nicht, wie ihm geschah'. Mark Aurel schreibt das ganz offenherzig an seinen Freund Corvin, den König von Sicilien: Wer hätte geglaubt, daß ich Kaiser, und du König würdest, wir selbst gewiß nicht, am wenigsten zu Rhodus, wo wir Katzen, die wir gestohlen hatten, aus Hunger verzehrten, oder zu Tarent, wo man uns wegen zerrissener Kleidung in den Tempel der Diana nicht hineinließ, eben so wenig zu Capua, wo

wir vor Hunger krank lagen. Doch die Gaben des Glückes können den Menschen, so sehr er auch ihrer begehrt, nie allein beseeligen. Der Mensch hat viel höhere, nämlich geistige Bedürfnisse, die vorerst befriediget seyn müssen, wenn ihm der Besitz der Glücksgüter frommen soll. Der Weise gebraucht sie, aber er läßt sich nie durch ihren Schimmer blenden, genüßt sie ohne Furcht vor ihrer Unbeständigkeit, baut seine Ruhe nie auf sie, hält sich ihretwegen weder für glücklich, noch für unglücklich. Denn das Glück legt dem Menschen keinen Werth bei, achtet nicht auf Verdienste, überhäuft oft den Nichtswürdigsten mit ihren Gaben, und entzieht sie dem Würdigsten. Es hat viele treffliche Menschen verdorben; keinen Verdorbenen aber rechtschaffen gemacht. Cyrus von Persien war ein trefflicher Prinz. Nachdem er aber Babilon und Ninive erobert hatte, wurde er weichlich und stolz. Bei seinem Einzug in Babilon bestellte er Leute, die vor ihm niederfallen mußten; von ihm schreibt sich diese sclavische Gewohnheit her. Alexander von Macedonien war von seinem Glücke so aufgeblasen, daß er sich für einen Sohn des Jupiter Amon erklären ließ; seine Mutter Olympias ließ ihm darüber sagen: er möchte ihr doch den Zorn der Juno

nicht zuziehen. So edle Gesinnungen Alexander noch als Prinz hegte; so sehr befleckte er nachher, von seinen Siegen berauscht, durch Schwelgerey, Undank und Grausamkeit seinen Ruhm. Den treflichen Feldherrn Parmenio ließ er meuchelmörderisch tödten; seinen alten Freund Klitus, der ihm in einer Schlacht das Leben gerettet hatte, ermordete er selbst mit einen Wurfspieß an der Tafel, weil Klitus sich traute, ihm eine etwas bittere Wahrheit zu sagen; den weisen Callistus ließ er im Kerker verschmachten, weil er wider die Vergötterung des Alexanders stark gesprochen hatte. So weis das Glück die schönsten Seelen zu verderben. Ihrer Unbeständigkeit wegen ist sie überall verrufen. Nicht selten hat sie ihre Günstlinge von der Höhe, wohin sie selbe hob, in Abgrund gestürzt. Wenn sie einen schnell empor hebt, so ist ihr am wenigsten zu trauen. Solon, der weise Gesetzgeber von Athen, sagte deßwegen, man müsse niemand vor seinem Ende glücklich preisen. Da Krösus, König der Lydier, der seiner Reichthümer wegen überall bekannt war, diesen Weisen fragte, welchen er für den glücklichsten Menschen halte, nannte ihm Solon einen gemeinen Bürger von Athen, den Tellus, der ein tugendhafter Mann und von Dürftigkeit frey

war, und gute Kinder hinterließ, denn er war schon lange gestorben. Der König erwartete keinen andern Namen als den Seinigen zu hören; erkannte aber bald darauf nur zu lebhaft, daß Solon recht daran sey. Als Cyrus diesen reichen König überwunden und gefangen hatte, verurtheilte er ihn zum Feuertod. Nur die Anmerkung des Solon, daß niemand vor seinem Ende glücklich zu preisen sey, welche Croesus dem stolzen Sieger erzählt hatte, rettete ihm das Leben, indem sie im Cyrus eine geheime Furcht über das erweckte, was ihm selbst noch begegnen könnte. Ein nicht weniger merkwürdiges Beyspiel von der Unbeständigkeit des Glückes stellte Dionys der Jüngere an sich auf. Er war Herr von Sicilien, hatte zahlreiche Heere und Flotten, besaß unermäßliche Reichthümer, und starb als ein armer Schulmeister zu Corinth.

Gott.

Der alte Gott lebt noch. Was Gott thut, ist alles gut. Gott muß man nicht einreden. Wenn's Gottes Wille ist, wird's geschehen. Es steht alles in Gottes Händen. Was Gott will erquicken, kann kein Mensch

erdrücken. Wenn Gott will, grünt ein Besenstiel. Gott läßt einen sinken, aber nicht ertrinken. An Gottes Segen ist alles gelegen. Gott giebt wohl einen Ochsen, aber nicht bey den Hörnern. Hilf dir selbst, so hilft dir Gott. Jeder für sich, Gott für alle. Der Mensch denkt's, Gott lenkt's. Gott verläßt keinen Deutschen, hungert ihn nicht, so durstet ihn.

Es giebt kein Volk von einiger Bildung auf der Erde, welches nicht eine Gottheit verehret. Es hat auch schwerlich einen nachdenkenden einzelnen Menschen gegeben, der außer den Paroxismen der Spekulation an dem Daseyn Gottes zweifelte. Denn der Glaube an Gott liegt dem menschlichen Herzen so nahe und ist für die Vernunft ein so dringendes Bedürfniß, daß ohne denselben die Angelegenheiten des Herzens und der Vernunft in eine unauflösliche Verwirrung kommen. „Der Gotteslängner ist ein Waise, der seinen Vater verlohren hat, und nun neben den unermäßlichen Leichnam der Natur, den kein Weltgeist reget und zusammenhält, einsam trauret.“ Es nennt zwar die Geschichte einige, die Gottes Daseyn läugneten, weil sie ihn da nicht

fanden, wo sie ihn suchten, oder vielmehr durch ihr krankes Aug nicht erkannten, oder wohl gar foderten, er soll hervortreten und sich sehen lassen, wie vom Diagoras von Melos erzählt wird, der deßwegen Gottes Daseyn läugnete, weil Gott den Meyneid nicht auf der Stelle durch ein Wunder rächte, durch den ein anderer eines seiner poetischen Werke sich zueignete. Freylich eine hochwichtige Sache für einen Auktor, in der Gott schon etwas über die Gebühr sollte gethan haben. Doch dicse Wenigen, da die ganze übrige Menschheit ihre Meinung als irrig verwirft, sind für Narren zu halten, wie schon König David bemerkt hat. Die Vorstellungen von der Gottheit waren bei allen Völkern sehr verschieden, doch überall aus Eigenschaften zusammengesetzt, die bei demselben Volke in der höchsten Achtung waren. So hatten die kriegerischen Deutschen einen Kriegsgött, dem nur Tapferkeit gefiel. Deßwegen hieben sie manchem Todtkranken, für dessen Seelenheil sie besorgt waren, den Kopf ab, damit er blutig vor Gott erscheine, als wäre er im Treffen geblieben und sohin Gottes Wohlgefallen, der nur die Tapfern liebt, erlangen möge. Menschen können wohl nicht anders von dem höchsten Wesen als menschlich den-

ken, denn es ist ja ein einziges Wesen, das seines gleichen nicht hat. Wie gebildeter aber eines Menschen Geist ist, desto edler wird auch die Vorstellung von Gott seyn, die ihm beiwohnt. Nur muß die Spekulation nicht gar zu sorgfältig seyn, um gar alles Menschliche von der Idee Gottes auszuscheiden; sonst macht sie aus dem erhabensten Geist ein Gespenst, wie bei der gar zu menschlichen Vorstellung ein Götze daraus wird. Vor beyden Abwegen soll uns noch immer die erhabene Aufschrift im Tempel der Isis zu Sais warnen: „Ich bin alles, was ist, was gewesen ist, und was seyn wird; meinen Schleyer hat noch kein Sterblicher aufgedeckt."

Größe.

Es liegt nicht an der Größe, sonst würde die Kuh einen Haasen erlaufen. In klein' Häut' stecken oft groß' Leut.' Groß und ungeschickt. Was klein ist, ist artig. Kleine Häfeln laufen bald über.

Ein Bauer zu Limosin sah' zu Lyon ein kleines Hündchen um 4 Kronen verkaufen. Er lief, so schnell er konnte, heim, und führ-

te große Bauernhunde zur Stadt, in der Hofnung, für jeden wohl 8 Kronen zu bekommen. Dieser Bauer hatte keinen Begriff von einer andern Größe, als die man nach der Länge, Breite und Tiefe berechnet. Diese Größe hat wohl ihren Werth z. B. beym Schlachtvieh, bei Quaterstücken ꝛc. Nur die Größe des Geistes giebt Würde. Sie ist ein Vorzug vor andern in Rücksicht der gesamten Seelenkräfte. Da aber jede Größe ein relativer Begriff ist, oder nur durch Vergleichung mit andern begriffen wird; so schrumpft nicht selten der große Geist, den man in seinem Landstädtchen nicht genug bewundern konnte, sehr zusammen, wenn er sich in einem weitern Zirkel von Menschen sehen läßt. Da für die Geistesgröße noch kein bestimmtes Maß festgesetzt ist; so kommt es bis jezt noch auf die Stimmenmehrheit des Publikums an, ob jemand dieser Ehrentitel solle ertheilt werden. Die Geschichte legt vielen den Titel der Größe bei. Sie nennt einen Alexander, Karl, Ludwig, Friedrich ꝛc. die Großen, läßt aber weislich unbestimmt, worin ihre Größe bestanden ist. Die Welt war bisher so roh, daß sie Leute, welche viele tausend Menschen mordeten und ganze Länder verwüsteten, für groß hielt, und dachte nicht daran, daß sie durch solche Großspre-

chereyen den Ehrgeiz reize, auf's neue die Welt zu verwüsten. Nur große Wohlthäter der Menschheit soll man rühmen; von Uebelthätern aber nur mit Verachtung sprechen, oder wenn man das nicht darf, schweigen.

Habsucht.

Es nimmt einer den andern den Bissen vom Maul weg. Wenn man ihm den Finger reicht, so will er die ganze Hand. Bei ihm heißt's: alles her, mein Fisch. Das Hemd ist näher als der Rock am Leib. Man muß leben und leben lassen. Aller Will' ist haben viel. Wer viel begehrt, dem geht viel ab. Es sind ihm die Augen weiter als der Bauch.

Es lebt niemand vom Ueberfluß, und doch wollen die allermeisten Menschen mehr besitzen, als sie brauchen. Bei Vielen ist diese Habsucht eine Vorsorge für die Zukunft. Sie fürchten, es könnte ihnen der Faden beim hellen Tag noch ausgehen. Andere aber haben am Ansehen, oder an der Macht Vergnügen, die ihnen der Reichthum verschaft. Am schänd-

lichsten ist die Habsucht bei Menschen, die bei ihrem Glück und Ueberfluß gesichert, und doch nach fremdem Gut hungrig sind. Pyrrhus, König von Epirus, konnte vor Begierde nach dem, was er nicht hatte, das nie genießen, was er wirklich besaß. Als einst die Tarentiner mit den Römern Krieg führten, und nicht mehr im Stand waren, ihn fortzusetzen, so wandten sie sich an den Pyrrhus, und erwählten ihn zu ihrem Feldherrn und Beschützer. Es befand sich damals am Hofe des Königs ein Thessalier, Kineas, ein Mann von großem Verstande und Beredtsamkeit. Als dieser weise Mann den Eifer des Königs zum italischen Feldzug bemerkte, sprach er zum König: Was für Nutzen werden wir daraus ziehen, wenn uns Gott den Sieg über die Römer verleihet? Dann wird, sagte der König, keine Völkerschaft in ganz Italien unsrer Macht Einhalt thun können. Wenn wir ganz Italien eingenommen haben, fuhr Kineas fort, was werden wir alsdenn thun? Sicilien, fiel der König schnell ein, wird uns die Hand selbst biethen. Wird wohl Sicilien das Ende unserer Feldzüge seyn, fragte der Weise? O! rief Pyrrhus, wer könnte sich dann enthalten, das nahe liegende Carthago und endlich ganz Afrika einzunehmen.

Aber

Aber wenn wir das alles werden ausgeführt haben, erwiederte der Frager, was werden wir nachher noch zu thun haben. Pyrrhus lachte, o mein lieber Kineas, dann wollen wir in guter Ruhe leben, täglich schmausen und mit einander fröhlich und lustig seyn. Als Kineas den Pyrrhus so weit gebracht hatte, sagte er, was hindert uns denn, das jezt gleich zu thun, da wir es ohne Mühe thun können? Warum sollten wir erst durch vieles Blutvergießen, Gefahren und Unglück, das zu erlangen suchen, was wir ohnehin schon besitzen, wenn wir es nur gebrauchen wollen. Diese Erinnerung des weisen Kineas machte den König vielmehr verdrüßlich als daß sie seinen Entschluß hätte abändern sollen. So unersättlich ist die Begierde des Menschen nach Geld und Gut, Macht und Ansehen. Deßwegen behauptet ein gewisser Schriftsteller, jede Tugend sey um einen bestimmten Preis feil, oder, wie König Philipp von Macedonien mit andern Worten von den Griechen zu sagen pflegte: Es ist keine Festung unüberwindlich, wenn sie nur von einem mit Gold beladenen Maulesel kann bestiegen werden. Doch diese Behauptung ist zu allgemein. Der Mensch kann seyn, wie er soll seyn.

Die Geschichte nennt viele erhabene Seelen, die von aller Habsucht und Eigennutz unbefleckt geblieben sind, und etwas Bessers kannten als Erdengüter; und ihr Geschlecht ist noch nicht ausgestorben.

Häuslichkeit.

Die Häuslichkeit ist ein guter Zehrpfennig, ein gutes Heurathgut. Mit Vielem hält man Haus, mit Wenigem kommt man auch aus. Was besser ist als eine Laus, das trag' mit nach Haus. Was man nicht braucht, muß man nicht kaufen, wenn's noch so wohlfeil ist. Es ist leichter zwey Heerde bauen, als auf einem immer Feuer unterhalten. Junges Blut spar dein Gut, die Armuth im Alter wehe thut. Schlecken und Naschen macht leere Taschen. Mit Sparen wird man reich. Doch hungern heißt nicht Brod sparen. Man kann nicht von der Luft leben. Man muß sich nach der Decke strecken. Man muß leben, wie man kann, nicht wie man will. Wenig und oft macht auch viel. Viele Federn machen auch ein Bett. Wo es immer tröpfelt, wird's nie trocken. Selbst gesponnen, selbst

gemacht, rein dabei sey Baurntracht. Auf Gott trau, Arbeit nicht bau und leb' genau.

Die Häuslichkeit besteht in der Geschicklichkeit, das Erworbene so zu verwalten und zu gebrauchen, daß es den größten Nutzen und Bequemlichkeit verschaft. Sie verwendet nichts überflüßig, noch unnütz, läßt aber auch der Nothdurft und Bequemlichkeit nichts abgehen, denn hungern heißt nicht Brod sparen. Sie weiß alles bis auf die letzten Fasern zu gebrauchen, und so in und auf einander zu ordnen, daß Zeit und Aufwand vermindert, und die Brauchbarkeit und der Nutzen jedes einzelnen Dinges vermehrt wird. Der gute Hauswirth macht es wie Gott in seiner großen Haushaltung. Gott hat alles genau abgemessen, nichts mangelt, nichts ist überflüßig, er verwendet die ganze Kraft eines jeden Dinges, nichts geht verlohren; ist es in dieser Form verbraucht, so erscheint es in einer andern wieder, alles greift in einander ein. Dadurch ist für die Nothdurft, für die Bequemlichkeit, ja sogar für das Vergnügen hinlänglich gesorgt.

Die Häuslichkeit trägt zum Glück der Familien sehr viel bei: denn sie verscheut die nagenden Sorgen und Kummer für die Zukunft, verwahret vor Armuth und vor Ausschweifungen und verschaft die Mittel zur Herz erfreuenden Wohlthätigkeit. Fürchten sie nicht, schreibt Plinius an eine Dame, daß es mir beschwerlich sey, so viel wegzuschenken. Durch meine Mäßigkeit weis ich den geringen Ertrag meiner Ländereyen zu ersetzen und sie ist die Quelle meiner Freygebigkeit. Die Armenpfleger zu London wollten schon wieder aus dem Hause eines Mannes zurück treten, den sie heftig auf eine Magd zürnen sah'n, weil sie eine Kerze einige Minuten unnütz brennen ließ. Der Mann rief aber die Pfleger zurück, und zahlte für die Armen 25 Thaler. Sie verwunderten sich über seine Wohlthätigkeit, da sie eben nicht undeutliche Merkmale von Kargheit an ihm bemerkt zu haben glaubten. Wie könnte ich, sagte er ihnen, so viel für die Armen thun, wenn ich nicht allem unützen Aufwand feind wäre? Eine so edle Absicht setzt der Häuslichkeit die Krone der schönsten Tugend auf.

Heurath.

Jung gefreyet, hat nie gereuet. Heurath in Eile, bereut man mit Weile. Die warten kann, kriegt auch 'n Mann. Heurathen ist nicht Kappen tauschen. Sie ist mannsüchtig, mit ihr läßt' sich ein Kuppelpelz verdienen.

Die Liebe soll die Heurathen schließen. Die Liebe soll aber vernünftig seyn, sie soll einen würdigen Gegenstand wählen. Nicht die äußere From allein, die gar zu gebrechlich ist, sondern vorzüglich die Gemüthseigenschaften sollen die Wahl bestimmen. Tugend ist der Grund der dauerhaftesten Liebe. Allein der kalte Eigennutz ist gewöhnlich der Stifter der Ehen, deßwegen sieht man so viele unglückliche Eheleute. Solon, der Gesetzgeber von Athen, hat das Heurathgut der Töchter ganz aufgehoben, damit die Heurath kein eigennütziger Handel, sondern die Wirkung der Liebe und Freundschaft seyn möchte. Nur drey Kleider und einen geringen Hausrath durfte die Braut aus ihrem väterlichen Hause mitbringen. Bei manchen Völkern mußte der Mann wohl gar die Tochter den Eltern und Brüdern abkaufen. In den höhern Ständen wählen gewöhnlich die Eltern den Ehegatten

für ihre Kinder, die dann ein Schlachtopfer ihres Ehrgeizes oder Eigennutzes werden. Die Eltern sollen aus dem Schatze ihrer Klugheit den Kindern rathen, und diese den gutgemeinten Rath beherzigen. Die alten Bojer ließen ihren Töchtern doch einige Freyheit beym Freyen. Der Vater, welcher eine Tochter verheurathen wollte, lud viele junge Leute zu Tisch. Derjenige, welchem die Tochter nach der Mahlzeit das Wasser reichte, führte die Braut heim. Sie verheuratheten ihre Töchter sehr früh; sie dachten, wenn die Birn zeitig ist, soll sie genossen werden, sonst verliehrt sie allen Geschmack. Denn die Mädchen gehören unter die Waaren, von denen die Rechtsgelehrten sagen, daß sie durch's Aufbehalten schlechter werden.

Hoffart.

Die Hoffart kommt vor'm Fall. Die Hoffart muß viel leiden. Armer Leute Hoffart dauert nicht lange. Er stinkt vor Hoffart. Es kommt alles auf's Höchste. Er weis nicht, wie er vor Hoffart einhergehen soll. Ein jeder soll sich nach seinen Stand tragen. Kleider machen Leute.

Die Hoffart ist eine Aeusserung des Stolzes durch Kleidung und Pracht, womit sich jemand über seinen Stand erhebt. Er will die Art des Hofes nachmachen. Es ist immer ein Zeichen eines schwachen Geistes, wenn jemand auf solche Aeußerlichkeiten einen hohen Werth setzt. Man trift bei allen Völkern Verzierungen ihres Leibes an, die geringern wollen den Vornehmern alles nachmachen, daraus entstehen die Hoffarten. Die Vornehmen denken dann auf neue Auszeichnungen, daher entspringen die Moden. Die alten Deutschen hüllten sich anfänglich in Bärenhäute. Später war die Wolle die gewöhnliche Tracht. Linnen wurde nur bei hohen Festen vom hohen Adel zum größten Putze noch im 14ten Jahrhundert gebraucht. Hemden, Tisch- und Bettwäsche kannte man noch nicht. Eine Streue war das Bett und ein Stück Holz das Kopfkissen. Selbst in Frankreich, der fruchtbaren Mutter der Moden, sah es im 14ten Jahrhundert mit der Hoffart noch sehr ärmlich aus. Die Sitze am französischen Hofe waren noch Schemel und Bänke; nur der König hatte einen mit rothem Leder überzogenen Armstuhl. Die Gemahlin des Königs Karl VII., die im Jahr 1463. starb, war die einzige Person in Frankreich, die zwey Hemden hatte.

Noch zu den Zeiten Jacob I. in England, sohin zu Anfang des 17ten Jahrhunderts, giengen nur Gräfinnen im Hemde zu Bette. Heinrich II. von Frankreich zog zum erstenmal auf der Hochzeit seiner Schwester seidene Strümpfe an. Von den Höfen kamen diese Kostbarkeiten über die vielen Stufen des Adels und der Officianten unter das Volk. Die Nationaltrachten wurden bei den gebildetern Völkern in Europa durch die französischen Moden verdrängt. Bis sich aber eine dergleichen Mode über das übrige Europa verbreitete, war in Paris schon wieder eine neue im Gang. Deßwegen wußte der Mahler in Rom, der dem Pabst Julius II. jede Nation in seiner Nationaltracht mahlen mußte, nicht, was er mit dem Franzosen machen sollte. Er mahlte ihn nackt, und dazu allerley Zeuche, Tücher, Spitzen, Bänder ꝛc. womit er sich gleichwohl selbst alle acht Tage eine neue Kleiderform bilden möge. Es wäre gut, wenn ein jeder Stand eine besondere Auszeichnung in seiner Kleidung hätte; man würde auf den ersten Blick wissen, wen man vor sich hat. Ehemals hatte eine solche Auszeichnung unter den verschiedenen Ständen ziemlich allgemein statt.

Allein die Hoffart trieb die Leute aus diesen Schranken. Sie wollen immer mehr scheinen

als sie sind. Man glaubt jezt manchmal einen Staatsbeamten von hohem Rang vor sich zu haben, bei näherer Untersuchung findet man, daß der Mensch weiter nichts versteht, als den Bart zu scheren. Auch der entgegengesetzte Fall kann oft eintreffen, wenn sich jemand unter seinen Stand kleidet. So ließ sich der Achaische Feldherr Philopömen zu Megara zu Gast bitten. Er kam allein in einem schlechten Kleid. Die Frau des Hauses hielt ihn für einen Bedienten des Generals, und ersuchte ihn, etwas Holz zu spalten, weil sie die Hände voll Arbeit hätte, um das Gastmahl zuzubereiten. Philopömen warf sein Oberkleid weg, und gieng zur Arbeit. Unterdessen kam der Mann des Hauses und erblickte den General, wie er eben aus allen Kräften Holz spaltete. Voll Erstaunen rief er: was soll das bedeuten. Was sonst, sagte der hohe Gast, als daß ich wegen meines schlechten Anzuges gestraft werde. Eine vernünftige Kleiderordnung würde der Unordnung, der Hoffart und den daraus entspringenden Uebeln Schranken setzen und viele Familien vom Verderben retten.

Hofnung.

Hoffen und harren macht manchen zum Narren. Die Hofnung ist in Bronnen gefallen. Er lebt von der Hofnung. Es hat der Letzte noch nicht geschoben. Es ist noch nicht aller Tage Abend. Wer weis, wem der Vater den Schimmel schenkt. Wird nicht gleich aus seyn, es kommt schon besser. Der Himmel ist nicht für die Gänse gebaut. Unverhoft kommt oft. Der Himmel hängt voll Baßgeigen. Ein Vogel in der Schüssel ist besser, als 100 auf'n Zaun. Er ist zwischen zwey Stühle niedergesessen. Er ist mit einer langen Nase abgezogen. Es kommt nichts bessers nach.

Die Hofnung ist die Erwartung eines wahrscheinlich erfolgenden bessern Zustandes. Sie ist die Gefährtinn eines jeden Sterblichen. Denn jeder findet in seinen gegenwärtigen Zustand Mängel, von denen er frey seyn möchte. Er denkt sich diesen mängellosen Zustand, der ihn entzückt. er überlegt die Wege, die dahin führen könnten; seine Einbildungskraft trägt die Berge ab, und füllet die Thäler aus, die dazwischen liegen, um ihm die Steige zu ebnen. Allein, wenn sich

die Einbildungskraft eine gute Weile mit so schweren Arbeiten angestrengt hat, so ermüdet sie, und die Hofnung sinkt. Kaum aber kommt wieder ein Umstand zum Vorschein, welcher der Erfüllung des Wunsches günstig ist, ob er gleich für sich allein gar keine hinreichende Kraft hat, das sehnliche Gut zu bewirken; so lebt die Hofnung wieder von neuem auf, und die Einbildungskraft geht wieder an die Arbeit. So hält die Hofnung den Sterblichen hin. Sie tischet ihm Schaugerichte auf, wobei man Hungers sterben kann. Dem ohngeachtet was würde aus manchen Menschen werden ohne diesen Morgenschein, der noch einen Tag erwarten läßt. Sie träufelt auf die schmerzenden Wunden einen lindernden Balsam, verläßt den Menschen nicht, wenn ihm alles den Rücken kehrt; reißt ihn noch vom Rande der Verzweiflung zurück, und hält ihn in ihren Armen, bis ihn der Athem verläßt.

Höflichkeit.

Höflichkeit schadet nie. Hofmanier führet irr.

Das gefällige Betragen gegen andere im Umgange, welches an den Höflingen vorzüg-

lich mag bemerkt worden seyn, wird mit dem Namen Höflichkeit bezeichnet. Die Annehmlichkeit des Umganges und die persönliche Sicherheit und Ruhe in der Gesellschaft hat gewiß sehr viel durch die Höflichkeit gewonnen. Die Aufrichtigkeit aber, und Wahrhaftigkeit hat dabei verlohren. Denn die meisten Höflichkeitsbezeigungen sind falsche Münze, die keinen innern Gehalt haben. Freylich wird damit nur der Unerfahrne betrogen: die übrigen wissen den Sinn eines jeden Komplimentes, jeder Beugung, Mine, Wortes, jede Höhe oder Tiefe des Tones richtig zu deuten. Zum Besten der Einfältigen wäre es gut, ein Höflichkeits-Lexicon zu veranstalten, worin die conventionelle Höflichkeitssprache nach ihrem wahren Sinn verdolmetschet würde. Der alte Guevarra hat diesen Einfall schon ergriffen, indem er in einem seiner Briefe schreibt: „Jezt nennt man einen Hoffärtigen edel, einen Verschwender vornehm, den Unbarmherzigen einen gnädigen Herrn, den Heuchler vorsichtig, einen Bösewicht weise, einen Zungendrescher hochgelehrt, einen Ehebrecher artig, einen Pflastertreter emsig, einen Schwätzer beredt, einen Geizhals häuslich, und den sittsamen Menschen einen Narrn.“ Man sieht aus diesem Fragment von einem Wörter-

Buch, daß die Spanier in vielen Stücken mit uns Deutschen übereinkommen. Die bei der eigentlichen Bedeutung der Worte und Redensarten bleiben, und jedes Ding beym rechten Namen nennen, werden unter die groben Leute gezählt, die keine Lebensart besitzen, die keine Verziehung genossen haben, die in die feine Welt nicht taugen ꝛc. Es ist jedoch diese Höflichkeitssprache keine Erfindung neuerer Zeiten. Schon in den alten Zeiten lebten feine und grobe Leute: denn als Philipp, König von Macedonien, die Festung Olynth durch Verrath eroberte, so wurden die zwey Verräther von den groben Macedoniern, die an der Verrätherey nichts edels entdecken konnten, öffentlich beschimpft. Der König, bei dem sich die Verräther beschwerten, gab ihnen die beissende Antwort: „was kümmert ihr euch um die Reden dieser groben Leute, die jedes Ding nur beym rechten Namen zu nennen wissen. Es gab also damals schon eine höfliche Sprache, nur war sie dem Volke noch nicht geläufig.

Hunger.

Der Hunger ist der beste Koch, was er nicht mag, das ißt er doch. Ein hungriger Magen hat keine Ohren. Der Hunger thut wehe. Fischen und jagen macht einen hungrigen Magen. Er weis nicht, wie das Brod für Hunger geht. Er sieht aus, wie die theure Zeit, wie der Karfreytag, als eß' er die Woche einmal.

Der Magen ist ein ungestümer Gläubiger, der über einen Tag nicht abwarten will.

Im Fall der Noth aber ist ihm nicht leicht eine Zahlung zu schlecht. Außer dem Nothfall ist der Geschmack, der am Eingange sitzt, ein sehr kritischer Visitator. Doch kommt es nur darauf an, wie man ihn zieht. Die Einwohner von Sybaris auf Sicilien haben ihren Geschmack so verzärtelt, daß sie zuletzt Preise für Köche aussetzen mußten, die im Schmausfache neue Entdeckungen machten. Die Spartaner hingegen wußten ihm seine Heikelkeit zu vertreiben. Sie setzten ihm die gemeinsten, und schlecht und recht zubereiteten Speisen vor, und überließen es ihm, was er damit machen wolle. Er ließ sie gerne passiren. Ein spartanischer Koch entdeckte dieses Geheimniß dem Könige Dionys von Syracus, dem die Mahlzeit zu Sparta gar nicht schmecken wollte. König, sagte der Koch, du hast kein Gewürz mitgebracht, das bey uns jeder selbst mitbringen muß. Welches Gewürz? fragte der Tyran. Ermüdung, Hunger und Durst, versetzte der Koch. Der große Alexander hatte anfänglich die nämliche Meinung mit dem Koch von Sparta. Der Königin Ada von Carien, die ihm eine Truppe der treflichsten Köche verehrte, ließ er sagen: Dieses Geschleppe wäre ihm ganz unnütz. Er hätte weit bessere Köche von seinem Hofmeister Leonidas erhalten: der eine heiße starke Bewegung vom Morgen bis Mittag, dieser bereite ihm ein gutes Mittagmahl; der andere heiße Mäßigkeit beym Mittagmahle, und dieser bereite ihm ein geschmackvolles Abendessen. Schade! daß Alexander diese schöne Lehre seines Hofmeisters in Babilon ganz vergessen hatte.

Gegenstände der Sprichwörter,

welche

das erste Bändchen enthält.

	Seite		Seite
Absicht	9	Dienstfertigkeit	82
Adel	14	Dummheit	84
Alter	20	Ehestand	86
Amt	28	Ehre	91
Arbeitsamkeit	34	Ehrlichkeit	95
Argwohn	40	Einbildung	99
Armuth	43	Erfahrung	101
Aufsicht	47	Erziehung	104
Ausreden	50		
		Falschheit	109
Bauer	52	Feindschaft	113
Beleidigung	58	Fleiß	116
Beruf	60	Freundschaft	118
Beschimpfung	62	Freyheit	120
Besserung	64	Friedfertigkeit	123
Bestechung	66	Fröhlichkeit	125
Betrug	68	Fürst	127
Bettler	70	Furcht	129
Beyspiele	72		
Böses	75	Gastfreyheit	134
		Gebeth	136
Dankbarkeit	77	Gebräuche	138
Dieb	79	Gedanken	141

	Seite		Seite
Geduld	142	Gewinn	188
Gefahr	144	Gewissen	190
Geistliche	146	Gewohnheit	192
Geiz	149	Gleichheit	196
Geld	150	Glück	198
Gelegenheit	154	Gott	202
Gelehrte	156	Größe	205
Genauigkeit	167	Habsucht	207
Genügsamkeit	168	Häuslichkeit	210
Gerechtigkeit	170	Heurath	213
Geschenke	173	Hoffart	214
Geschwindigkeit	174	Hofnung	218
Gesellschaft	176	Höflichkeit	219
Gesundheit	180	Hunger	221
Gewalthaber	185		

Ende des ersten Bändchens.

Baiersche Sprichwörter

mit

Erklärung ihrer Gegenstände

zum

Unterricht und Vergnügen.

Zweites Bändchen.

München, 1812.

bei Ignatz Joseph Lentner,

Buchhändler zum schönen Thurm.

Irren.

Irren ist menschlich. Wenn man im Gleise bleibt, fährt man nicht irre. Er geht im ganzen Firmament irre. Er redet davon, wie der Blinde von der Farbe. Er klopft nicht an der rechten Thüre an. Er hat die ganze Scheibe verfehlt. Er hat daneben geschossen. Er hat 's Kühfenster troffen. Er zäumt das Pferd bey'm Schweif auf. Hätt 's nicht geglaubt: das ist ein anders Korn.

Wenn die Menschen über ihre wichtigsten Angelegenheiten so uneinig sind, daß nach Varro's Zeugniß über die einzige Frage, was wohl des Menschen höchstes Gut sey, 280 Sekten entstanden sind; so ist das Irren gewiß menschlich. Wenn wir übersinnliche Dinge nach unsern Verstandes : Begriffen abur:

theilen wollen, so ist der Irrthum nur durch einen bloßen Zufall vermeidlich, denn da unterscheidet der Blinde von der Farbe. Daß wir uns aber auch in sinnlichen, handgreiflichen, augenfälligen und ohrschalligen Dingen so oft verstoßen, ist beklagenswerth. Wenn oft die Weisesten eines Landes beysammen sitzen (ihr Spötter! man sagt ja nur, was seyn soll. Ihr würdet wohl auch was Schönes zur Welt bringen. Hätte schier Lust, euch über euer vorlautes Benehmen den Planeten zu lesen), wenn also die Weisesten eines Landes beysammen sitzen, und Tag und Nacht dichten und denken, wie sie alle Bewohner desselben glücklich machen können; so geschieht es doch manchmal, daß sie die Scheibe verfehlen. Sie haben freylich zum glücklich machen nichts bei der Hand, als Federn, Tinte und Papier, womit, woraus und worauf neue Gesetze und Verordnungen fließen, die alle Keime der Glückseligkeit entbinden sollen. Allein, bald ist die Tinte zu weiß, bald zu ätzend, bald geht die Feder nicht wohl; man muß radiren, nachbessern, ausstreichen, man hat sich geirret. Wenn nun solche Fälle den Weisesten begegnen; so darf es uns nicht wundern, wenn wir Alltagsmenschen manchmal im ganzen Firmamente irre gehen. Der Irrthum ist eine

unrichtige Vorstellung von einer Sache. Wir haben oft zu wenig Geduld, den Gegenstand auf allen Seiten zu beschauen, oder ihn in seine Bestandtheile aufzulösen; manche Gegenstände sind auch wie die harten Nüsse verschlossen und unsre Zähne zu schwach, um sie aufzuknacken. Wir wollen aber schnell und ohne viele Mühe damit fertig seyn, überlassen deßwegen den größten Theil des Gegenstandes der Einbildungskraft zur Ergänzung. Aus einer Feder wollen wir schon den ganzen Vogel kennen. Daher kann es nicht anders kommen, als daß wir uns sehr unrichtige Vorstellungen von den Dingen machen, und ganze Reihen von irrigen Urtheilen darauf bauen. Da der Mensch unmöglich von allen Dingen die richtigsten Vorstellungen haben kann; so giebt es auch keinen Menschen ohne viele Irrthümer. Wie thöricht wäre es demnach, wenn wir einen Menschen, den wir mit irrigen Meinungen behaftet zu seyn glauben, deßwegen verachten, oder hassen wollten! Wir mögen ihm die dunklen Punkte in seinen Vorstellungen beleuchten; aber ihm unsre Pechfackeln unter die Nase stoßen, ist im Reiche der Vernunft das höchste Polizey-Verbrechen.

Jugend.

Die Jugend hat keine Tugend. Die Jugend muß vertoben. Was jung ist, ist schön genug. Was jung ist, scherzt gern; was alt ist, brummt gern. Er ist noch nicht trocken hinter den Ohren. Er hat noch die Windel um den Bauch.

Der Mensch, sagt der Dichter Alexis, ist mit dem Weine gleicher Art: Der junge Wein, der junge Mensch muß gähren, er braußt, er schäumt, stoßt Hefen aus, ist herb. Ist aber einmal aller dieser Schaum der Thorheit abgeschöpft, so wird er reif, so wird er trinkbar, setzt sich wieder und bleibt nun auf sein ganzes Leben süß. Doch muß man bey'm jungen Wein immer nachsehen, ihn von der Hefe reinigen und nachfüllen; so muß man auch der Jugend immer nachsehen, sie von ihren Unarten reinigen, und mit guten Grundsätzen anfüllen. Die Jugend hat freylich noch keine Tugend, aber man soll sie ihr nach und nach aneignen. Man soll ihren heftigen Trieben die rechte Richtung geben, sie mit edlern Triebfedern statt der bloß sinnlichen bekannt machen, und sie das Wahre, Schöne und Gute hochachten lernen. Es wäre Unsinn, wenn man den jun-

gen Menschen ohne sorgfältige Pflege wollte aufwachsen lassen. Die Fehler der Jugend werden oft noch im Alter empfunden. Die Jugend ist das erste Stockwerk des Lebens; man wohnt immer unsicher, wenn der Grund nicht gut gelegt ist. Die Anlagen im Menschen sind groß, aber roh und wild, wie die Erde. Der Fleiß des Menschen hat sie verschönert und milde gemacht. So muß auch die sittliche Bildung die rohen Anlagen des jungen Menschen verfeinern und veredeln. Die Zucht muß aber sanft und freundlich seyn, damit man den jungen Geist nicht verkrüppelt und dem Menschenkind die angenehmste Periode seines Lebens nicht verdirbt. O der glücklichen Jugend! ihr erscheinet noch alles im Rosenkleide, alles ergötzt sie — Sorge und Kummer kennt sie nicht. Doch, ach! die Morgenröthe dauert nur einen kleinen Theil des Tages.

K a u f e n.

Was man nicht braucht, muß man nicht kaufen, sonst muß man verkaufen, was man braucht. Darnach Waare, darnach Geld. Es wäre geschenkt zu theuer. So kaufte ich's leichter in der Apotheke.

Franklin, der Schöpfer des amerikanischen Freystaates, kaufte als ein Knabe um seine Taschenpfenninge eine Pfeife, die kein Drittheil des Geldes werth war, welches er dafür gab. Da er nachher den wahren Werth der Pfeife erfuhr und man ihn belehrte, wie viel schönere und nützlichere Sachen er um sein Geld hätte kaufen können; so machte dieser Vorfall einen so bleibenden Eindruck auf ihn, daß er bei jedem künftigen Kauf zu sich sagte: Gieb nicht zu viel für die Pfeife. Man trift in der Welt gar viele Leute an, die zu viel für ihre Pfeifen gegeben haben und noch immer geben. Wie viele opfern um Ruhm, Ansehen und Ehre ihre Freyheit und Tugend auf. Diese geben gewiß zu viel für ihre Pfeifen. Wie viele streben Tag und Nacht nach Gütern, die sie nicht brauchen, und vernachläßigen darüber die Bildung ihres Geistes und Herzens. Wahrlich die bezahlen zu viel für ihre Pfeife. Wie viele jagen den sinnlichen Genüssen aller Art nach, und büßen darüber die Ruhe und Freudigkeit ihres Gewissens ein. Betrogene, ihr gebt zu viel für eure Pfeifen. Es darf also wohl jedermann bedächtlich verfahren, wenn er eine Pfeife kaufen will, da der Betrug mit dieser Waare so allgemein und verderblich ist.

Kennzeichen.

Was eine Nessel werden will, brennt früh.
Der Esel grau't schon im Mutterleibe. Aus den Worten kennt man den Thoren, wie den Esel aus den Ohren. Man sieht's aus den Scherben, was es für ein Topf war. Man kennt den Vogel aus dem Neste. Wenn die Mäuler von selbst aufgehen, kommen bessere Zeiten. Man sagt lang von einem Dinge, bis es geschieht.

Im Saamenkorn liegt schon die ganze Pflanze, und in der Knospe die Frucht. An der jungen Nessel zeigen sich schon die Stechspitzen, und in des Knaben Spielen sieht man oft schon den künftigen Mann. Der junge Cyrus, der das persische Reich gründete, verrieth schon seine Herrscherseele, da er noch als Knabe für den Sohn eines Hirten, der ihn erzog, gehalten wurde. Seine Spielgesellen wählten ihn zu ihren König. Da er aber das Spiel sehr ernsthaft trieb, seine freywilligen Unterthanen in strenger Zucht hielt, und die Ungehorsamen scharf strafen ließ; so kam die Sache vor den König Astyages. Cyrus wurde vorgerufen, er erschien ohne Furcht vor dem König und vertheidigte sein Betragen

nicht anders, als daß er sagte: die Knaben hätten ihn zu ihren König gewählt und er habe gethan, was sich auf einen König gezieme. Astyages erstaunte über des Jünglings kluges und herzhaftes Benehmen, forscht nach dessen Eltern und entdeckt in ihm seinen Enkel. Hannibal, der Schrecken der Römer, fiel als ein Knabe von neun Jahren seinem Vater, dem Carthaginensischen General Hamilkar Barkas, um den Hals, und flehte mit allen Schmeicheleyen, die diesem Alter eigen sind, daß er mit ihm in Krieg nach Spanien ziehen dürfe. Bei dem jungen Cäsar brach die Blüthe und Frucht zugleich hervor. Als er bei der Insel Pharmakusa von den cilicischen Seeräubern gefangen wurde, scherzte und spielte er unerschrocken mit diesem rauhen Gesindel. Er las ihnen Gedichte vor, und weil sie davon nicht gerührt wurden, hieß er sie Idioten und Barbaren. Er, der Gefangene, drohte, sie alle henken zu lassen, wenn sie ihn durch ihr Lärmen im Schlafe stören würden. Den Barbaren gefiel der trotzige Jüngling. Sie gaben ihn für ein gutes Lösegeld los. Der junge Cäsar kam aber bald wieder mit einer Flotte, überwand sie und ließ sie alle kreuzigen. Das sind nun freylich drey aufferordentliche Geister, welche die Na-

tur tief ausgeprägt hatte, daß man ohne scharfen Blick ihre Absicht bemerken konnte, wozu sie selbe bestimmt hatte. Doch auch jede andre Menschenseele hat ihre Eigenheit, bestimmte Anlagen, die sich schon frühzeitig mehr oder weniger äussern. Wer scharfsichtig genug wäre, diese feinen Funken des Geistes zu unterscheiden, der könnte jedem seinen natürlichen Beruf in der Welt anweisen. Welch' ein Vortheil für die menschliche Gesellschaft wäre dieses, wenn jeder Mensch auf seinem rechten Posten stünde, wozu ihn die Natur bestimmt hat. Wenn die neue Hirnschädellehre festen Grund hat, und sichere Merkmale zur Unterscheidung der Geister angeben kann; so könnte wohl noch in manchem Lande ein Generalhirnschädelvisitations-Amt errichtet werden, welches jeden in den Stand und das Amt einzuweisen hätte, zu den ihn Mutter Natur ausgerüstet hat. Das würde ein sonderbares Schauspiel geben, wenn hier ein Schuhflicker wegen seiner ausserordentlichen Flickkunde zum Finanzminister erhoben würde; hier eine ehemalige Excellenz als Thorwart zum Vorschein käme; dort ein geglaubter Genieskopf von der Catheder zum Hofblasbalgzieheramt versetzt würde ꝛc. Wenn die Menschheit, wie man sagt, immer vorwärts schreitet, so

kann diese treffliche Einrichtung nicht lange mehr ausbleiben.

Kinder.

Ein Vater ernährt eher zehn Kinder, als zehn Kinder einen Vater. Kleine Kinder, kleine Kreuz; große Kinder, große Kreuz. Kinder und Narren sagen die Wahrheit. Wenn man Kinder und Narren auf den Markt schickt, lösen die Krämer Geld. Der Verstand kommt nicht vor den Jahren. Aus den Kindern werden auch Leute. Kluge Kinder werden nicht alt. Vögel, die zu früh singen, hören bald auf. Kinder und Fackel haben immer leere Sackel.

Die Liebe der Eltern zu ihren Kindern ist einer der stärksten Triebe, dem die Natur die Erhaltung und Pflege des unbehülflichen Geschöpfes anvertraut hat. Wie viel Sorge und Mühe übernehmen die Mütter, um alle Bedürfnisse der Kinder zu befriedigen, und selbe vor jeder Gefahr zu verwahren. Wie viel versagen sich die Väter, wie sauer lassen sie sich's werden, um ihre Kinder zu erhalten und ihnen ein Vermögen zu hinterlassen.

Nach und nach entwickeln sich im Kinde alle Keime der Seele und des Leibes zur Menschheit; die Gesellschaft wird angenehmer, die Liebe wird inniger. Wie konnte der Gesetzgeber von Sparta diese süßen Bande zerreissen, den Müttern ihre kaum gebohrnen Kinder nehmen, und in die kalten Arme des Staates legen? Wie viel edle Empfindungen hat er damit aus dem Staate verbannt! Doch er wollte lauter unempfindliche Menschen, und hat dazu das beste Mittel gewählt. Man trift zwar auch bei uns Menschen an, die so wenig Gefühl von Liebe und Dankbarkeit gegen ihre Eltern haben, daß man glauben sollte, sie wären im Zuchthaus zu Sparta aufgewachsen. Daran sind aber größtentheils die Eltern selbst Schuld, indem sie entweder selbst ohne alle Bildung des Herzens sind, und sohin auch ihre Kinder in der Rohheit aufwachsen lassen; oder sich zu vornehm dünken, als daß sie die sittliche Bildung ihrer Kinder selbst auf sich nehmen sollen, wodurch doch die natürliche Zuneigung der Kinder zu ihren Eltern vorzüglich genährt und erhöhet wird. In keinem Lande auf Erde äußern die Kinder grössere Ehrfurcht gegen ihre Eltern als in China. Alle Winke derselben werden von den Kindern wie göttliche Befehle befolgt. Wenn jemanden

nur ein Wort entfährt, das der Ehre seiner Eltern nachtheilig ist, so erschrecken alle Anwesenden. Erfährt es die Obrigkeit, so straft sie den Frevel sehr scharf. Würde sich ein Kind so weit vergehen, Hand an seine Eltern zu legen, so werden alle Beamten in dem Landstriche, wo die Missethat geschah', abgesetzt, und alle Verwandten des Uebelthäters zur Strafe gezogen, weil die Regierung glaubt, es müsse an der Aufsicht und Zucht gefehlt haben, sonst hätte ein solcher Greuel nicht geschehen können. Der Missethäter selbst wird auf's grausamste getödtet und in kleine Stücke zerschnitten. Daraus läßt sich von selbst abnehmen, welche Pflege alte Eltern in China von ihren Kindern zu erwarten haben. Das Grab seiner Eltern ist jedem Chinesen heilig: er sucht es immer im guten Stande zu erhalten, und besucht es im Jahre wenigstens einmal, wenn er auch noch so weit davon wohnet. Zu Hause aber erbauen sie ihnen kleine Kapellen, wo sie selbe mit Opfer, wie Götter verehren. Hier geht nun die billige Hochachtung gegen die Eltern zu weit, und verwandelt sich in Aberglaube, der um so schädlicher seyn kann, da er den Guten und Bösen gleiche Ehre erweiset. Ueberhaupt aber ist bei den Chinesen die Hochachtung der Kin-

der gegen ihre Erzeuger vielmehr ein Werk ihrer Staatsverfassung, als der Natur, wie ihnen fast alle ihre Gedanken und Handlungen bis auf die Bewegung der Augen durch die Gesetze vorgeschrieben sind, so, daß sie nur belebten Maschinen gleichen, worin kein freyer Geist wohnen kann. Die Tugend-Beyspiele von freyen Völkern sind deßwegen viel rührender, als von diesem Volke, bei dem durch lauter Gesetze alle freye Bewegung gehemmt ist, und das mehr eine übernommene Rolle spielt, als seine eigene Persönlichkeit darstellt. Wie fein drückt gegen die chinesischen Verbeugungen Epaminondas, der große Feldherr von Thebe, seine Liebe gegen seine Eltern aus: Nach dem Sieg bei Leuctra, den er über die Spartaner erfochten hatte, zog er die Bewunderung von ganz Griechenland auf sich. Er war aber über diesen großen Ruhm, und über die Ehrenbezeigungen, mit denen man ihn allenthalben empfieng, wenig gerührt. Meine Freude, sagte er, entspringt aus dem Vergnügen, welches meine Eltern über meinen Sieg haben werden. Trefflicher Sohn! Der römische Tribun Flaminius, voll Ehrgeiz und Haß gegen den Adel, brachte bei dem römischen Volk eine neue Länderey-Vertheilung in Vorschlag. Der Se-

nat war äußerst dagegen. Der Tribun fuhr fort, das Volk aufzureizen. Der Senat mußte Truppen ausrücken lassen. Allein Flaminius wurde dadurch nicht erschüttert. Doch jetzt näherte sich dem sprechendem Sohn der alte Vater, faßte den Sohn bei der Hand und führte ihn von der Rednerbühne herunter und nach Hause. Der Tribun, welcher die Drohungen des Senats nicht achtete und eben im höchsten Feuer der Rede vor einem Volke begriffen war, das mit Begeisterung an ihm hieng, folgte dem Vater, wie ein Kind, und das Volk machte mit Hochachtung den Gehenden Plaz. Dazu gehörte gewiß ein tiefes Gefühl von Hochachtung gegen seinen Erzeuger. Rührend mag auch der Anblick gewesen seyn, da der Cardinal Grimani seinem Vater, dem Admiral der venetianischen Flotte, der im Seekrieg wider die Türken sich einige Fehler zu Schulden kommen ließ, und deßwegen gefesselt nach Venedig gebracht wurde, entgegengieng, und ihm seine Ketten tragen half. Kein Zuseher konnte sich der Thränen enthalten.

Das sind die süßen Früchte der Erziehung, welche die Eltern genüßen, wenn sie

die

die natürliche Neigung der Kinder gegen sich durch sittliche Bildung gepflegt haben.

Klugheit.

Trau, schau wem. Durch Schaden wird man klug. Zwischen Thür und Angel stecke keine Hand. Leid' und meid', so kommst durch die Leut'. Packe nicht alles auf Ein Schiff. Kleine Schiffe müssen sich an's Ufer halten. Gehe lieber zum Schmied, als zum Schmiedl. Wenn man Vögel fangen will, muß man nicht mit Prügeln darunter werfen. Einen schlafenden Hund muß man nicht wecken. Wer in der Hölle sitzt, muß sich den Teufel zum Freund machen. Man muß auch manchmal dem Teufel ein Kerzl aufstecken. Oft will das Ey klüger seyn als die Henne. Der Kranke ist nicht gescheid, der seinen Arzt zum Erben einsetzt. Schaden kann jeder, obwohl nicht jeder nützen. Füchse muß man mit Füchsen fangen. Alte Füchse sind schwer zu fangen. Was dich nicht brennt, das blase nicht. Mit kleinen Fischen fängt

man die großen. Was man nicht heben kann, muß man liegen lassen. Ehe das Haus einfällt, muß man ausziehen. Man soll alles hören, dann bewähren. Man kauft keine Katze im Sack. Es ist hart zu stehlen, wo der Wirth selbst ein Dieb ist. Im Trüben ist gut fischen. Es hat die rechte Stund noch nicht geschlagen. Wer warten kann, hat viel gethan. Uebergeben heißt nimmer leben. Der Gescheidere giebt nach. Er ist so gescheid, als hätt' er beim Gockl geschlafen. Er hat die Leiter hinter sich aufgezogen. Er muß sich erst die Hörner abstoßen.

Wer durch ein Dickicht oder verwachsene Gesträuche gerade durch laufen will, der wird sich Gesicht, Hände und Füße verwunden, seine Kleider zerreissen, und doch schwerlich zum Ziel kommen. Wer aber ausbiegen, sich bücken, wenden und Umwege nehmen will, wird ohne Verletzung seinen Zweck erreichen. Der Stolze, der seine Hörner hoch trägt, und seine Kräfte mit den Hindernissen nicht abwäget, will gerade durchbrechen, oft auch der unerfahrne Redliche; allein sie werden mit Schaden klug. Die Welt ist voll Dickichte,

und doch möchten wir uns ohne Schaden durcharbeiten. Dazu gehören Kenntnisse und Geschicklichkeit. Die Weisheit schlägt die ersten Mittel zu diesem Zweck vor; die Klugheit weis diese Mittel so geschickt anzuwenden, daß der Zweck erreicht wird. Die Klugheit nimmt genaue Rücksicht auf Zeiten, Orte, Menschen und Umstände; vergleicht damit ihre Mittel; macht vorerst ebene Bahne, und läßt sie dann in der rechten Ordnung wirken. Die Weisheit ist nicht immer mit der Klugheit vereiniget. Viele sind zu Hause sehr weise, sie wissen genau zu bestimmen, wie alles seyn soll. Wenn man sie aber handeln sieht, so sollte man glauben, sie wären andere Menschen, so ungeschickt greifen sie alles an. Es mangelt ihnen die Klugheit. Andere wissen sich in etwas verwickelten Fällen gleich nicht mehr zu helfen. Sie bedürfen einen guten Rath, den sie geschickt anzuwenden wissen. Es mangelt ihnen Weisheit. Es fragte jemand den Feldherrn Iphikrates, wer er sey? da er weder unter die Schwerbewaffneten, noch unter die Bogenschützen, noch auch unter die Peltasten gehöre. Ich bin derjenige, sagte er, der allen diesen befiehlt und sie gebraucht. So ist

auch die Klugheit nicht Gold, nicht Silber, nicht Ehre, nicht Gesundheit, weder Stärke, noch Schönheit; sondern das Vermögen, sich dieser Dinge wohl zu bedienen. Doch muß im Rath der Klugheit stets die Rechtschaffenheit den Vorsitz haben und die entscheidende Stimme führen, damit die Klugheit nicht in Argliſt und Falschheit ausarte. Sie darf wohl ihre Zwecke und Mittel manchmal masquiren, damit Narren und Bösewichte nichts daran verderben; aber Zweck und Mittel müssen heilig seyn.

K r i e g.

Der Krieg ist das größte Uebel. Da geht Gewalt für Recht. Die Soldaten bringen nichts. Er ist tapfer hintern Ofen. Es ist ihm das Herz in die Hose gefallen. Er hat schon Pulver gerochen.

Der Krieg soll nichts als Nothwehre seyn. Die gegenseitigen Angelegenheiten der Staaten sind so gut nach Rechtsgründen entscheidbar, als die Angelegenheiten der Privaten. Gewalt ist kein Rechtsgrund. Wer erkennt nicht die Unrechtmäßigkeit des Zweykampfes?

Der Krieg ist noch immer das größte Brandmaal der civilisirten menschlichen Gesellschaft. Es ist kein hoher Grad ihrer Kultur möglich, so lange dieses schädliche Faustrecht noch unter Nationen fortdauert. Denn wenn der kurze Friede den physischen und moralischen Zustand der Gesellschaft zu einiger Vollkommenheit bildete: so versetzt sie der Krieg wieder in einen beklagenswerthen Zustand der Armuth, die allen Geistesschwung hemmet; und der Sittenlosigkeit, die alles Edle und Große zerstöret. Wenn ein gerechtes Mittel möglich ist, die Streitigkeiten der Staaten ohne den abscheulichen Krieg zu schlichten, so sollten es alle Nationen laut fodern. Es scheint jetzt, die Vorsehung wolle wenigstens für Europa einen Oberrichter setzen, welcher den Streitlustigen bei Verlust ihres Hauses und Hofes den Kampf wehren kann. Mag Einer Herr seyn auf Erde, das verdrüßt nur die Ehrgeizigen, die auf seinen Stuhl sitzen möchten. Er gebiethe Friede für und für und lasse Gerechtigkeit und Milde die Grundpfeiler seines Thrones seyn. Eine gute Mannszucht bei den Soldaten verhütet wohl viele Uebel des Krieges. Allein, wenn uns die Geschichte erzählt, daß der Eigenthümer eines Baumes, den ein römisches Lager einschloß, nach

Abzug der Truppen seine reifen und schmackhaften Aepfel an selben wieder fand, ohne daß ein einziger fehlte, so glaubt es niemand, der den Lägern unserer Zeiten nahe kam. Wenn auch die Feldherren lauter Belisare wären, unter derer Obsorge die Bürger und Landleute auch der feindlichen Länder mit aller Sicherheit wie im Frieden ihre Geschäfte treiben könnten; so ist zwar durch ein solches eines wahren Kriegers würdiges Betragen die persönliche Sicherheit nicht gefährdet, aber die Last des Krieges erdrückt demohngeachtet den Wohlstand der Unterthanen. Doch, Belisar ist längst gestorben.

K u n s t.

Die Kunst ist ein guter Zehrpfenning, man trägt nicht schwer daran. Ein Handwerk hat einen goldenen Boden. Treib's, so geht's. Die Natur ist die beste Lehrmeisterinn. Je schwerer die Kunst, je mehr Pfuscher. Zum Reiten gehören mehr als zwey Stiefel. Zum Tanzen gehören mehr als ein paar Schuhe. Wer's kann ist kein Hexenmeister. Das ist kein Hexenwerk.

Wo die Pfuscher schmausen, muß die Kunst betteln gehen.

Der weise Schöpfer der Natur hat dem Menschen größten Theils nur die Materialien zu den Bedürfnissen, zur Bequemlichkeit, und zum Vergnügen des Lebens hingelegt. Bes arbeiten soll er sie selbst. Er selbst soll ein Schöpfer der Formen werden. Dazu gab er ihm Reize, Triebe, Kräfte. Der Mensch will es immer besser haben; er soll es sich also besser machen. Würden ihm die ge: bratenen Vögel selbst in Mund fliegen, die Weinflaschen schon gefüllt an der Rebe han: gen, und Hüte, Stiefel, Beinkleider ꝛc. wie Pilze aus der Erde wachsen; so würde er sich nur wenig über die Thierheit erheben. Nun aber treibt ihn die Noth, vorerst für die un: entbehrlichsten Bedürfnisse des Lebens zu sor: gen. Er muß nachdenken, und seine Kräfte anwenden, um sich zu erhalten. Durch diese Uebungen entwickeln sich seine geistigen und körperlichen Anlagen. Um seine Arbeiten zu erleichtern, erfindet er allerley Werkzeuge; durch Uebung erwirbt er Fertigkeit. Sein Zu: stand wird verbessert, für die Nothdurft ist

gesorgt, er denket auf Bequemlichkeit und ruhet nicht, bis er seines Lebens ganz froh werden kann. Die mechanischen Künste hat ihn die Noth gelernt. Sie sind ein guter Zehrpfenning auf der Reise durch's Leben. Nachdem diese Künste der Noth gewehret und sogar Bequemlichkeit verschaft haben, kann erst der menschliche Geist an sich selbst denken. Seine Vernunft denkt Ideale der Vollkommenheit, seine Einbildungskraft bildet selbe zu neuen Geschöpfen, er schaut sie mit Lust und strebt, sie durch sein Leben und in sinnlichen Gestalten darzustellen. Tugend und Schönheit sind erfunden. Die schönen Künste stellen das Geistige in der körperlichen Form dar, sie beleben das Leblose. Sie sind viel edler als die mechanischen Künste, diese sind Hand-, jene Geistes-Werke, welche die Humanität mächtig fordern, da jene nur zunächst das physische Leben bezwecken. Die Bau-Maler-Bildhauer-Rede-Dicht-Ton- und Tanzkunst hat schon das graue Alterthum zum Rang der schönen Künste erhoben. Unter dem heiteren Himmel des Orients blüheten, von Musen gepflegt, diese edlen Pflanzen am ersten, und trugen Früchte, die uns noch entzücken. Die Barbaren verscheuten die Pflegerinnen aus jenen glücklichen Gegenden. In Ita-

len fanden sie Schutz, und verbreiteten nach und nach über Europa ihren milden Geist, der aber in unserm kalten Klima die Feinheit seines Vaterlandes nicht erreichen kann.

Lachen.

Manchem sind schon vor Lachen die Augen übergegangen. Aus vielem Lachen kennt man den Narrn. Die Narren lachen ohne Ursach. Der hat 's Lachen und 's Weinen in einer Zain (Korb). Darüber gieng ihm das Gesicht aus dem Leim. Er möchte sich darob buckligt oder kropfig lachen. Er lacht darüber wie ein Gaul, und ist kaum des Schmotzens werth. Er lacht selbst das Beste davon herab.

Lachen ist ein Ausdruck der Freude, wie Weinen ein Ausdruck des Schmerzes. Das Lachen erweitert die Minen, das Weinen zieht selbe zusammen. Bei Manchem lauft aber dieses Spiel der Muskeln so untereinander, daß man oft nicht weis, ob 's geweint oder gelacht seyn soll. Dem physischen Ursprung nach ist das Lachen wohl nichts anders als ein Kützel; wie aber die Nerven so sanft berührt

werden, daß eine solche zitternde Bewegung in den körperlichen Organen entsteht, mag ein anderer erklären. Die Erscheinungen, welche Lachen erregen, sind fehlerhafte Verhältnisse, die aber doch keinen Einfluß auf die Glückseligkeit haben. Wenn Terrason seine Perücke aufzusetzen vergißt, und mit der Nachtmütze auf dem Kopf und den Hut unterm Arm gravitätisch auf der Gasse einhertritt; oder ein Stutzer in seinem schönsten Putz einherhüpft und ein großes Loch im Strumpf hat; oder ein alter Geck mit einem Tituskopf und Backenbart oder andern Decorationen der Jugend über die Straße hustet; so sind das lächerliche Erscheinungen. Terrason wird belacht, der Stutzer und der Geck aber ausgelacht. Scherze, Spaße und Schwänke befördern das gutmüthige Lachen und mit ihr die Fröhlichkeit der Gesellschaft. Spott, Sticheln und Vexiren mit Anzüglichkeiten erzeugen das hämische Lachen, welches allen Frohsinn verscheut. Die Allbelacher sind sehr lästig, wie auch die steinernen Gesichter, die nie zerfließen; die ersten sind Narren, die ohne Ursach lachen; die zweyten sind — doch nein, wer wollte sie nicht bedauern, da sie einer so heilsamen Erschütterung entbehren müssen und

keine Freude unter Menschenkindern zu haben scheinen.

Lehrer und Lehrlinge.

Das Lernen hat kein Narr erfunden. Lern' was, so kannst was. Lern' was, so kannst was vergessen. Man schüttelt die Weisheit nicht aus dem Ermel heraus. Man lernt nie aus. Was der Hansl nicht lernt, das lernt der Hans nicht mehr. Die Morgenstund trägt Gold im Mund. Er studiert 's Blaue vom Himmel weg. Er studierte bis in Hals, in Kopf kam nichts hinein.

Schon in der alten Welt hieng man einige gelehrte Laternen oder Unterrichts-Anstalten aus, worin einige Lichter brannten, an denen jeder sein Docht anzünden konnte, wer da wollte. So waren damals die hohen Schulen zu Athen, Byzanz, Cäsarea, Alexandria, Ephesus und Rhodis sehr berühmt. Den größten Ruhm erwarb sich jedoch die hohe Schule zu Athen. Die Titl. Herren öffentlichen ordentlichen Professoren zu Athen waren

jedoch größten Theils Sophisten, d. i. Leute, die alles zu verstehen vorgaben und über jede Frage aus dem Stegreif antworteten, wenn sie gleich selbst nichts von der Sache begriffen. Die jungen Leute, welche sie anhörten, lernten von ihnen dieses Wortemachen, wurden hochmüthig, verachteten andere, und wußten doch im Grund nichts, und kamen aus diesen Schulen frecher, und an Kopf und Herzen verdorbener zurück, als sie dahin kamen. Für diese Verschlechterung mußten sie diesen Schwätzern auch noch große Honorarien bezahlen. Endlich trat ein außerordenlicher Professor oder wohl gar nur Privatdocent mit Namen Sokrates auf, und geißelte die Sophisten mit seiner Ironie, daß kein guter Fleck mehr an ihnen war. Allein er stach in ein Wespennest. Alle Wespen fielen über ihn her und stachen ihn todt. Diesen wahren Lehrer erklärte das Orakel zu Delphos für den Weisesten unter den Menschen. Er fand aber in sich keine Weisheit, suchte deßwegen bei allen denen, die sich für Weise ausgaben, darnach. Natürlich wandte er sich vor allen an die Titl. Herren Professoren von Athen. Er fand aber, daß sie sich wohl für Weise, und zwar von Amtswegen, hielten, jedoch ganz leer an ächter Weisheit wären. Diesen Irrthum vermied er,

und glaubte dadurch den Sinn des Orakels zu verstehen, indem er einsah' und bekannte, wie wenig er wisse. Wenn Sokrates jetzt zu uns käme, würde er mit seiner Unwissenheit kaum einer Schulmeisterstelle auf einem Dorf vorstehen können. Man rühmt zwar da seine Methode noch, und braucht sie sogar, aber, wie würde Sokrates erstaunen, nicht um Unwissenheit, sondern um Wissenschaft an Tag zu fördern. Das Lehren und Lernen sind übrigens vortrefliche Geschäfte. Die Lehrer sollen wie die Gärtner die Wildlinge veredeln. Die guten Sitten der Schüler, ihre Rechtschaffenheit, ihre Bescheidenheit, ihre Brauchbarkeit oder Geschicklichkeit beweiset am besten, ob die Lehrer etwas werth sind. Wenn Polemon, ein ausschweifender Jüngling, schon in der ersten Lehrstunde die Kränze, womit er sein Haupt geschmückt hatte, und das übrige Geschmeide der Eitelkeit, mit dem er geputzt war, heimlich vom Leibe zog; so war das wohl ein schönes Zeugniß für die Lehrerwürdigkeit des Xenocrates. Die Schüler müssen aber auch vorerst eine Empfänglichkeit für die Weisheit haben, denn am nassen Zunder haftet kein Funken und aus jedem Klotz läßt sich nicht ein Merkur bilden. Wer nur mit den Händen arbeiten kann, gehört den Handwerks-

zünften; die schönen Künste und Wissenschaften erfodern besondere Geistesanlagen. Ebenso nöthig ist dem Schüler der Eifer oder die Begierde nach Kenntnissen und Vervollkommnung seiner selbst. Euklides achtete weder Mühe, noch Gefahr, um den Sokrates zu hören. Er kam täglich verkleidet von Megara nach Athen, weil sich damals kein Megarenser bei Todesstrafe in Athen durfte sehen lassen. Ein solcher Hunger nach Weisheit bei den Schülern spornet selbst die Lehrer, daß sie den Inhalt ihrer Unterweisungen schärfer prüfen, und ihren Vortrag sorgfältiger beachten, als wenn sie nur Faulthiere vor sich sehen.

Leihen.

Geliehenes Geld wird Bley, wenn man 's fordert. Besser der erste Verdruß als der letzte. Fremde Pferde laufen schnell. Was man ausleihet, bessert sich nicht.

Das Leihen ist in der Theorie eine treffliche Sache. Wer einen Ueberfluß von Gütern hat, übergiebt sie zum einsweiligen Gebrauch denen, die derer benöthigt sind, damit sie

durch geschickten Gebrauch derselben auch zum Wohlstand gelangen. Der Darleiher setzt sie gleichsam in Mitbesitz seiner glücklichen Umstände ohne seinen Nachtheil, und verdeckt auf diese Weiße die empörende Ungleichheit der Güter, die immer einen heimlichen Groll der Armen gegen die Reichen unterhält. Wenn der Reiche dem angehenden fleißigen aber dürftigen Hausvater eine Summe Geld leihet, womit er sich Werkzeuge und Materialien zur Ausübung seiner Kunst anschaffen kann, und durch diese Hülfe zum Wohlstand gelangt, welch' eine selige Empfindung mag diesen Wohlthäter belohnen, wenn ihm der frohe Hausvater das Kapital (ohne Zinse versteht sich) zurückstellt, und ihn versichert, seine Hülfe habe ihn in den Stand gesetzt, bald auch andern helfen zu können. Allein in Praxi ist das Leihen sehr bedenklich, weil es unter den Borgern gar viel Betrüger giebt, die sich nur bemühen, Geld oder Gut herauszuschwätzen, an das Wiedererstatten aber nicht denken. Die Unredlichkeit dieser Borger macht die Wohlthätigkeit der Vermögenden so schüchtern, daß auch die redlichen Armen oft keine Hülfe mehr finden können, deßwegen haben wohleingerichtete Staaten öffentliche Leihhäuser errichtet. Das Leihen hat eigentlich auf die

Dürftigen Bezug und ist eine Handlung der Wohlthätigkeit, wobei sohin von Zinsen keine Rede seyn kann. Wenn im Gegentheil Geld an Vermögliche verliehen wird, die damit ihre Wirthschaft oder Handelschaft vergrößern, oder andere einträgliche Spekulationen unternehmen, so gleicht ein solches Darlehen einem Gesellschafts-Vertrag, oder einer Verpachtung einer fruchtbringenden Sache, und ist dann nichts mehr als gerecht und billig, daß dem Eigenthümer des Kapitals ein Theil des Gewinnstes überlassen werde, den man Zins oder Interesse nennt. Um den Gewerbsfleiß, der oft Wag und Gefahr bei seinen Unternehmungen zu wenig in Anschlag bringt und nicht selten einen zu hohen Gewinn hofet, vor der Habsucht der Kapitalisten zu schützen, setzten die Obrigkeiten nach den verschiedenen Umständen der Länder die Größe der Zinsen fest. Die unrechtmäßigen Zinse, die dieses festgesetzte Maas überschreiten, oder von Armen genommen werden, sind mit dem Namen des Wuchers gebrandmarkt.

Liebe.

Liebe.

Lieben und bethen läßt sich nicht nöthen.
Was man liebt, ist das Allerschönste.
Die Liebe läßt sich nicht verbergen. Stroh in Schuhen, und Liebe im Herzen gucken überall heraus. Die Liebe ist blind und machet blind. Die Liebe zankt gern. Die alte Liebe rostet nicht. Von der Liebe allein kann man nicht leben. Wer nicht eifert, liebt nicht. Die Liebe lernt tanzen. Die Lieb ist süß, bis ihr wachsen Händ und Füß.

Liebe? was ist sie wohl? Sie läßt sich nicht aussprechen: alle Liebenden, die doch ihr Wesen am Besten kennen sollen, klagen ja, daß sie ihre Empfindungen nicht ausdrücken können, sie schneiden deßwegen ganz sonderbare Gesichter, machen schmachtende Aeuglein, seufzen und reden fast irre, und klagen über Brennen im Herzen; wenn die Krankheit steigt, so bekommen sie gar die Mundsperre, können nicht mehr reden und versinken in gegenseitige Anschauung, wie die Seeligen im Himmel. Diese Symptome äußern sich jedoch

nur bei einer Art von Liebe, die man, wenn man den Menschen, wie Baiern, in Ober- und Unter-Land eintheilen wollte, die unterländische heißen könnte. Es muß nämlich doch etwas im Menschen seyn, das gefällt, wenn man ihn lieben soll. Es kann dieses Etwas entweder die Vollkommenheit seines Geistes oder seines Herzens oder die Schönheit seines Leibes, oder beyder vereint seyn. Doch das bloße Gefallen nennt man noch nicht Liebe, es müssen zugleich Gefühle damit verbunden seyn, die jenes Gefallen zur Liebe erhöhen. Wenn die Schönheit der Seele der Grund der Liebe ist, so sind jene Gefühle sanft; es werden dabei keine Gesichter verzogen, die Augen nicht verdreht, man empfindet kein Brennen, wohl aber eine angenehme Wärme im Herzen, man ist dabei beredt und munter, und kann hinsehen, wo es einem beliebt. Diese reine Flamme, die sanft erwärmet, ist die Liebe der Freundschaft. Jene Liebe aber mit dem verschrobenen Gesichte gründet sich ganz oder doch größten Theils auf die Schönheit des Leibes, und ist einem Feuer gleich, das viel Rauch mit sich führt, woraus sich obige Symptome mögen erklären lassen, wie auch die Blindheit, mit der die Verliebten geschlagen sind. Wider alle diese Uebel der un-

terländischen Liebe giebt es ein sicheres Mittel: man nennt es den heiligen Ehestand. Die guten Leute befinden sich kaum acht Tage in dem Schwitzbad dieses Standes; so hört das Brennen auf, der Puls geht wieder ordentlich, die Blindheit ist weg; ja sie sehen zu ihrem Erstaunen jetzt viel mehr, als ihnen lieb ist. Sie machen täglich neue Entdeckungen, als wenn sie sich vorhin ganz unbekannt gewesen wären. In der That scheint es auch, als wenn nur eine einzige Eigenschaft am geliebten Gegenstand die Aufmerksamkeit der Verliebten des Unterlands an sich zöge, und alles übrige gar nicht bemerkt würde. Wenigstens erzählt Plutarch, daß der Kaiser Nero eigentlich nur in die gelben Haare der Pompäa verliebt war. Denn diese zählte er, gab jedem Haar einen Namen, machte Gedichte darauf, und wenn durch den goldnen Kamm, womit er sie eggete, Eins ausfiel, so ließ er es in Gold fassen und weihete es der Juno. Den Verliebten giebt man guten Rath vergebens, sonst würde ich einige Mittel wider ihre Blindheit vorschlagen. Da ihnen denn nicht zu rathen ist, so müssen sie gleichwohl erst durch den heil. Ehestand geheilt werden. Dieser hilft sicher, aber freylich

zu spät. Eine Dame versuchte alle Mittel, um ihres Anbethers los zu werden. Es half keines. So will ich den Menschen heurathen, sprach sie, um doch endlich seiner los zu werden.

Lob.

Das eigne Lob stinkt. Des Pöbels Lob hält nicht die Prob. Das Werk lobt den Meister. Jeder Krämer lobt seine Waare. Gute Waare lobt sich selbst. Man lobt ihn über den Schällenkönig. Der heißt Hans.

Das Lob ist eine Art Ehrerbietung, indem man mit selbem ein öffentliches Zeugniß über die guten Eigenschaften eines andern ablegt. Es kann jemand ehr- und lobenswürdig seyn, ohne daß ihm Ehr und Lob zu Theil wird. Seine guten Eigenschaften werden vielleicht nicht beobachtet, oder sie machen auf andere keinen so starken Eindruck, daß ihnen der Mund davon übergieng, oder sie haben ihre Ursachen, darüber zu schweigen. Sich selber loben, will nicht recht gefallen: es soll im Wahlconvent übel gerochen haben, als bei

der Kaiserwahl Sigmund seine Stimme dahin abgab, daß er keinen Bessern kenne als sich selber, und sohin auch glaube, es sey keiner tüchtiger, das hohe Amt eines Kaisers zu verwalten, als eben er selbst. Doch wider Verleumdungen kann es wohl nothwendig werden, zu zeigen, daß man der unwürdige Mensch nicht sey, für den man ausgegeben werden will. In diesem Falle befand sich der Apostel Paulus, und nahm daher keinen Anstand, seine Verdienste um die Kirche herzuzählen. Entschuldigte sich aber dabei, daß man ihn, wie ein Unweiser zu reden, zwinge. Das Lob hat für die meisten Menschen einen sehr großen Reiz, und weil es nichts kostet, so sind die Menschen sehr freygebig damit. Doch eben diese Verschwendung, die mit dem Lobe geschieht, verringert ihren Werth. Es ist keine Ehre für ein Zeitalter, wenn man pflichtmäßige Handlungen mit öffentlichem Lobe überschüttet; wo solche Triebfedern nöthig sind, um ein Volk in der Ordnung zu erhalten, muß die Tugend selten seyn. Nur große, ausgezeichnete Thaten sollen als Beyspiele aufgestellt werden, die lehren, was gethan werden kann. Besonders ist der Misbrauch des Lobes bei fürstlichen Personen sehr groß. Jede Kleinigkeit von einer guten Handlung, die

sie thun, wird wie eine bewunderungswürdige That öffentlich bekannt gemacht und gerühmt, als wenn diese Menschen ordentlicher Weiße schlecht handelten. Alle ihre Handlungen gegen andere Menschen werden allerhöchste Gnade genennt, als wenn es für sie keine Pflichten gäbe. Die Großen sollten solche niedrige Schmeicheleyen als Beschimpfungen, die man ihnen anthut, strafen, oder wenigstens, wie der Kaiser Pescennus Niger, sich es öffentlich verbitten: Beschreibt, sprach er, die Thaten eines verstorbenen guten Fürsten und sagt, was er gethan hat, damit wir ihm nachahmen können. Denn Lebendige zu loben, die man fürchten muß, klingt satirisch, oder riecht nach Schmeicheley. Hat der Tod das Licht des Lebens ausgeblasen, sagt ein Dichter, dann erkennen straks aller Menschen Nasen, ob's von Talg war oder Wachs. Doch erkennen mögen sie es wohl schon früher, aber bei Großen hat selbst nach ihrem Tod die Schmeicheley noch kein Ende, er müßte nur der Letzte seines Stammes und Namens seyn, deßwegen wird das Leben der chinesischen Kaiser erst dann beschrieben, wenn ihre ganze Dynastie erloschen ist.

Lohn.

Wie die Arbeit, so der Lohn. Undank ist der Welt Lohn. Das Pferd, welches den Haber verdient, bekommt ihn nicht. Umsonst ist der Tod.

Nach dem Gesetze der Gerechtigkeit soll der Lohn immer der Arbeit genau angemessen seyn. Allein, welche Verwirrung müßte in der Welt entstehen, wenn man auf diesem Gesetze hartnäckig bestehen wollte. Die Secretäre bekämen hie und da die Besoldungen ihrer Prinzipale, die Kapläne die Einkünfte der Praebenden, die Gesellen würden Meister, die Knechte Herren und die Mägde Frauen spielen wollen. Ja die Könige wären auf ihren Thronen nicht mehr sicher. Man muß diese Maxime um der allgemeinen Ruhe willen verheimlichen, oder allenfalls nur gegen arme Schlucker anwenden, wie der Arzt Radcliff that, der seinen Pflasterer nicht bezahlen wollte, weil er schlechte Arbeit gemacht und sie nur mit Erde bedeckt hätte, damit man sie nicht bemerke. Doch selbst der Pflasterer berief sich auf höhere Beyspiele; o Herr Doktor, sagte er, meine schlechte Arbeit ist es

nicht allein, die mit Erde bedeckt wird, ich kann noch den Mortifikations-Conto für mein Weib seel. vorzeigen, den ich euer Herrlichkeit bezahlen mußte. Es ist sohin jene Maxime von der Gleichheit des Lohnes und der Arbeit nicht einmal in den niedern Ständen sicher anzuwenden, ohne sich allerley Stichelreyen auszusetzen. Die Fürsten haben schon sehr frühe ein Mittel ausgedacht, wie sie hochverdiente Leute auf's wohlfeilste belohnen können. Die Römer flochten Gränze von Eichenlaub, und setzten sie ihnen auf die Köpfe. Das ward für überschwenglichen Lohn der größten Thaten gehalten. In den neuern Zeiten macht man die Hochverdienten zu Ordensleuten, hängt ihnen Kreuze, Sterne oder Schaumünzen an farbigen Bändlein an die Brust, daß mancher von weitem wie eine Krambude erscheint. Die Minderverdienten müssen sich mit Titel ohne Mittel oder gar mit Belobungsdekreten begnügen. Doch in den letzten Zeiten, wo die alte Einfalt immer mehr abnahm, und die Leute pfiffiger wurden, wollten es die Anhängsel allein nicht mehr thun; die Fürsten mußten auch einige Einkünfte damit verbinden, wenn sie mit selben zu ausgezeichneten Thaten reizen wollten. Das macht dem Staat neue Ausgaben, und dem

Unterthan neue Auflagen. Doch hat man starke Hofnung, daß diese Ausgaben bald wieder aufhören werden, weil es bald so weit kommen wird, daß kein Mensch sich weder für pflichtige, noch überpflichtige Handlungen wird belohnen lassen: denn die Philosophen von der strengen Observanz predigen nur reine Tugend, und verdammen alle Lohnsucht, und da sie ihre erhabene Lehre mit ihrem Beyspiel so treflich unterstützen; so werden bald allenthalben neue Menschen zum Vorschein kommen, die keine materiälen Triebfedern mehr nöthig haben, um überall recht, edel und groß zu handeln.

Lüge.

Wer gern lügt, stiehlt gern. Der Lügner ist ein Betrüger. Ein Lügner muß ein gutes Gedächtniß haben. Vom Sagenhören lügt man gern. Der Meyner und der Lügner sind zwey Brüder. Auf eine Lüge gehört eine Maultasche. Aus der Ferne ist gut Lügen. Er lügt, daß sich die Balken biegen. Er lügt, daß ihm der Dampf zum Maul 'raus geht. Er lügt einem an, daß man möchte blau werden.

Wenn er an der ersten Lüge erstickt wäre, wäre er längst begraben. Er gäb' einen schlechten Zigeuner ab, denn er könnte nicht wahr sagen. Es ist das zehnte Wort nicht wahr, das er redet. Er darf nur auf den Boden sehen; so findet er eine Lüge. Er lügt, so oft er 's Maul aufthut. Er saugt alles aus den Fingern, was er Neues erzählt. Es ist alles erstunken und erlogen. Er hat alles von sich selbst gehört. Er heftet einem was auf den Ermel, der Lügenbeutl. Er bindet einem einen Bären an, der Schwänkmacher. Er macht aus jeder Mücke einen Elephanten. Wenn die Hälfte wahr ist, darf man zufrieden seyn. Das ist eine Bader- oder Bothen-Neuigkeit.

Wenn Menschen mit einander in Gesellschaft leben wollen; so müssen sie sich vor allem zur Wahrhaftigkeit verpflichten. Denn ohne sie kann kein allgemeines Vertrauen, welches zum Verkehr mit einander nöthig ist, statt haben. Deßwegen macht Plato die Wahrhaftigkeit zum ersten Gesetz in seiner Republik. Die Lüge ist eine Verletzung dieser ersten Pflicht. Sie zerstört das allgemeine gegensei-

tige Vertrauen; sie bricht den stillschweigenden Vertrag, die Wahrheit zu sagen, ohne welchen sich niemand mit einem andern in Verkehr einlassen würde. Sie ist überhaupt auch ohne Rücksicht auf Folgen von der Vernunft verworfen, unrecht. Es giebt aber Unwahrheiten, die man keine Lügen nennen kann, weil keine Absicht des Betruges damit verbunden ist, und jeder vernünftige Mensch die wahre Deutung dieser Unwahrheiten kennt, z. B. Fabeln, Scherze, Mährchen, die gewöhnliche Komplimentensprache des feinern Umganges. Ob wir aber jemand, der kein Recht hat, die Wahrheit zu wissen, mit einer Unwahrheit abspeisen dürfen, wenn die Entdeckung der Wahrheit uns sehr schädlich wäre, darüber haben die Sittenlehrer viel gestritten. Diejenigen, welche sich einen Räuber recht lebhaft vorstellen konnten, wie er unser Eigenthum bis auf den letzten Häller wissen will, um es in Verwahr zu nehmen, haben zugestanden, das man ihm ein Blaues vor die Augen machen dürfe, um sich seiner zudringlichen Gesellschaft zu entledigen; indem ein solcher Unhold wohl keine Ansprüche auf die Vortheile der Gesellschaft, dessen Grundgesetz er so gröblich verletzt, machen könne. Die Kriegsgesetze erlauben wohl, daß man durch

falsche Nachrichten seinen Feind hintergehen dürfe, weil ohnehin während des Krieges kein Zutrauen Platz hat, und sohin keines verletzt werden kann. Allein, wenn die Engländer durch Nothschüsse, die sie thaten, ihren Feind in ihre Gewalt locken, so überschritten sie nicht nur die Gesetze des Krieges, sondern der Menschlichkeit, und verdienen den Abscheu des menschlichen Geschlechtes. Das Lügen ist heut zu Tag sehr gewöhnlich. Wenn eine Begebenheit sich nahe, ja in unserm Wohnorte zugetragen hat, so ist es schwer, sie nach ihrer wahren Beschaffenheit zu erfahren; die Leute können die Wahrheit nicht einmal über die Gasse tragen, ohne sie zu verliehren oder wenigstens zu verunstalten. Silvian von Massilien sagt von einer gewissen Nation, die man nach dem Absterben des h. R. Reiches in solchen Fällen nicht nennen darf, daß bei ihr Lügen und Meineid keine Laster, sondern nur Redensarten seyen. Leider, haben wir sie hierin, wie in vielen andern Stücken, sehr nachgeahmt. Ehemals waren die Deutschen wegen ihrer Wahrhaftigkeit bei allen Völkern gerühmt, nachdem sich aber die falsche Schminke, die falschen Haare, die falschen Zähne, die falschen Busen, die falschen Maniern ꝛc. eingeschlichen hatten; so fanden auch die fals

schen Maximen willige Aufnahme. Und nun darf man zufrieden seyn, wenn die Hälfte von dem wahr ist, was der Mund sagt.

Mängel.

Gut wäre alles, wenn kein Aber dabei wäre. Jedes Haar hat seinen Schatten. Wer Eyer will, muß sich auch das Gaken der Henne gefallen lassen. Wo Gott eine Kirche hat, hat der Teufel auch eine Kapelle dabei. Wenn es Brey regnet, so hat man keine Schüsseln. Kein Feuer ohne Rauch. Kein Fleisch ohne Knochen. Kein Rosenstrauch ohne Dörner. Keine Freud' ohne Leid.

Man rathet uns immer, wir sollen jede Sache auf allen Seiten betrachten. Wie kann es da anders geschehen, als daß wir viele Mängel daran bemerken, und unzufrieden damit werden. Mein Rath lautet dagegen, wir sollten jede Sache allein von der rechten Seite betrachten, so werden wir viel weniger unzufrieden damit seyn. Auf der Erde werden wir nichts finden, das durchaus vollkom-

men ist: und das hat Gott gar weislich so eingerichtet. Denn recht hätte er es uns doch nie machen können, weil wir gar wunderliche Leute sind, und jeder seinen eigenen Kopf hat. So macht's euch denn selber recht, dacht' er, und ließ alles unter einander wachsen. Freylich hat er die Rose mit Dörnern besetzt, doch nur, damit die leichtsinnigen Knaben Bedachtsamkeit lernen. Auf den Boden des Freudenbechers goß er Bitterkeit, damit wir ihn mäßig genießen. Unser Leib ist nicht auf die Dauer gemacht, weil er nur ein Reiserock seyn soll. Manche Stürme gehen über uns, die uns das Leben verdrüßlich machen; und doch hoffet der älteste Greis, seine Kräfte werden zureichen, wenigstens noch ein Jahr diesen Stürmen zu trotzen. Und endlich der Tod, welch ein gräußliches Ding. Nun, der erfüllt ja unsre Wünsche, und macht allen Mängeln ein Ende. Man muß mit festem Muth die Reise durch dieses Leben machen. Auf Reisen giebt es viel Annehmlichkeiten und viel Beschwerlichkeiten. Des Dichters Rath ist hiebei der beste: Lache nie wie Demokrit, weine nie wie Heraklit; diese spielten auf der Bühne unsrer Erde Harlekine. Stell' dich weise zwischen beyde, übertrage Leid und Freude.

Mäßigkeit.

Die Mittelstraß' der beste Paß. Zu wenig und zu viel ist aller Narren Spiel. Mäßigkeit ist die beste Arzeney. Zu viel ist ungesund. Man muß auch im Guten nicht zu viel thun. Man muß sich nicht zu sehr angreifen. Wenn das Maaß voll ist, lauft's über. Der Vielfraß wird nicht gebohren, sondern erzogen. Hau' nicht über die Schnur. Es sind ihm die Augen weiter als der Bauch. Er kann viel vertragen, er hat einen ausgepechten Magen. Das beßte Lied macht durch die Länge müd.

Die Mäßigkeit bestimmt das Maaß der Thätigkeit aller Begierden nach sittlichen Grundsätzen. Sie hält den Menschen in der gehörigen Fassung bei Lust und Schmerz, und macht der Vernunft Raum, daß sie sich umsehen kann, wenn das Gedräng von Begierden und Trieben um sie her zu groß werden will. Sie hält Polizey unter den sinnlichen Neigungen, und ruft alle geistigen Kräfte unter das Gewehr, wenn jene die Vernunft zu stürmen drohen. Sie ist die Leibwache der Tugend, damit selbst diese Edle nicht über die

Schnur hauen möge. Sie giebt erst allen gu-ten Eigenschaften der Menschen die schönste Haltung. Wo sie nicht die Aufsicht führet, da verheeren die Leidenschaften alles, so weit sie reichen. Die edle Werthschätzung seiner Selbst wird zum verachtenden Stolz; der ge-rechte Eifer zur Wuth; die kluge Häuslichkeit zum gefühllosen Geiz; die Fröhlichkeit zur Ausgelassenheit; der Honig der Liebe zum zer-störenden Gifte; die Leben erhaltenden Ge-nüsse zur Leben verzehrenden Völlerey. Wenn den Xerxes die Freude tödtete, da er die alte Hecuba zum Leben gemahlen hatte; wenn dem fünften spanischen Philipp das Herz zerplatzte, als er die Niederlage der Seinigen bei Plazenz vernahm; wenn Scanderbeg vor Grimm ge-gen die Türken Blut spie: so sind das aller-dings außerordentliche Beyspiele. Allein, in minderen Graden sind die Verheerungen der Leidenschaften desto gewöhnlicher. Wer muß nicht das menschliche Geschlecht beklagen, wenn er die Herrschaft der Wollust sich täglich er-weitern sieht, die ihre Unterthanen bis auf die Knochen aufzehrt. Welche Opfer des To-des werden der Völlerey gebracht! Alle Krie-ge auf Erden kosteten nicht soviel Menschen-

leben,

leben, als der Misbrauch der Speisen und des Getränkes wegrafte.

Menge.

Viel Köpf, viel Sinn. Viele Köche versalzen die Suppe. Viele Schweine machen den Trank dünne. Eine Schwalbe macht keinen Sommer. Der Teufel bring' diese Kerl alle unter einen Hut. Man weis nicht mehr, wer Koch oder Kellerer ist.

Weisheit ist nicht der Antheil der Menge: denn die Zahl der Narren ist bei weitem die größte, wie schon Salomo bemerkte. Daher kam es dem weisen Scythen Anacharsis mit Recht seltsam vor, daß damals bei den Athenern die Weisen blos das Recht zu berathschlagen, das Entscheidungsrecht aber die Narren, d. i. der große Haufen hatte. Solon stellte deswegen das hohe Gericht, den Areopag, wieder her, welches schon ehemals bestanden hatte. Man hat in unsern Tagen diese alte Thorheit nochmal aufgelegt; aber sogleich gefühlt, welch eine unvernünftige und

grausame Bestie die Menge sey. Man mußte ihr gewaltthätig die Ketten wieder umwerfen und den Nasenring anlegen, um Sicherheit vor ihrer Wuth herzustellen und sie selbst in Ordnung zu bringen. Die größte Kraft ist immer in der Einheit. Wenn die höchste Gewalt auch nur in zwey oder drey vertheilt ist; so ist die Gefahr groß, daß die Suppe versalzen werde. Varro und Aemil hatten in der Schlacht bei Cannä wider den Hannibal gleiche Gewalt über die Armee vom Senat erhalten. Allein, die vierzigtausend Römer, welche das Schlachtfeld mit ihren Leichen bedeckten, würden Sieger gewesen seyn, wenn Aemil die höchste Gewalt allein gehabt hätte.

Menschenkenntniß.

Es ist jetzt eine böse Welt. Die Welt wäre gut genug, wenn nur die Leut etwas nutz wären. Die Menschenkinder sind lauter arme Sünder. Es denkt nur jeder an sich, alle schreien: herda, mein Fisch. Wen man nicht kennen kann, schau' man seine Kam'raden an. Jeder hat ein Steckenpferd. Jedem Lappen gefällt seine

Kappe. Man kennt den Vogel aus dem Gesang und den Hasen aus dem Klang.

Es ist eine schwere Kunst, die Menschen zu kennen. Ihre Beschaffenheit hängt von gar vielen zufälligen Bedingungen ab. Naturanlagen, Gewohnheiten, Erziehung gestalten ihn mannigfaltig. Er bleibt sich nicht einmal selbst immer gleich. Die Triebfedern seiner Handlungen sind zu verdeckt, als daß man sie mit freyen Augen sehen könnte. Es giebt zwar wenig so ganz verschlossene Menschen, daß man gar keine Ritze entdecken könnte, durch welche ein scharfes Aug spähen kann. Doch öffnen sich solche Ritzen nur bei Handlungen, wo kein Beobachter vermuthet wird. In öffentlichen Geschäften werden Rollen gespielt. Es giebt dagegen auch offene Karaktere, die aufgeschlagen da liegen, allein, ihr Inhalt ist nicht von Wichtigkeit. Wer sich selbst genau kennt, der besitzt einen Hauptschlüssel, der ihm alle Schlösser öffnet, die nicht eine besonders künstliche Einrichtung haben. Aber eben das macht die Sache so schwierig, daß die Schlösser mit künstlichen Einrichtungen so sehr Mode werden. Der

Verschlagene kann alle Handlungen, und das ganze Benehmen des Redlichen mit Gewisheit vorhersagen, denn er weis seine Grundsätze, die einfach sind. Aber der Redliche kann von dem Benehmen des Verschlagenen nichts mit Sicherheit bestimmen, weil der Gesetzlose viele Wege gehen kann. Im Umgang mit solchen Menschen von so künstlichen Einrichtungen fodert es die Klugheit, mistrauisch zu seyn, sich wohl vorzusehen, und von ihnen nichts zu erwarten, was ihnen keinen Vortheil bringt. Man sollte, nach der Meinung der Sittenlehrer, jeden für gut halten, bis man vom Gegentheil überzeugt ist. Diese Regel mag für das goldne Zeitalter des menschlichen Geschlechtes sehr passend gewesen seyn, wo auch die Wölfe und Schaafe noch mit einander weideten, und die Mäuse mit den Katzen, und die Hennen mit den Füchsen scherzten; allein, für unser aufgeklärtes Zeitalter taugt nur die Regel: Trau, schau, wem?

Mittel.

Mancher sucht einen Pfenning und verbrennt dabey um drey Kreuzer Kerzen. Man bacht kein Brod ohne Mehl. Aus Nichts

wird nichts. Mit Nichts kann man kein Haus bauen. Wenn man mit Katzen jagt, fängt man Mäuse. Mit einem Narren läßt sich kein Kind taufen. Da heißt's, wasch' den Pelz, und mach' ihn nicht naß. Wer wird der Katz die Schällen anhängen. Wer springen will, bückt sich. Ein Keil muß den andern treiben.

Unser Herz ist immer voll Wünsche. Unsere Begierden regen selbe auf, wie die Winde die Meereswogen. Nicht zufrieden mit dem, was wir haben, verlangen wir stets etwas Bessers. Die Einbildungskraft schmückt ihre Kinder mit allen Reizen, die sie nur geben kann. Allein, eben dadurch spielt sie uns einen bösen Streich. Wir wollen diese Kinder mit Liebe umarmen, und erfahren nun zu unserer größten Betrübniß, daß unsere Arme zu kurz sind, um sie erreichen zu können. Wir übertreiben unsre Wünsche, und finden dann keine Mittel, womit sie erfüllt werden könnten. Oder wenn wir uns auch oft ein erreichbares Ziel setzen, so jagen wir so hastig darnach, daß wir uns nicht Zeit nehmen, die Mittel zu prüfen, die wir gebrauchen, ob sie auch Kraft genug haben, dem Wunsch sein

Daseyn zu geben; oder ob sie sich in der rechten Stellung befinden, wo sie ihre ganze Kraft äußern können. Wenn der Widder mit dem Stier boxen will, so hat er ja sicher seine Kräfte nicht berechnet. Die Mäuse aber waren ganz blödsinnig, da sie auf einer Generalversammlung decretirten, alle Katzen müßten künftig Schällen tragen, damit dieses falsche Thier sie nicht mehr beschleichen könne, ohne von weitem gehört zu werden. Und doch sehen wir so oft Verrechnungen häufig nicht nur bei einzelnen Menschen, sondern im Rath ganzer Völker. Man muß aber auch bekennen, daß gute Zwecke leichter aufzufassen sind, als die Brauchbarkeit und Kraft der Mittel zum voraus zu entscheiden ist. Die Hinderniße des Zweckes sind gleichfalls leichter zu erkennen als seine Beförderungsmittel. So wollten die Römer ihre Gesundheit an Seel und Leib schützen, und verbannten die Philosophen und Aerzte aus ihrem Staate, und von Mexico mußten die Advokaten ferne bleiben, um die neuen Einwohner vor Processen zu verwahren. Allein, immer die geschicktesten Beförderungsmittel zu entdecken, dazu gehört ein größerer Scharfsinn: besonders wo man Pelz waschen muß, und soll sie nicht naß machen, wo man

allerley Rücksichten nehmen muß, welche die Kraft der Mittel hemmen.

Müßiggang.

Müßiggang ist aller Laster Anfang. Müßiggang hat einen bösen Nachklang. Er stiehlt Gott die Täge ab. Er laborirt am Faulfieber. Er liegt immer auf der faulen Bärenhaut. Er ist ein Faulenzer, Tagdieb, Pflastertreter.

Der Müßiggang ist ein Scheu vor nützlichen Geschäften, die Anstrengung fodern. Ohne alle Geschäfte kann kein gesunder Mensch lange bleiben. Denn die Seele des Menschen ist von Natur thätig, deßwegen ist ihm jene Leerheit der Seele, wo alle angenehmen Vorstellungen entwischt sind, und die Seele unthätig dasitzt, und allein die Zeit bemerkt, oder die lange Weile, unerträglich. In einer solchen Verlegenheit flehet er jeden Zeitvertreib, er mag gut oder böse seyn, um Hülfe an. Der Müßiggänger ist also auch beschäftigt, aber unregelmäßig und mit geringfügigen Dingen, die keine Anstrengung kosten,

aber auch keinen Nutzen bringen. So brachte Myrmekides von Milesien seine Zeit damit zu, daß er ein vierspänniges Wägelchen verfertigte, welches er unter ein paar Mückenflügel verstecken konnte. Kallikrates von Sparta vertändelte seine Zeit damit, daß er Verse mit goldnen Buchstaben auf Senftkörner zeichnete. Das sind arbeiten! Doch Aelian sagt, daß niemand ihren Fleiß und Mühe loben wollte. Solche geschäftige Müßiggänger giebt es die Menge. Sie klagen noch dazu über Mangel an Zeit, laufen fast immer auf den Gassen und Gebärden sich, wie der Advokat im Thom Jones, der sich gern in tausend Stücke hätte zertheilen mögen, um seinen vielen Commissionen nach allen Richtungen im Reiche nur einigermaßen entsprechen zu können. Aufstehen, Ankleiden, Frühstücken, Neuigkeiten anhören und austragen, Visiten machen und annehmen, essen, trinken, spielen, tanzen, jagen, Schauspiele besuchen, wohl gar noch Romane und Allmanache lesen, sind das nicht Arbeiten, welche das stärkste Pferd nicht verrichten könnte? Auch in den Volksklassen trift man genug solche geschäftige Taugenichtse an. Sie vernachlässigen ihre Gewerbe und nehmen andere Geschäfte zur Hand, die weniger Anstrengung kosten, aber auch weniger

Gewinn abwerfen. Sie verarmen; wissen aber den Leuten guten Rath zu geben, wie sie reich werden sollen. Der fromme Müßiggang ist ehemal im größten Ansehen gestanden, und genoß reichliche Einkünfte. Es bildeten sich zahlreiche Innungen, die der Welt, d. i. den Arbeiten und Sorgen der Welt, bis auf die geringen Bemühungen ihrer Zähne und ihres Magens, entsagten, und sich die lange Weile mit Singen und Bethen vertrieben. Doch der Neid und die Noth haben sich vereiniget, und diesen frommen Singvögeln die Federn ausgerupft. Unsre Voreltern, die alten Deutschen, waren große Freunde des Müßiggangs. Sie waren rohe Bengel, die sich nur auf Krieg mit Menschen und Thieren verstanden. Außer diesem lagen sie den ganzen langen Tag auf ihren Bärenhäuten hingestreckt unter ihren Eichbäumen. Nichts thun, sagt Herodot, war bei ihnen ehrenvoll, das Feldbauen aber das verächtlichste Geschäft. Bei Gelagen, die sie hielten, soffen sie sich toll und voll. Das Würfelspiel war ihr liebster Zeitvertreib. Nach und nach aber reservirten sich die Vornehmen diese Lebensart, und hielten die Niedrigen strenge zur Arbeit an, wie wir es, jedoch mit großer Veränderung im Geschmacke des Zeitvertreibes,

noch sehen. Bei cultivirten Völkern waren die Müßiggänger nicht wohl gelitten. Die Athener hatten scharfe Augen auf sie. Wer das drittemal als Faulenzer angegeben wurde, ward für ehrlos erklärt. Bei den Römern durfte sich niemand auf der Gasse sehen lassen, ohne ein Werkzeug seiner Profession bei sich zu tragen, wodurch man ihn für einen rechtlichen Mann erkannte, der sich ehrlich ernähren könne. Denn einem Müßiggänger ist nie zu trauen. Ungebautes Land bringt nur Dörner und Unkraut hervor. Der reiche Müßige ist ein Verführer der Weiber und Töchter: der arme Müßige findet, wo niemand etwas verlohren hat.

Muth.

Ein weises Herz und guter Muth, ist köstlicher als Geld und Gut. Muth, ist für vieles gut. Das Glück hilft keinem Haasenfuß. Wer sich 's Maul nicht aufzuthun getraut, muß den Beutel aufthun. Nimm 's Herz in beyde Händ' und wag 's. Es ist ihm kein Graben zu breit. Er hat Kurasch' für neun Teufel. Er fieng den Teufel auf freyem Feld. Er redet von

der Brust weg. Er nimmt kein Blatt für 's Maul. Er ist kurz angebunden. Er sagt 's ihm in Bart hinein. Er reibt 's ihm unter die Nase.

Der Muthige sucht keine Gefahr, aber er scheut auch keine. Er läßt sich durch Furcht nicht abhalten, seine Pflicht zu thun oder seine Rechte zu vertheidigen. Schnell concentrirt er alle seine Kräfte und geht dem Uebel zu Leib, das ihm droht, oder erwartet den Angriff desselben gerüstet. Im Krieg haben die Männer vorzüglich Gelegenheit, ihren Muth zu zeigen, wenn sie, von Gefahren umrungen, die Gegenwart des Geistes nicht verliehren, sondern, durch selbe nur zu desto größerer Anstrengung ihrer Streitkräfte aufgereizt, der feindlichen Gewalt wehren oder sie besiegen, oder den Sieg dem Feinde theuer verkaufen. Denn es sind oft die Besiegten tapferer als die Sieger, da nicht selten die größten Siege nur vom Genie des einzigen Feldherrn, oder von einem kleinen Umstand, gegen den alle Tapferkeit nichts vermag, abhangen. Wer bewundert nicht den Rückzug der zehntausend Griechen von Babylonien bis nach Trebisond, und wer verachtet nicht ihre Sieger? Die

Griechen waren sechshundert Meilen von ihrem Vaterlande entfernt, ganz mit Feinden umgeben, sogar ihrer Generale beraubt, die durch List in's persische Lager gelockt und ermordet wurden. Sie mußten mit unbeschreiblichen Trübsalen kämpfen. Sie widerstanden den immer sie bekämpfenden Feinden, dem Hunger, den unwegsamen Bergen, den Flüßen und der Witterung. Welchen Muth zeigte der Tribun Calpurnius Flamma mit seinen dreyhundert Tapfern? Der Consul Attilius, der sich auf Sicilien in ein Thal locken ließ, würde mit seiner ganzen Armee von den Carthaginensern, welche die Höhen besetzten, vertilgt worden seyn, wenn nicht der kühne Flamma mit seinem Haufen der gefangenen Armee eine Oeffnung gemacht hätte. Er allein blieb bei Leben, doch ganz mit Wunden bedeckt. Ein Kranz von Gras war der Lohn dieses muthvollen Unternehmens. Mehr tollkühn, als muthig war die That des Edward Stanley, der im Jahr 1586. bei der Feste Zütphen in den Niederlanden die Pique, mit der die Feinde aus dem Kastell auf ihn herabstießen, mit beyden Händen ergriff, daß ihn die Spanier in das Kastell hinaufziehen mußten, wenn sie ihre Pique haben wollten. Kaum stand er auf den Füßen, so zog er sei-

nen Degen, schlug alles zurück, was sich ihm entgegensetzte, und schafte dadurch den Seinigen Zeit, sich des Kastells zu bemächtigen. Doch Muth zieret nicht den Krieger allein. Denn von diesem läßt er sich nicht wegdenken, ohne ihn in eine verächtliche, feige Memme zu verwandeln. Auch im bürgerlichen Stande ist Muth nöthig, und ziemt überall dem Manne, und bewirkt Achtung bei allen Edeldenkenden. Davon geben uns die Privertaner ein schönes Beyspiel. Nachdem sie von den Römern auf's äußerste gebracht wurden, schickten sie Gesandte nach Rom. Der Senat fragte sie, was für eine Strafe sie verdient zu haben glauben. Wir verdienen, sprachen sie, was Leuten geziemt, die sich der Freyheit würdig halten, und alles mögliche thun, um ihre Freyheit zu behaupten. Wenn wir euch Gnade erweisen, erwiederten die Senatoren, können wir uns auf eure Treue verlassen? ja, versicherten die Gesandten, wenn die Friedensbedingungen gerecht und menschlich sind, und wir darüber nicht erröthen dürfen. Einige Senatoren fanden diese Aeußerungen zu trotzig. Doch siegte die Achtung des Edelmuthes. Der Schluß des Senates fiel dahin aus: daß Feinde, die sich durch ihre Unglücksfälle nicht haben niederschlagen lassen, die Ehre verdie-

nen, römische Bürger zu seyn. Kühn, aber nicht edel, betrugen sich die Gesandten von Athen gegen Philipp von Macedonien, bey dem sie sich wegen zugefügten Feindseligkeiten beschwerten. Der König entschuldigte sich, und trug der Republik seine Dienste an, wo er ihr etwas Gefälliges erweisen könne. Die größte Gefälligkeit kannst du uns erweisen, sagten die Gesandten, wenn du dich erhenkest. Der König war damals friedfertiger als diese Grobiane und ließ sie ihre Wege gehen. Doch die Schuld war auf seiner Seite, und diese nimmt ehrlichen Leuten den Muth. Im Gegentheil erhöhet die Unschuld den natürlichen Muth. Sokrates spottete über seine Richter, da sie über seine Todesart, zu der sie ihn verurtheilen wollten, nicht gleich einig werden konnten. Ich will euch sagen, sprach er, was ich verdient habe. Weil ich mein ganzes Leben hindurch eure Kinder unterrichtete, und darüber meine häuslichen Geschäfte hintan gesetzt habe; so verdamme ich mich deßwegen dazu, daß ich künftig auf Kosten der Republik möge ernährt werden. Wer Muth besitzt, würdiget sich nie zu Lügen oder schlechten Thaten herab, um sich aus der Gefahr zu retten. Seine Freunde wollten den Sokrates bereden, er sollte gelindere Saiten aufziehen,

bitten, flehen: andere wollten ihn aus dem Kerker befreyen, und über die Gränze bringen. Allein, er verwarf alle dergleichen Anträge, als seiner unwürdig. So verwarf auch im Gefühl des Muthes und der Ehre Kaiser Heinrich der Zweyte den Antrag eines ehrvergessenen Fürsten, der ihm den König von Pohlen, welcher sich bei diesem Treulosen eben aufhielt, gefänglich überliefern wollte. Es ist der Deutschen Gebrauch zu jeder Zeit gewesen, ließ er ihm sagen, dem Feind offen unter die Augen zu treten, und ihn männlich zu überwinden. Muth mit Rechtschaffenheit vereiniget ziemet dem Mann und erwirbt ihm Vertrauen.

Nachsicht.

Man muß zu Zeiten durch die Finger sehen. Man muß zuweilen ein Aug zudrücken. Fehlen ist menschlich. Es kann nicht immer grad gehen. Stolpert das Pferd, und hat doch vier Füße. Wird der Prediger auf der Kanzel irre. Eine gescheide Henne verlegt auch zu Zeiten ein Ey. Ueber geschehene Dinge muß man das Bessere reden.

Die Neigungen, Empfindungen, Ansichten der Dinge, und Gewohnheiten sind unter den Menschen sehr verschieden. Wer alles Thun anderer Leute nur über seinen Leisten messen will, und was über diesen nicht paßt, bekritelt und beschnarcht; oder der auch jeden wirklichen Fehler sogleich rügen will, der macht seinen Umgang oder Aufsicht verhaßt, und erbittert die Gemüther, ohne sie zu bessern. Haben diese strengen Herren allein die richtigsten Begriffe von allen Dingen und ihren Verhältnissen gegen einander; sind sie die Auserwählten, die sich nie einen Fehler zu Schulden kommen ließen? Ein Oberer soll allerdings die Fehler derjenigen, derer Aufsicht ihm anvertraut ist, bemerken, wenn er jedoch klug ist, wird er oft durch die Finger sehen, ein Aug zudrücken, d. i. sich betragen, als hätte er sie nicht bemerkt. Wollen diese Fehler bedeutend werden, oder um sich greifen, oder sich fest setzen, dann ist es Zeit, Notitz davon zu nehmen. Doch muß man auch dann solche Fehler nicht bei der schärfsten Spitze anfassen. Was man wegsegnen kann, muß man nicht wegfluchen. Was sich weglachen läßt, muß man nicht mit Thränen wegschwemmen wollen. Wenn die jovialen Athener aus vol-

lem

lem Hals lachten, da Cleon die Rathsversammlung aufgehoben wissen wollte, weil er heut Gäste zu Tisch geladen habe und nicht dabei seyn könne; so ist das viel menschlicher, als wenn sie ihn wegen dieser Respektlosigkeit hätten aufhenken lassen, das ihm nach Meinung des Plutarch zu Carthago gewiß geschehen seyn würde. Der große Feldherr von Frankreich, Marschall von Türenne, bewies gegen seinen Küchenjungen nicht weniger Nachsicht. Er lag im Nachtkamisol am Fenster eines Nebenzimmers. Der Küchenjunge glaubte, sein Kollega mache es sich da so bequem und versetzte ihm mit der flachen Hand auf den Hintern einen großen Klatsch. Türenne wandte sich schnell um, und der arme Junge fiel sogleich auf die Knie und schrie: Gnädiger Herr! ich glaubte, sie seyen Georg der Südelkoch. Türenne rieb sich den Hintern und sagte gutmüthig: Wenn ich auch Georg gewesen wäre, so hättest du doch nicht so verteufelt zuschlagen sollen. Türenne konnte den zugefügten Schaden durch einiges Reiben wieder ausgleichen; aber Friedrich der Große von Preussen hatte mehr Mühe, als ihm ein unachtsamer Page die Handschrift seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges verbrannte. Und

doch war der ganze Bescheid, den er über diesen Vorfall gab: also schreibe ich die Geschichte noch einmal! Da lerne, daß man zu geschehenen Dingen das Bessere sagen soll.

Narr.

Ein Narr macht zehn. Lauter Narren brauchen nicht reitern. Die gelehrten Narren sind über alle Narren. Narren hats geregnet, daß man's hat patschen hören. Jeder muß ein paar Narrenschuhe zerreissen. Narren muß man mit Kolben lausen. Wo drey sind, muß Einer der Narr seyn. Er ist von einem Narrn besessen. Er ist ein Narr in sein Sack. Er ist ein Narr in Folio. Es fehlt ihm, wo man die Ochsen hinschlägt. Es ist ihm das Radl laufend geworden. Er ist angebrannt zwey Finger ober der Nase. Er hat einen Streich. Er ist geschupft. Er hat einen Schuß. Er ist ein Schußbartl.

Man weis noch nicht recht, was es mit der Narrheit für eine Beschaffenheit hat. Manche, die an einem Orte für Narren gelten, werden an andern Orten als Weise ver-

ehrt. Manche, die in den Hundstagen für Erleuchtete oder Begeisterte gehalten wurden, werden im Winter als verbrannte oder Besessene verlacht. Dieser sonderbare Wechsel ist in unsern Tagen vorzüglich unter den Philosophen Mode geworden. Wer sich aus ihnen am Abend als der größte Denker seiner Zeit schlafen legt, muß sich's vielleicht gefallen lassen, am Morgen als der größte Narr seiner Zeit aufzustehen, wenigstens von seinen Herren Kollegen so begrüßt zu werden. Doch großen Geistern ist es von jeher begegnet, daß sie für Verzückte oder Verruckte gehalten wurden, weil sie auf keinem betrettenen Weg blieben, eine unverständliche Sprache redeten, und manche seltene Eigenheiten an sich hatten. So hielten die Abderiten ihren guten Mitbürger Demokrit für einen Narrn. Freylich lachte der Mann über alles, und soll sich so gar die Augen geblendet haben, um in seinen Betrachtungen nicht gestört zu werden. Doch der berühmte Landphysikus von Cos, Hippokrates, welchen die Abderiten riefen, um ihren Mitbürger zu kuriren, gab sein Visum repertum an den Rath zu Abdera dahin ab: daß Demokrit gescheider sey, als alle Abderiten. Dem Columb, der eine neue Welt

witterte, gieng es nicht besser. Man hielt ihn für einen Träumer, dessen Einbildungskraft scheu geworden und mit ihm durchgegangen sey. Da er aber das neue Land wirklich entdeckte, that ihm jedermann wieder die Ehre an, und hielt ihn für einen sehr vernünftigen Mann. Ehemals war die Narrethey ein wichtiges Amt bei fürstlichen Höfen. Die Stadt Troyes in Champagne hatte sogar das Recht, diese Stelle am königlichen Hof zu Paris zu besetzen, wie aus einem Brief des König Karls V. an diese Stadt erhellet, womit er ihr den Tod seines Hofnarrn berichtet, und nach Gewohnheit einen andern zu senden begehrt. Man versichert vielfältig, diese Hofnarren wären gewöhnlich die gescheidesten Leute an den Höfen gewesen, und hätten oft viel genützt, indem nur ihnen erlaubt war, unter scherzhaften Formen den Fürsten derbe Wahrheiten zu sagen. Aus diesen wenigen Bemerkungen ist es ersichtlich, daß man bisher noch nicht eins geworden ist, wer den Titul Narr eigentlich führen darf. Bis es entschieden ist, mag jeder auf seinem Steckenpferd einherreiten und auch andere neben sich ruhig reiten lassen: es ist ja für alle Plaz genug.

Neid.

Neider sind besser als Mitleider. Der Neid guckt nicht in leere Scheuern. Fremdes Glück beneiden, heißt sein eignes sich verleiden. Es schaut ihm der Neid zu den Augen heraus. Er schaut mit scheelen Augen. Er ist ein Neidkragen.

Sokrates nennt den Neid ein Geschwür der Seele. Denn er ist ein Mißvergnügen über das Glück anderer, das sich nicht äußerlich zeigt, weil sich der Mensch dessen schämt. Der Neid zehret von den Kräften des Lebens, indem er sich sein eignes Glück vergällt, und ungenüßbar macht. Die giftige Wurzel, aus der er sprosset, ist der Stolz, der sich immer jedes Glückes würdiger hält, als jeden andern. Der Neid nagt an den Zäunen und Marksteinen, es soll wenigstens keiner mehr besitzen, und keiner höher geachtet werden, als er. Nur um diese so gerechte Gleichheit herzustellen, erlaubt sich der Neidige Beschädigung und Verleumdung des Beneideten. Cajus Furius besaß nur einen Morgen Acker; aber er bezog mehr Früchte von diesem einen Acker, als seine Nachbarn von ihren vielen Aeckern.

Das zog ihm den Neid der Nachbarn zu, der so hoch stieg, daß sie sich nicht schämten, ihn der Zauberey anzuklagen. Furius erschien vor den Richtern mit seiner starken Tochter, mit seinen paar Ochsen und seinem Ackergeräthe. Hier, meine Herren, sagte er, sehet ihr einige Stücke von meiner Zauberey. Mein frühes Aufstehen, und mein spätes Niederlegen kann ich nicht vorzeigen, sonst hättet ihr alle meine Zauberkünste vor euch. Die neidischen Kläger wurden mit Schimpf und Schande abgewiesen. Der Neid um Ehre und Vorzüge des Geistes ist noch giftiger als der um Glücksgüter, weil er mehr als diese die Persönlichkeit selbst in Anspruch nimmt. Xantippus kannte diese Viper und entfloh' heimlich aus Carthago, nachdem er diese Stadt von den Römern befreyt hatte, weil er befürchtete ein Opfer des Neides seiner Mitbürger zu werden. Die Ephesier verbannten den Hermodor aus ihrem Staate, weil bei uns, sagten sie, niemand seine Mitbürger an Verdiensten übertreffen dürfe. Wer sich mit besondern Vorzügen begabt fühlt, der gehe zu einem andern Volke. Diese Leute gaben den Grund aufrichtig an, warum kein Prophet in seinem Vaterlande was gilt. Die Tugend allein, obwohl sie die höchste Vollkommenheit des Menschen ist, er-

regt keinen Neid. Soll sie die Hochachtung, die sie für sich einflößt, vor ihrem Geifer sichern? oder vielmehr, weil sie ein allgemeines Gut, wie die Luft ist, welches sich jeder zueignen kann, wenn er nur will? Es bath zwar ein Bauer den Aristides, den er nicht kannte, daß er ihm den Namen Aristides auf die Scherbe schreiben möchte, womit er seine Stimme zur Verbannung eben desselben Aristides aus Athen geben wollte. Aristides fragte den Bauer, ob ihm der Mann, dessen Namen er schreiben soll, etwas zu Leid gethan hätte. Nichts von der Welt, sagte der Bauer, ich kenne ihn nicht einmal; aber ich kann es nicht leiden, daß ihn jedermann den Gerechten nennt. Aristides entsprach dem Verlangen des Bauern. Doch diese Bauernseele war dem Aristides gewiß um seine Tugend nicht neidig, sondern nur um den Ruhm, daß ihn jedermann den Gerechten nenne. Wäre Neid um Tugend möglich, so würde er sich in demselben Augenblick selbst zur Tugend erheben; denn nur in einer edlen Seele kann ein Mißvergnügen entstehen, daß andere noch edler gesinnt sind als sie. Nur wer die Tugend für ein lauteres Geschenk Gottes ausgiebt, welches er nach Willkühr dem einen giebt, und

dem andern versagt, der mag von einem solchen Neide faseln.

Neues und Altes.

Das Neue klingt, das Alte klappert. Unsre Vorfahren waren auch keine Narren. Man laß' es doch beym Alten. Es ist immer so gewesen. Will das Ey immer gescheider seyn, als die Henne. Es kommt nichts Bessers nach. Zu meiner Zeit war's anders. Man erkennt sich nimmer in dieser Welt. Das ist eine verkehrte Welt. Immer was neu's, und nie was gscheid's. Die gute Zeit haben wir schon verlebt.

Die jungen Menschen sind dem Neuen, die Alten dem Alten gewogen. Denn die Jungen lieben Thätigkeit, die ihnen das Gewöhnte nicht gewährt; die Alten aber lieben Ruhe, worin sie von den Neuerungen gestört würden. Doch weder die Neuheit, noch das Alterthum sind Kennzeichen der Wahrheit oder Güte an einer Sache. Was jetzt alt ist, war ehemals neu; was jetzt neu ist, wird bald

alt. Der Irrthum kann nie ein Besitzrecht erlangen, er mag in einer Zopfperüke oder mit einem Tituskopf einhertreten.

Es ist nicht zu erwarten, daß Alte ihre alten Meinungen ändern, denn sie sind in ihnen eingerostet; wollten sie selbe herausreissen, so würden sie ihr ganzes geistiges Hauswesen mit zerstören, indem ihre Vorstellungen wie die Wurzeln eines alten Baumes ineinander verwachsen sind. Wer kann eine solche halsbrechende Arbeit von einem Alten fodern. Mit seinen grauen Gewohnheiten und Meinungen ist er vertraut, sie sind seine alten Hausfreunde, mit denen er so lange gelebt hat, sollte er sie aus dem Haus hinauswerfen, und Neulinge dafür aufnehmen, die er nicht kennt? die ihm schon wegen ihres seltsamen Anzuges und wegen ihrer stolzen Mine von weitem verdächtig und oftmals wegen ihrer Brutalität, mit der sie sich aufdringen wollen, verhaßt werden. Sein eigner Stolz erwacht, macht die Behauptung der streitigen Meynung zur Ehrensache, verfolgt den Neuling, wenn er kann, oder schimpfet wenigstens darüber bis an sein seliges End. Um nichts besser ist das Vorurtheil des Neuen. Alles alte klappert den Neulingen. Sie wollen auf der gemeinen

Heerstraße nicht wandeln, weil auch das Rindvieh auf selber einhertritt. Man wird unter der Menge nicht bemerkt; man muß eine neue Bahn öffnen; man muß sich unterscheiden, um die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Alles läßt sich verbessern, wo nicht in der Wesenheit, doch in der Form. Was bisher auf den Füßen stand, soll endlich einmal auf dem Kopf stehen.

Was wahr und gut ist, es mag alt oder neu seyn, verdient allein unsre Achtung. Der Weise prüfet alles und behält das Gute. Es ist zu keiner Zeit der menschliche Geist stille gestanden; jedes Zeitalter hat seine Verdienste. Wir stehen den Alten auf den Schultern und scheinen nun größer zu seyn als sie. Wenn wir aber alle unsre nützlichen Kenntnisse und Einrichtungen aufrichtig bis zu ihrem Ursprung untersuchen wollten, so würde uns wenig Ruhm davon übrig bleiben. Die Ströme sind wasserreicher als die Quellen, aber sie würden vertrocknen, wenn diese ihre Beyträge zurückfoderten. Unterdessen hat auch unser Zeitalter eigene Verdienste. Unsere Erkenntnisse sind gewachsen — weiters! — ja, wenn mir gleich jetzt alle die herrlichen Vorzüge und Großthaten unsers Zeitalters einsie-

len! Die Humanität hat sich außerordentlich ausgebildet (wenn's wahr ist), die Regierungskunst hat den höchsten Grad von Vollkommenheit erreicht; die Politik ist fast schon ganz mit der Sittenlehre zusammen gewachsen; die Finanzwissenschaft hat eine bewunderungswürdige Feinheit erreicht; die Kriege sind fast zu menschlich geworden; alles bezweckt die Beglückung der Menschheit, die bereits einen hohen Grad der sittlichen Kultur erreicht hat, denn die schönen Tugenden des geselligen Lebens, die eheliche Treue, die Redlichkeit in allen Geschäften des Lebens, die Dienst- und Amtstreue, die Menschenliebe blühen überall!! Die Nachwelt wird uns nicht genug loben können.

N o t h.

Die Noth bricht Eisen. Die Noth hat kein Geboth. Die Noth lehrt bethen. Die Noth lehrt den Bären tanzen. Die Noth sucht Brod. Die Noth ist erfinderisch. Die Noth hat keinen Feyertag. Wenn einem das Wasser in 's Maul geht, lernt man Schwimmen. Wenn die Katzen Junge haben, mausen sie fleißig. Man muß

aus der Noth eine Tugend machen. Ist die Noth am höchsten; so ist die Hülf am nächsten. Kommt man aus der Noth; so kommt der Tod. Da gehts klein runter, hat der Fuchs gesagt. Er ist ein Nothnagel. Da schaut die Noth überall heraus.

Durch Noth wird unsre Wohlfahrt gefährdet. Manche Gefahren bedrohen unsre Wohlfahrt und unser Leben, da giebt es oft Hungersnoth, Wassernoth, schwere Noth, Staatsnöthen, Kriegsnöthen, Kindsnöthen, Todesnöthen u. dgl. Die Römer pflegten in großen Nöthen im Tempel des Jupiters einen Nagel einzuschlagen, den man den Nothnagel hieß. Im Jahr 390 nach Erbauung der Stadt Rom wurde bei einer verheerenden Pest der erste Nothnagel vom Diktator Manlius Impe-riosus unter großer Feyerlichkeit eingeschlagen, von welchem wohl alle Nothnägel in der Welt herstammen werden. Man nimmt zwar heut zu Tag in großen Staatsnöthen auch noch zu den Tempeln seine Zuflucht, aber anstatt einen Nagel einzuschlagen, zieht der Staat alle Nothnägel heraus, welche dort von den Pri-vaten eingehämmert wurden. Manchen will diese neue Methode nicht gefallen, sie fürch-

ten, es werde das Einhämmern ein Ende nehmen. Allein die Noth hat kein Geboth. Wenn die Staatsmaschine aus dem Leim gehen will, so muß man sie zusammen nageln; man nimmt dann die Nägel, wo man sie findet. Uebrigens haben wir der Noth unsre ganze Ausbildung zu verdanken. Sie hat uns die Sprache gelehrt; welch' ein Mittel zum Denken und zur Mittheilung unsrer Gedanken! Sie hat uns in den nöthigsten Handwerken und Künsten unterrichtet, die Werkzeuge dazu erfunden, und zu dem vortheilhaftesten Gebrauch derselben angewiesen. Sie hat uns in große Gesellschaften zusammengebracht, worin sich erst alle unsre Anlagen entwickeln und ausbilden konnten. Noch immer ist sie es allein, welche die Menschen in nützlicher Thätigkeit erhält und mit neuen Kenntnissen und Vortheilen beschenkt. Nur hie und da muthet sie ihren Lehrlingen zu viel zu, z. B., wenn sie einem das Essen abgewöhnen, oder einem andern das Schwimmen lehren will, der gar keine Geschicklichkeit dazu besitzt. Solche gefährliche Versuche soll sie unterlassen.

Nützlich; Unnütz.

Es ist kein Ding so schlecht, daß es gar nichts nützen sollte. Nullen haben einen großen Werth, wenn sie am rechten Ort stehen. Hülft's nicht, so schadt's nicht. Nicht alles, was nützt, ist gut. Was nichts nützet, ist geschenkt zu theuer. Darauf leihet kein Jud einen Heller. Es ist keinen Pfifferling werth. Da ist Hopfen und Malz verlohren. An ihm ist Chrisam und Tauf verlohren. Das nützt so viel, als leeres Stroh dreschen. Er hat den Hingang für den Hergang. Da verklagt man den Teufel bei seiner Mutter. Er hülft, daß kein Brod schimmlich wird. Wenn man dich und den Löffel nicht hätte, müßte man die Suppe trinken. Wenn du und das liebe Brod nicht wären, müßten viele verhungern. Er hat immer Luftschlösser in der Arbeit. Bei ihm geht es zu einem Ohr hinein, und zum andern heraus. Die gezählten Schaafe frißt der Wolf auch. Es hülft kein Wasser wider die Wassersucht. Es ist als wenn man einen Bettelbuben in die Hölle würfe. Das heißt mit der Stange im Nebel herumstechen.

Was einen Zweck fordert, ist nützlich; was ihn hindert oder störet, ist schädlich; was keines von Beyden thut, ist unnütz. Es haben wohl alle Dinge Kräfte, womit sie einem bestimmten Zweck entsprechen können. Allein, wir kennen nicht immer diese Kräfte und Zwecke. Wir nennen eine Pflanze Unkraut, wenn sie am unrechten Ort steht. Der Mensch selbst weis oft seine eignen Kräfte nicht wohl zu gebrauchen, bleibt unthätig, oder verwendet sie auf Gegenstände, die einen solchen Aufwand nicht werth sind. Die Geschicklichkeit eines Erbsenspielers, der vor Alexander dem Großen in einer beträchtlichen Entfernung Erbsen durch eine kleine runde Oeffnung warf, war an sich bewunderungswerth; aber die Anwendung derselben auf einen so ganz unnützen Zweck verdiente keinen andern als den über alle Erwartung des Künstlers geringen Lohn von einem Metzen Erbsen, welchen Alexander demselben übergeben ließ. Da alle Dinge an sich unzerstörbar sind, und nur ihre Zusammsetzung auflösbar ist; so sind noch immer Zwecke möglich, die durch ihre Kräfte können befördert werden. Man kann daher nichts für ganz unnütz erklären, und es ist nur der Fehler der Unverständigen, wenn sie einen abgebrochenen Nagel wegwerfen, da er

wenigstens noch als altes Eisen einen Nutzen leisten kann. Doch darf auch die Liebe für das Nutzbare nicht zu weit getrieben werden, sonst hält der Mensch das Nützliche für das höchste Gut, welches der allergefährlichste Irrthum wäre, der alle Rechtschaffenheit zerstören würde. Es wurde dem Kaiser Tiber aus Germanien geschrieben, daß man ihm den Armin oder Heermann der Deutschen, welcher der mächtigste Feind der Römer war, wie es Varus erfahren hatte, durch Gift vom Hals schaffen könne. Tiber verabscheute diesen feigen Antrag, wie der Feldherr Fabrizius einen ähnlichen, den ihm der treulose Arzt des Königs Pyrrhus machte. Sie verachteten den Nutzen, der nicht ohne Verletzung der Tugend erhalten werden kann.

Partheylichkeit.

Ein Rab hackt dem andern die Augen nicht aus. Wer den Pabst zum Vetter hat, kann leicht Cardinal werden. Ungleiche Schüsseln machen schielende Brüder. Da geht's nach Gunst, und nicht nach Kunst. Einem die Stange halten.

Partheylich ist derjenige, der nicht nach Gründen der Wahrheit, sondern nach sinnlichen Neigungen etwas entscheidet. Wenn man bedenkt, wie viel Vorurtheile unsre Vernunft, und wie viel unlautere Neigungen unsern Willen umwickeln; so wird man den Mann sehr achtungswürdig finden, der seinen Blick durch kein gefärbtes Glas blenden, noch sein Herz durch Furcht oder Hofnung; durch Ab- oder Zuneigung fesseln läßt; sondern jede Sache nach ihren eigenen Gründen allein beurtheilt. Wenn man in einer Gesellschaft auf die Urtheile merkt, welche jeder über verschiedne Gegenstände äußert, und zugleich die Verhältnisse und Interessen der Mitglieder kennt; so wird man bekennen müssen, daß die Vernunft grösten Theils im Dienst der Neigungen steht. Nur wenn der Gegenstand kein persönliches Interesse in Anspruch nimmt, mag sie ihren Gang gehen. Der Richter in Seeland, dem ein Bauer sagte: Mein Ochs hat eure Kuh tod gestoßen, was ist in diesem Fall Rechtens? urtheilte ganz unpartheiisch: du mußt mir meine Kuh bezahlen. Doch der Bauer erwiederte: Herr, ich habe mich versprochen: euer Ochs hat meine Kuh getödtet. Ha, sprach der Richter, da ist der Fall ganz

umgekehrt, folglich wird da nichts bezahlt. Der Ochs des Schultheiß hat die Vernunft, wie die Kuh sogleich niedergestoßen. Im Gegentheil war bei dem Consul Manlius Torquatus nicht einmal das väterliche Gefühl und das Bitten einer ganzen Armee im Stand, ihn vom strengsten Rechtsweg abzuleiten. Er gab im Krieg wider die Lateiner den Befehl, daß sich kein Soldat mit dem Feinde außer seiner Reihe in Kampf einlassen soll. Sein Sohn ritt mit einer Schwadrone an das Lager der Feinde, um dessen Bewegungen zu beobachten. Ein Lateiner foderte ihn höhnend zum Zweykampf auf. Der feurige Jüngling konnte sich nicht mehr halten. Er tödtete seinen Feind, plünderte ihn und kehrte im Triumpf zurück. Allein, der strenge Vater ließ ihn als einen Uebertreter seines Befehls im Angesicht der ganzen Armee enthaupten. Eben so handelte Brutus. Das waren strenge Herren, die mit den menschlichen Schwachheiten gar keine Nachsicht hatten, und nur auf den Buchstab des Gesetzes sahen, der für den Geist desselben immer zu eng ist. Daher ist es nicht Schade, daß das Geschlecht der strengen Herren ausgestorben ist; ihre Nachfolger sind von dem Geist der Gesetze beseelt und deßwegen gnädige Herren.

Prozeß.

Wer zu viel Korn hat, stelle sich Mäuse ein, und wer zu viel Geld hat, fange Prozesse an. Der beste Proceß ist nichts nütz. Ein magerer Vergleich ist besser als ein fetter Proceß. Er ist ein Proceßkrämer, er kann ohne Proceß nicht leben, sein Leben ist ein lauterer Proceß. Er hat sich zum Ziel gelegt.

Wenn zweifelhafte Rechte, über welche die Partheyen selbst nicht einig werden können, mit Angabe ihrer beyderseitigen Gründe durch die Obrigkeit nach den Gesetzen untersucht und entschieden werden; so heißt diese Verhandlung ein Proceß. Würden beyde Partheyen nichts anders wünschen, als über ihre zweifelhafte Rechte aufgeklärt zu werden, wie es seyn soll; so würden die Processe bald geendiget seyn. Allein der Stolz und die Habsucht wollen gewinnen, sie mögen Recht oder Unrecht haben. Bei allen Völkern wurden anfänglich die Processe auf der Stelle entschieden. Bei den alten Römern mußte jeder Proceß in einem Tage geendigt seyn. Man

mußte jedoch die Frist bald verlängern, weil man bald bemerkte, daß oft genauere Untersuchungen nöthig sind, um der Verschlagenheit auf die Spur zu kommen. Doch von jahrlangen Processen und Kostenaufwand wußte man damals noch nichts. Denn man war der Meinung, der Staat müsse von Amts wegen jedem Recht verschaffen, und zögerte daher nicht, solche Geschäfte zu enden. Nachdem aber die Rechtsanwälte zum Vorschein kamen, verlohr die Gerechtigkeitspflege ihre erste Einfalt, die sie nie wieder erhalten wird, so lange diese Rechtskünstler von der Proceßsucht der Menschen leben müssen. Schon Plato hat sie deßwegen aus seiner Republik entfernt. Und der spanische König Ferdinand hat solchen Rechtsgelehrten den Eintritt in seine amerikanischen Staaten ausdrücklich verbothen, weil er befürchtete, sie würden die neue Welt eben so, wie die alte in Processe verwickeln. Jetzt gehen die Processe auf langen Terminen einher, jeder Schritt muß theuer bezahlt werden; wenn man glaubt das Ende erlebt zu haben, so steigt der Proceß um eine Stufe höher, und macht den gewohnten langsamen Gang von neuem. Hat er endlich auch diese Periode vollendet, so kann er einem noch bis in das dritte Stockwerk der Gerechtigkeit

schleppen, dann haben aber sicher die Anwälte und Richter bereits die Auster verzehrt, und die Partheyen können die leeren Schalen theilen. Doch, Recht muß ich haben, sagt der Proceßsüchtige, und soll auch mein ganzes Vermögen darüber verlohren gehen. Das ist ein hoher Preis! allein es geht nicht nur Hab und Gut verlohren, sondern noch viel andere Dinge, die den Menschen werth seyn sollen. Zeit, Friede, Seelenruhe sind zugleich dahin: dafür nimmt Kummer und Haß mit seinem bösen Gefolge im Herzen Platz. Denn gewöhnliche Menschen können nicht processiren, ohne sich gegenseitig von Herzen zu hassen. Es giebt wenige Partheyen, welche wie Demosthenes und Aeschines zu Athen nur in Rücksicht ihres Rechtsstreites Gegner, übrigens aber gute Freunde blieben. Da Aeschines zu Folge des richterlichen Ausspruches aus Athen verbannt wurde, machte ihm Demosthenes ein großes Geschenk an Geld. Anderswo werde ich kaum einen Freund antreffen, rief der Verbannte, der hier meinem Feind ähnlich ist.

Rath.

Vier Augen sehen mehr, als zwey. Wem nicht zu rathen ist, dem ist nicht zu helfen. In seinen eigenen Sachen ist niemand gescheid genug. Andern kann er rathen, sich selber nicht. Die besten Gedanken kommen hinten nach. Nach dem Rath greif zur That. Der gähe Rath kommt zu früh. Rath nach der That kommt zu spat. Kommt That, kommt Rath. Da ist guter Rath theuer. Wir wollen darüber schlafen. Der da gebe einen guten Rathsherrn ab, er sagt zu allem ja. Er ist ein Jaherr.

Wer in Verlegenheit ist, die seinen Verstand verwirret oder doch zweifelhaft macht, ist eines Raths bedürftig. Wer ein wichtiges Geschäft unternehmen will, handelt sehr klug, wenn er vorher den Rath anderer darüber einholt. Wer jedoch zu viele um Rath fragt, wird selten zu einem Entschluß kommen; was der eine für gut findet, wird der andere tadeln. Die scharfsinnigen Bemerkungen von Möglichkeiten machen nur den Geist schüchtern. Der vernünftig und zugleich

in der befraglichen Sache erfahren ist, kann den besten Rath geben. Wer seine ganze Weisheit nur aus seinen Fingern gesogen hat, ist kein Rathgeber; der viel Zutrauen verdient, denn er glaubt alle Landstrassen seyen gepflastert, wie etwa sein Geburtsnest, und wenn man dann auf sein Wort schnell zufährt, so bleibt man stecken. Unterdessen schlägt oft auch der beste Rath fehl. Aus dem Erfolg kann die Güte des Rathes nicht beurtheilt werden, denn auf Zufälligkeiten, die oft der Sache eine ganz andere Wendung geben, kann kein Weiser seinen Rath gründen. Die Athener spotteten des weisen Phocion, der den Krieg wider Macedonien misrieth, weil das Glück ihnen anfänglich günstig war. Mein Rath, sprach er, ist demohngeachtet noch der beste, denn ihr habt die Gründe, auf denen er beruht, noch nicht widerlegt. Niemand hat mehr Rathgeber, als die Fürsten, denn sie halten sich dem Dutzend nach Räthe oder eigentliche Rathgeber. Demohngeachtet geschieht es, daß die vielen Köche hie und da ein Süpplein versalzen. In solchen Fällen wird von der Menge auf die Ungeschicklichkeit der Köche geschimpft und jeder glaubt, eine bessere Suppe kochen zu können. Doch das mag wohl nur von der Erbsünde der Menschen her-

kommen, die jedem glauben macht, an ihm sey ein trefflicher König verlohren gegangen, der gar keinen Rathgeber nöthig hätte, sondern selbst in höchst eigner Person — die Suppe ganz ungenüßbar machen würde.

Schamhaftigkeit.

Schämen ist für viel gut. Er steht da, wie der Butter in der Sonne. Er traut sich die Augen nicht aufzuschlagen. Er wird roth, als hätte man ihm Blut in's Gesicht gegossen. Wer sich nicht schämt, wird nicht zu Schanden. Er hat sich schon ausgeschämt, er kann nicht mehr roth werden.

Scham ist eine Angst, die entsteht, wenn wir fürchten, wegen unsern Gebrechen oder Fehlern verachtet zu werden. Wenn uns die Scham in Gegenwart anderer überfällt, derer Verachtung wir fürchten, so treibt die Angst wegen ihrer Heftigkeit das Blut bis auf die äußern Theile des Gesichtes, welches man das Erröthen nennt. So lange der Mensch eine Achtung für sich selbst hat, wird sich dieses

Erröthen unwillkührlich einstellen. Hat die Scham Beziehung auf den Geschlechtstrieb, so wird sie insbesondere Schamhaftigkeit genennt. Vor der Erkenntniß des Guten und Bösen giebt es keine Scham. Das Kind braucht noch kein Feigenblatt. Auch der Erwachsene würde keines nöthig haben, wenn er nur allein für's Gute gestimmt wäre. Allein, er muß immer wider das Böse kämpfen, und das will er niemand wissen lassen, weil er Verachtung fürchtet, wenn man ihn im Zweykampf mit einem so niedrigen, seiner ganz unwürdigen Feinde fände. Die Schamhaftigkeit ist deßwegen die stärkste Stütze der öffentlichen Ehrbarkeit, und für jeden ein wohlthätiger Schutzgeist, der ihn von vielen Vergehungen zurückhält. Die Römer erbauten der Schamhaftigkeit einen eigenen Tempel, und straften die Frevler dieser holden Göttinn äußerst strenge. Romulus verboth unter Todesstrafe in Gegenwart des Frauenzimmers sich zu entblößen, oder auch nur unsittliche Worte zu sprechen. Auch bei den Lydiern war es Schande, sich nackend sehen zu lassen, wie Herodot versichert. In Deutschland war gleichfalls die Schamhaftigkeit ehehin im höchsten Werth. Der Sekretär des Erzbischofs Dietrich von Magdeburg wurde

im Jahr 1364. am Leben bestraft, weil er eine Bürgersfrau zu Berlin einlud, ihm im Bade Gesellschaft zu leisten. Die Frau stellte darüber beym Stadtrath Klage, und der Sekretär wurde von der Tafel des Herzogs von Sachsen weggeholt und enthauptet. Die Frauenzimmer haben aber auch Ursache, auf die Schamhaftigkeit alles zu halten, denn ohne selbe sind sie, wie König Almansor von Spanien mit Wahrheit sagte, eine ungesalzene, eckelhafte Speise, die kaum in der größten Hungersnoth genießbar wäre. Unterdessen kann auch die Schamhaftigkeit zu weit getrieben werden, wie es jene alterlebte Jungfrau sicher zu weit trieb, die kein Klystier, außer durch eine Vorrichtung von einer spanischen Wand, nehmen wollte. Auch Kaiser Maximilian war gar zu züchtiglich, wenn er in seinem Testament verordnete, daß man seinem Leichnam Unterhosen anlegen soll, und noch in einem Codicill beyfügte, daß demjenigen sollen die Augen verbunden werden, der seiner Leiche die Hosen anzöge.

Schaden.

Des einen Schaden ist des andern Nutzen. Wer den Schaden hat, muß auch noch das Gespött leiden. Aus dem Schadl wird ein Schaden, wenn man nicht bei Zeiten wehrt. Aus fremdem Schaden ist wohlfeil klug werden. Verlust ist gut wi der's Lachen. Das wird ihm keine Ro sen tragen. Es ist verlohren, wie's Ju den Seel. Man hat ihm das Gift schon genommen. Er hat die Haar lassen müs sen. Er hat den Kürzern gezogen. Er ist gewitziget worden. Er hat die Nase ver brannt. Durch Schaden wird man klug, ist aber ein theures Lehrgeld. Der Scha denfroh löscht keinen Brand.

Die Unverständigen und Unachtsamen leiden oft Schaden, weil sie die Wirkungen der Dinge oder ihrer Handlungen nicht vor aussehen. Sie müssen erst durch Erfahrung klüger werden. Der Leichtsinnige und Kurz sichtige sehen nur auf das Gegenwärtige; sie folgen den ersten Eindrücken, die ein Gegen stand auf sie macht; allein, der Nutzen ver wandelt sich oft in den größten Schaden, und das Süße wird in der Folge oft sehr bitter.

Gar vielen gehen vor Lachen zuletzt die Augen über. Bedachtsamkeit ist ein gutes Hausmittel wider viele Schäden. Doch kann auch der Bedachtsamste zu Schaden kommen, wenn ihn eigentliche Unglücke, die man nicht vorsehen kann, oder abzuwenden außer Stand ist, treffen. In solchen Fällen hat man sich zwar keine Vorwürfe zu machen, noch nebst dem Schaden auch den Spott der Leute zu tragen: doch hat jeder Schaden seine Schadenfrohe. Wenn ein Haus brennt, so sagen die Bauleute: dort blüht unser Waizen. Wenn die Herren Gassenbuben den Leuten die Fenster einwerfen, so klingt das dem Glaser sehr harmonisch. Wenn Krankheiten unter den Menschen herrschen, befinden sich die Aerzte sehr wohl. Wenn Seuchen unter dem Vieh grassiren, singt der Meister auf seinem Wasen. So lebt einer vom Schaden des Andern, und kann oft kaum seine Freude darüber verbergen. Eine sonderbare Einrichtung, wo der eine Theil weinen muß, wenn der andere lachen soll.

—

Schein.

Es ist nicht alles Gold, was glänzt. Es sind nicht alle Heilige, die zur Kirche gehen. Es sind nicht alle Köche, die lange Messer tragen. Der Schein trügt, der Spiegel lügt. Manche hält man für fett, und sind doch nur geschwollen. Das Gesicht ist ein falscher Wicht. Er schlägt es aus, wie der Hund die Bratwürste.

Es giebt viel Scheinglück, und Scheintugenden und scheinbare Weisheit in der Welt. Wer durch den Schein durchsieht, entdeckt da viel Elend, wo er Glückseligkeit; viel Laster, wo er Rechtschaffenheit, und viel Thorheit, wo er Weisheit zu sehen glaubte. Der große Schimmer ist kein Zeichen von der Aechtheit des Goldes. Die wahre Glückseligkeit ist im Innern verborgen; die wahre Tugend macht kein Geräusch; die wahre Weisheit ist am wenigsten laut. Aber die meisten Menschen haben blöde Augen, sie sehen nur, was ihnen in die Augen fällt. Der Schimmer, der die Großen und Reichen umgiebt, und ihr Ueberfluß, in dem sie leben, wird für Glückseligkeit gehalten, weil derjenige, dem diese Dinge mangeln, alle seine Wünsche mit denselben

befriedigen zu können glaubt. Doch er bedenkt nicht, daß jedes ersehnte Ding, so bald wir es sicher besitzen, und recht beym Licht besehen können, fast allen Reiz verliehrt, und das unersättliche Menschenherz sogleich neue Ideale zu bilden anfängt, nach denen es mit der vorigen Begierlichkeit strebet, und nie zur Ruhe gelangt. Der Mensch lernt den Werth der Dinge, und die rechte Lebensweise erst kennen, wenn er stirbt. Dem Engländer Johann Mason, der bei den Königen von England Heinrich, Eduard, Maria und Elisabeth im größten Ansehen stand, und für den glücklichsten Menschen gehalten wurde, fiel es erst auf seinen Todbette ein, welchen Weg durchs Leben er hätte wählen sollen. Ich habe durch eine Erfahrung von 70 Jahren gelernt, sprach er zu seinen Kindern, daß nur allein in der Bescheidenheit die wahre Weisheit, und in der Mäßigkeit und einem guten Gewissen das wahre Glück des Menschen gefunden werde. Gefiele es Gott, mein Leben zu erneuern, so würde ich die glänzendsten Bedienungen des Hofes mit Freuden gegen den einfachen Stand des Privatmannes vertauschen. Nur Schade, daß uns so gute Gedanken erst hinten nach kommen! Doch wie wäre es auch möglich, daß sie uns früher kommen? wird nicht unsre

Vernunft schon von der Wiege an durch thörichte Gebräuche, läppische Gewohnheiten und Vorurtheile aller Art so sehr verschoben, daß wir die Dinge nicht nach ihrer wahren Beschaffenheit, sondern nur durch diese gefärbten Gläser betrachten. Könnten wir diese betrüglichen Gläser von der Nase wegbringen, ohne daß die Nase selbst mit abgerissen würde, möchten uns wohl viele Dinge ganz anders erscheinen. Den Brasiliern, welche nach Frankreich gebracht wurden, zeigte man alle Herrlichkeiten von Paris, und war nun begierig, was sie als Naturmenschen am wundersbarsten finden würden. Sie erklärten, daß ihnen besonders zwey Dinge seltsam vorkommen: einmal, daß sich so viele alte und ansehnliche Leute von einem Knaben (Karl IX.) beherrschen lassen; und dann, daß eine Menge armer Leute neben wenigen Reichen wohnen, ohne sich des Ueberflusses derselben zu bemächtigen. Diese Leute hatten andere Brillen auf der Nase. Sie wurden wieder nach Brasilien eingeschift. Es mag aber seyn, daß eine ihrer Brillen zurückgeblieben ist, die erst in den neunziger Jahren des verflossenen Jahrshunderts wieder vorgefunden wurde. Doch Gott bewahre uns vor solchen Brillen, man sieht durch sie alles im Blute schwimmen.

Schmeicheley.

Schmeichler sind Heuchler. Die Schmeichler sind wie die Katzen, die vorn lecken und hinten kratzen. Wessen Brod man ißt, dessen Liedl muß man singen. Er segelt mit allen Winden. Er richtet sich in alle Sättel. Er weis den Mantel nach den Wind zu drehen. Er weis unter jedem Ellbogen ein Küssen zu legen. Er versteht auf beyden Achseln zu tragen. Er streicht jedem ein Hälmlein durchs Maul. Er kratzet jedem das Koderl. Er ist ein Wohldiener, Fuchsschwänzer, Heulschleicher, Speichellecker. Er riecht jeden Braten über drey Gassen. Er ist ein Tellerlecker.

Schmeicheln (vom Schmiegen) ist eine Aeußerung von viel größerer Hochachtung gegen andere, als diese werth sind, aus unedeln Absichten. Vor Schmeichlern muß sich jedermann wohl in Acht nehmen. Denn das menschliche Herz ist ein eitles Ding, welches sein Lob gar zu gern für lauter Wahrheit hält, die es selbst schon lange eingesehen hat, und des Schmeichlers Aussage nur für eine Bestättigung nimmt. Derjenige, bei dem diese

diese schwache Seite hervorsticht, hört von allen, die von ihm abhangen, oder etwas von ihm erwarten, keine Wahrheit mehr, und wird von sich so eingenommen, daß er auch keine Wahrheit mehr ertragen kann. Der ältere Dionys von Syracus machte schlechte Verse; aber seine Hofschranzen konnten ihn nicht genug bewundern. Der einzige Philoxemus sagte ihm offen: die Verse heißen nichts. Der Tyrann ließ ihn für seine Freymüthigkeit in die Steinbrüche führen. Auf Bitte der Freunde wurde er am folgenden Tage wieder losgelassen und zur Tafel gezogen. Dionys las wieder Eines seiner besten Gedichte vor, und Philoxem mußte sein Urtheil darüber sagen. Er rief aber der Wache: führt mich nur wieder in die Steinbrüche. Dionys lachte dießmal. Die Athenienser, welche diesen Tyrannen nicht zum Feind haben wollten, sprachen einem Trauerspiel, welches er verfertiget hatte, den Preis zu. Das brachte den eitlen Thoren um sein Leben. Er stellte deßwegen Feste und Gastmahle an, und überfraß sich dabey so sehr, daß er an der Unverdaulichkeit und ärztlichen Hülfe durch einen Schlaftrunk starb. Die Fürsten sind den Schmeicheleyen am meisten ausgesetzt. Alles,

was sie reden oder thun, wenn es auch noch so unbedeutend ist, wird bewundert. Selbst ihre Laster finden Lobredner, indem man selben Namen der Tugenden beylegt. Rühmten doch selbst die Athener an Philipp von Macedonien nebst dem, daß sie ihn einen schönen und beredten Mann nannten, seine Stärke im Trinken. Livia brachte nach drey Wochen ihrer Vermählung mit August den Claudius Tiber zur Welt. Man sagte nur in Rom: das gieng etwas schnell. Die Grausamkeiten des Phalaris auf Sicilien wurden Gerechtigkeit; die Weichlichkeit des Ptolemäus in Aegypten nöthige Erholung; die Ueppigkeit des Antonius in Rom anständige Fröhlichkeit genennt; sogar dem Ungeheuer Nero mangelten die Lobredner nicht. Um ihren Schmeicheleyen mehr Nachdruck zu geben, ahmen sie die Mängel und Laster ihrer Patronen selbst nach. Weil der Herr seine Gemahlinn haßte, sagt Plutarch, so gaben die Schmeichler ihren Frauen, die sie doch liebten, Scheidebriefe. Weil Alexander den Hals schief trug, trugen alle seine Hofleute ihre Hälse auch schief. Dyonis war sehr kurzsichtig; seine Schmeichler traten sich in seiner Gegenwart auf die Füße, und rannten an alles an, was ihnen im Wege stund. Mithridates affektirte, ein

guter Wundarzt zu seyn; seine Schmeichler ließen sich von ihm schneiden und brennen. So ahmten auch einige Schwächlinge den Höcker des Plato und das Lispeln des Aristoteles nach. Wenn der Schach von Monomotapa nieset, so niesen seine Bedienten im ganzen Pallast, und wer diese hört, nieset nach bis an die Gränzen des Reiches. Die Schmeichler geben sich manchmal die Mine der Freymüthigkeit, dann wird aber ihre Schmeicheley ganz eckelhaft. So machte ein Senator viele Worte vor dem Kaiser Tiberius, daß er seiner Majestät sagen und verweisen müsse, was sich keiner frey heraus zu sagen getraut. Doch er wage es, denn das Wohl des Vaterlandes liege ihm näher an dem Herz, als das Wohl des Kaisers. Endlich kam der Verweis: der Kaiser bringe durch ununterbrochene Arbeiten und Sorgen für den Staat sein theures Leben in Gefahr, das könne man unmöglich länger so ansehen. Cassius Severus konnte nicht umhin, laut zu sagen: diese Freymüthigkeit wird dem Manne den Kopf kosten. So werden die Vornehmen durch die Schmeichler abgehalten, sich in ernsthaften Geschäften eine Vollkommenheit zu erwerben. Man läßt sie nichts thun, andere

denken, und andere handeln für sie. Die einzige Reitkunst lernen sie gut, weil die Pferde sich auf's Schmeicheln nicht verstehen, und jeden absetzen, der sie nicht geschickt zu regieren weis. Zuweilen geschieht es aber doch, daß die Schmeichler an den unrechten Mann kommen. Die Athener wollten dem Triumvir Antonius derb schmeicheln, indem sie ihm die Minerva, die Schutzgöttin von Athen, zur Gemahlinn antrugen. Antonius gieng den Handel ein, foderte aber von den Athenern 1000 Talente zum Brautschatz, das ihnen äußerst unerwartet kam. Antigonus wieß die Schmeichler, welche ihn als einen Gott begrüßten, an den Mann, der seinen Leibstuhl besorgte. Friedrich von Preußen, welchen der Prediger Dietrich mit den niederträchtigen Worten anredete: Großer König, kleiner Gott! erwiederte auf der Stelle: Kleiner Dietrich, großer Narr. So grobe Schlingen sind jedoch leicht zu erkennen, und müssen einen Mann von Ehre schon deßwegen beleidigen, weil man ihm so viel blinde Eigenliebe und Geistesarmuth zutraut, daß er sie nicht bemerken werde. Allein die feinern Arten von Schmeicheleyen berücken auch gute Köpfe, wenn sie nicht bei Zeiten gegen diesen Sirenengesang die Ohren verstopfen, und sich an

treue Freunde anschließen, die sie mehr auf ihre Fehler als auf ihre Vorzüge aufmerksam machen.

Schönheit.

Die Schönheit ist eine gute Empfehlung. Der Schönheit ist nicht zu trauen. Die Schönheit nähret nicht. Von der Schönheit kann man nicht leben. Sie ist so schön, wie aus dem Ey geschält, es soll sie kein böses Aug' ansehen. Er ist dem Teufel von der Bleiche entlaufen (ist schwarz). Es hat der Teufel auf seinem Gesicht Erbsen getroschen (ist pockennarbig).

Was in der Anschauung gefällt, ist schön. Der Grund dieses Gefallens oder der Lust mag die Einheit des Mannigfaltigen in der Erscheinung seyn, die leicht entdeckt wird und unsre Seelenkräfte doch in eine harmonische Thätigkeit setzt. Ein regelmäßiger Bau des Leibes. Das Ebenmaaß aller Glieder desselben, und insbesondere die sprechende Harmonie der Gesichtszüge machen die wesentliche Schönheit des Menschen aus. Die zufällige

Schönheit des menschlichen Leibes ist nach dem Geschmack der verschiedenen Völker sehr verschieden. Homer glaubte der Göttinn Juno zu schmeicheln, wenn er sie die ochsenaugige Juno nennt. Die großen Augen hielt die alte Welt für schön. Die Damen derselben Zeit bestrichen deßwegen ihre Augenlieder mit zusammenziehenden Salben, damit ihre Augen groß scheinen möchten. Die rothen Haare waren bei den Damen in Rom so beliebt, daß die alten Deutschen, bei denen sie einheimisch waren, einen Handelszweig daraus machten. Das chinesische Frauenzimmer zwängt in der Jugend ihre Füße so sehr zusammen, daß es kaum mit Mühe gehen kann, weil kleine Füße für einen Artikel der Schönheit gehalten werden. Unsre Mädchen halten es für schön, wenn sie wie die Wespen aus zwey Theilen zu bestehen scheinen, die nur durch einen kleinen Kanal in Verbindung leben. Aller dieser Sonderbarkeiten ohngeachtet macht die Schönheit auf jeden Menschen einen siegenden Eindruck. Sie ist eine sichere Empfehlung, um überall gut aufgenommen zu werden. Man glaubt, in einem schönen Körper werde auch eine schöne Seele wohnen. Ein schönes Menschengesicht ist auch das Meisterstück der Schöpfung, und kommt uns ganz

unwahrscheinlich vor, daß der Schöpfer einen bösen Geist in eine so edle Form verhüllt haben soll, da er ihm durch dieselbe eine so mächtige Empfehlung an alle Menschen mitgegeben hat. Das weibliche Geschlecht wird von den Schmeichlern das schöne Geschlecht genennt, weil die Mitglieder desselben sich ohne Ausnahme für schön halten, und jeden Zweifel darüber rächen würden. Doch schöne Larven giebt es wohl viele unter diesem Geschlechte, aber lebendige Schönheiten, aus denen ein Geist spricht, sind selten anzutreffen. Es wäre auch für die menschliche Gesellschaft nicht gut, wenn es dergleichen viele gäbe. Denn sie würden gar leicht die Herrschaft der Welt an sich bringen, da ihnen selbst der trockne Aristoteles das Recht zu befehlen einräumt, und Sokrates eingestehen mußte, daß die wahre Schönheit alle Gewalt an sich reisse. Uebrigens ist die Schönheit des Leibes ein gar hinfälliges Ding. Die Rosen blühen nur kurze Zeit, ein Sturmwind entblättert sie, oder sie verwelken von selbst. Daher hat die sittliche Schönheit schon ihrer Dauerhaftigkeit wegen einen viel höhern Werth, als die bloß körperliche. Güte des Herzens, ein sanftes Wesen und ein religiöser Sinn sind bessere Zierden des weiblichen Geschlechtes, als Wan-

genröthe, eine schlanke Taille, ein niedlicher Fuß und voller Busen. Doch welche Schöne könnte das glauben?

Schulden.

Borgen macht Sorgen. Borgen thut nur einmal wohl. Lang geborgt, ist nicht geschenkt. Für alte Schulden nimmt man Haberstroh. Richtige Rechnung macht gute Freunde. Er steckt über die Ohren in Schulden. Er verweis sich nicht mehr vor lauter Schulden. Er steht immer auf der schwarzen Tafel. An ihn denken viele Leute.

Es giebt viele Leute, die gewissenlos genug sind, Schulden zu machen, ohne zu wissen, wovon sie selbe zahlen können; ja ohne den Willen zu haben, sie jemals zu zahlen. Sie sinnen nur darauf, wie sie andern Geld abschwätzen mögen. Sie schaden durch ihre Treulosigkeit nicht nur allein dem Gläubiger, sondern vielen andern würdigen Dürftigen, die kein Zutrauen mehr finden: weil die Wohlhabenden von Schuldenmachern schon zu

oft betrogen wurden. Andere dürften arbeiten, sorgen und sparen, und das mühsam Erworbene solchen Betrügern hingeben. Sie haben gewöhnlich eine große Ueberredungsgabe, und achten auch Niederträchtigkeiten nicht, um ihren Zweck zu erreichen. Ein Vornehmer fiel sogar vor einem geringen Bürger auf seine Knie hin, um ihn zum Darleihen einer Summe zu bewegen, die des Bürgers ganze Baarschaft ausmachte. Seinen Standesgenossen war diese um zwey Spannen zu tiefe Herablassung sehr mißfällig. Der Schuldenmacher sagte ihnen aber: Ich bin einmal vor dem Bürger gekniet, er darf aber hundertmal vor mir knieen, bis er sein Geld wieder erhält. Bei solchen Leuten ist immer der erste Verdruß besser als der letzte, der kein Ende mehr nimmt. So dachte ein Officier, der, weil er ordentlich lebte, für wohlhabend gehalten, aber eben deßwegen von andern Officieren immer um Geld angesprochen wurde. Er wies sie immer ab, und sagte ihnen einmal: Wie sollte ich ein übriges Geld haben, da ich alles bezahle, was ich brauche. Ihr müßt Vermögen besitzen, indem ihr alle Monate Geld erhebt, und doch niemand bezahlt. Man kann ja den Schuldner klagen? ja wohl, aber das ist ein verdrüßlicher Weg, den nicht jeder ger-

ne wandelt, und der doch oft nicht zum Ziele führt, wenn sich auch der Schuldner kein neues Gesicht mahlen läßt, wie ein Abbe in Paris that, um seinen Gläubigern und den Gerichten unkenntlich zu werden. Daher ist ein scharfes Gesicht nöthig, um die Gesichter, auf die man leihen will, wohl zu unterscheiden, um dem Würdigen keine Wohlthat zu versagen, die man ihm erweisen kann; und von dem Unwürdigen nicht betrogen zu werden.

Schwätzer.

Man darf ja doch reden, die Gänse können's nicht. Er hat ein gutes Mundstück. Das Maul ist das Beste an ihm. Er hat's Maul am rechten Ort. Sein Maul wird froh seyn, wenn es Nacht wird. Er meint, er müsse sich zu todt plaudern, die Plaudertasche. Er redet das Hundertste in's Tausendste hinein. Seine Reden haben keine Heimath. Er ist ein rechter Ploderer, Stadtpritscher, Waschweib. Er halt überall einen Standerling. Es geht ihm den ganzen Tag das Maul, als

wenn's geschmiert wäre. Er muß das letzte Wort haben.

Die Schwatzhaftigkeit ist eine Unmäßigkeit im Reden. Der Schwätzer baut die Brücke immer dreymal länger, als das Wasser ist, über das er setzen will. Er ist eine Wortfontäne, die immer plätschert. Er kann vor Geschwindigkeit, mit der die Worte über seine Lippen herabstürzen, und vor Menge der Gegenstände, die der Strom seiner Rede mit fortreißt, unmöglich erwägen, was er redet. Deßwegen kommt bei ihm alles untereinander zum Vorschein, ein Bündel Lügen, ein kaum mehr kenntliches Stück von einer Wahrheit, falsche Deutungen, mit unter Verläumdungen. Er urtheilet über alles, was ihm in Wurf kommt, und giebt jedermann Rath, der auch keinen von ihm verlangt. Zuhören ist der Schwätzer Sache gar nicht, wenn sie schweigen müssen, um eine Neuigkeit zu vernehmen, so bleiben ihre Lippen unterdessen in einer zitternden Bewegung. Wenn sie die Hälfte der Erzählung vernommen haben, ist es ihnen genug; das Uebrige denken sie sich selbst hinzu, und fallen sogleich mit ihrer Klapper wieder ein. Kommen zwey oder drey Schwätzer zusammen, so

stellt sich für die Zuhörer ein unterhaltliches Lustspiel dar. Einer will den andern von der Waschbank verdrängen, jeder sucht, die Zuhörer sich zu vindiciren, und die andern zu überschreien. Solche Leute sind ganz unfähig richtige und vollständige Kenntnisse von etwas zu erlangen, denn sie haben vor Schwatzhaftigkeit weder Zeit, noch Geduld zu hören. Deßwegen verlangte Isokrates von einem gewissen Cato, einem bekannten Schwätzer, der seinen Unterricht hören wollte, ein doppeltes Honorar; weil er ihm vorerst schweigen, und dann erst reden lehren müsse. Wer einmal der Gegenstand dieser Zungendrescher geworden ist, der entkömmt ihnen nicht mehr, bis sich ein neues Abendtheuer ihrer Mündung darstellt. Deßwegen ließ Alcibiades seinem Hund, den er für 1160 Thaler gekauft hatte, den Schwanz, der eben der schönste Theil an selben war, abhauen, um den Schätzern von Athen, die sich immer mit seiner Person beschäftigten, einen andern Gegenstand vorzuwerfen. Er hatte auch lange Zeit Ruhe vor ihnen, denn die athenienſischen Waschweiber aus allen Ständen und beyden Geschlechtern konnten kaum in einem Monat fertig werden, den schönen Schwanz des Hundes zu loben

und den unbekannten Thäter zu erforschen und zu verfluchen.

Schwelger.

Junge Schwelger, alte Bettler. Er ist wie Zachäus auf allen Kirchweihen. Er ist ein guter Schlucker, hat Haus und Hof hinunter gebracht. Bei ihm heißt's immer: trag auf und zett' nicht. Er lebt im Saus und Braus. Er läßt aufgehen, was der Brief vermag. Da tragen die Hunde ganze Köpfe davon. All's verfressen vor mein End, ist ein richtig's Testament.

Der Schwelger verlangt mehrere und ausgesuchtere Speisen und Getränke, als das Bedürfniß und der Wohlstand fodert. Er kennt nur die Annehmlichkeiten des sinnlichen Geschmackes, und verachtet alle höhere Freuden, die einen geistigen Genuß gewähren. Es ist die Schwelgerey eine gar niedrige Ausschweifung, indem sie nur die thierische Natur ausspricht; aber sie ist von unabsehbarem Nachtheil, weil sie das Vermögen unnöthig

vergeudet, die Gesundheit des Menschen sehr gefährdet, und ihn zu allen nützlichen Geschäften unfähig macht. Je weiter sich in einem Lande die Schwelgerey verbreitet; desto weniger Ehrlichkeit, Arbeitsamkeit und Ordnung wird man in demselben antreffen. In einem Staate, sagte Cato, wo ein Fisch so theuer gekauft wird als ein Kalb, ist kein Wohlstand mehr anzutreffen. Der Fall war damals in Rom, wo die Schwelgerey und Ueppigkeit den höchsten Grad erreicht hatten; wo Caligula und Heliogabal in Weineßig aufgelöfete Perlen tranken und Pfauenzungen aßen. Die dauerhafte Gesundheit der Alten und ihr langes Leben kommt uns jetzt unglaublich vor. Allein, wir sollen uns an die Mäßigkeit, an die Leibesübungen und Arbeitsamkeit der alten Welt erinnern. Die Geschichte der Arzneykunde zeiget, daß sie in den Zeiten entstanden ist, wo die Schwelgerey überhand nahm. Die Griechen erfanden die üppige Kochkunst, und von ihnen giengen auch die Aerzte aus. Rom kannte erst diese Köche der Kranken, nachdem es von den Griechen die Weichlichkeit gelernt hatte. Die Römer verbreiteten diese verderblichen Künste in das übrige Europa, wo man bis dorthin nur aß, um zu leben. Jetzt

müssen alle Welttheile ihre Beyträge liefern, wenn der leckere Gaumen zufrieden seyn soll.

Spaß.

Wer kegeln will, muß auch aufsetzen. Große Herren verstehen keinen Spaß. Ein Spaß ist ein Spaß, aber einem ꝛc. Spaß hin, Spaß her. Spaß oder Ernst ist mir eins. Mit solchen Spaßen komm mir nicht mehr. Spaß bey Seite. Er ist ein Spaßvogel. Er versteht einen Spaß. Er hat allerley Schnacken im Kopf.

Der Spaß ist eine Täuschung, wo ein kleines Uebel schnell in Lust verwandelt wird. So machte König Ludwig XI. von Frankreich einen derben Spaß mit seinem Hofastronom, dem er ankündigte, daß er ihn seiner Stelle entsetzen werde, indem er einen bessern Wetterpropheten gefunden hätte, als er sey. Auf der Jagd hätte ihm heut ein Kohlenbrenner aus dem Benehmen seines Esels die Witterung genau vorgesagt, wie sie bald darauf erfolgt wäre. Doch Spaße müssen so sparsam gebraucht werden, wie das Salz zur Suppe, sonst werden sie abgeschmackt. Cicero erlaubte

sich zu viele Scherze in der Rede für den Muräna. Cato rief darüber laut auf: o, was haben wir für einen lächerlichen Bürgermeisterl York versichert, es stecke jedes Ding voll Spaß, wenn man sie nur demselben zu entlocken wisse. Allein, dazu gehört viel Witz und eben so viel Geschmack und Klugheit, wenn die Gesellschaft damit angenehm unterhalten werden soll. Solche Vögel giebt es wenige.

Spott.

Er ist reich von Haus, er weis aber seine Heimath nicht mehr. Er hat einen verschlagenen Kopf; er ist ja einmal über die Stiege herabgefallen. Er weis alles, er sieht 's Gras wachsen und hört die Flöh' husten. Er kann's ja wissen, er hat ein Buch, darin steht alles. Er hat 's Grieß, wie das saure Bier. Er denkt schon drey Jahr länger, als er alt ist. Er war schon auf seines Vaters Hochzeit. Er hat schon mehr vergessen, als wir alle wissen. Er glänzt wie der Carbunkel hinterm Ofen. Er steigt daher wie der Gockel im Werg.

Einem

Einem den Esel stechen, vötzeln, papierln, sticheln. — Er hat's eingeschoben, hinuntergeschluckt (die Spottreden des andern). Er hat einen Straußenmagen, er kann alle harten Reden verdauen.

Der Spott ist das Bemühen, einzelne Menschen lächerlich zu machen. Es soll der Spott nur das letzte Mittel seyn, Narren zur Besinnung zu bringen. Denn er bessert äußerst selten, sondern erbittert das Gemüth, welches er trift; verhärtet es noch mehr, und reitzet oft zur Rache. Der beißende Spott der Rhegier, mit dem sie dem König Dionys von Syracus, der eine ihrer vornehmen Töchter zur Ehe haben wollte, die Tochter des Henkers antrugen, kam ihnen theuer zu stehen. Dem König Philipp von Macedonien kostete eine Spottrede sein rechtes Aug. Der Bogenschütze Aster von Amphipolis wollte in des Königs Dienste treten, und versicherte, seine Kunst so wohl inne zu haben, daß er keinen Vogel im schnellsten Flug verfehle. Demohngeachtet gab ihm Philipp den spöttischen Bescheid: Wenn ich einmal mit den Staaren Krieg führe, werde ich mich deiner bedienen.

Aſter gieng zu Philipps Feinden über, und ſchoß bald darauf einen Pfeil nach dem König mit der Aufſchrift: dem rechten Auge des Philipps, welches er auch wirklich traf. Philipp ließ den guten Schützen henken, nachdem er die Stadt Methon erobert hatte und den Aſter gefangen bekam. Treffend war der Spott, mit dem Pabſt Leo X. einen Alchymiſten, der ihm ſein Buch von der Goldmacherkunſt weihte, zur Vernunft bringen wollte. Anſtatt des gehoften großen Präſents verehrte ihm der Pabſt einen leeren Beutel, worin er das Gold, welches er ſelbſt zu machen verſtehe, verwahren möge. Der Spott, welcher nur in Worte gefaßt iſt, oder in ſchnell vorübergehenden Handlungen beſteht, kann mit etwas Geduld übertragen werden; aber der aus bleibenden Denkmaalen ſpricht, iſt kaum von einem Strauſenmagen zu verdauen. So ſtellte der berühmte Maler Michael Angelo zu Rom in ſeinem großen Gemälde, die Hölle, mitten unter den Verdammten einen damals lebenden Kardinal ſo natürlich dar, daß ihn jedermann auf den erſten Blick erkannte. Der Kardinal klagte den Maler bei dem Pabſte. Der heilige Vater gab aber nach der Lehre der Kirche den Beſcheid: Aus der Hölle ſey keine Erlöſung mehr möglich. Die verderblichſte

Art der Spötterey ist diejenige, welche Dinge lächerlich zu machen strebt, die vielen Menschen heilig sind, und von denen oft ihre ganze Ehrlichkeit und Seelenruhe abhängt. Nur höchster Leichtsinn, oder gänzliche Verdorbenheit des Herzens kann die Quelle davon seyn.

Stolz.

Uebermuth thut nicht lange gut. Grobheit und Stolz wachsen auf einem Holz. Er will allein der Hahn im Korb seyn. Er will überall den Ton angeben. Er trägt seine Nase hoch. Er spannt die Saiten hoch. Er spielt den großen Hansen. Es soll einer glauben, die Sonn' gehe in seinem Hof auf und unter. Er weis nicht mehr, wie er daher steigen soll. Aber man hat ihm das Grachsl herabgethan. Man hat ihm die Flügel gestutzt. Er läßt jetzt die Flügel sinken. Er giebt's wohlfeiler. Der Narr hat gemeint, er darf den Leuten auf den Köpfen herumtreten.

Der Stolz ist eine übertriebene Selbstschätzung. Der Stolze hat eine hohe Meinung von seiner Vortreflichkeit, und sieht mit Verachtung auf andere herab, die sich etwa ähnlicher Vorzüge rühmen könnten. Er befürchtet nur, andere möchten über seinen Werth nicht gleicher Meinung mit ihm seyn; deßwegen spricht er immer gern von sich selbst, streicht sein eigenes Thun heraus, und tadelt und verkleinert die Verdienste anderer. Der Stolze steckt im Irrthum über sich selbst. Wenn es zur That kömmt, wo er seine eingebildeten Vorzüge gebrauchen oder zeigen soll, so wird er mit Erstaunen gewahr, daß er der große Hans nicht ist, wie er glaubte. Tigranes, der General der Armenier, hielt sich für den großen Hansen. Als er die Römer unter Lucull wider sein großes Heer anziehen sah, sprach er: Als Abgesandte sind sie zu viel, und als Feinde zu wenig: allein, diese wenigen schlugen ihn gänzlich. So sah man auch in unsern Tagen Stölzlinge schon die Messer wetzen, um den wahren großen Hansen auf dem Kraut zu fressen; allein, sie mußten wie die Römer bei Claudium ohne Waffen und fast im Hemde unterm Joche durchgehen. Der Stolze kann auch einen wirklichen Vorzug vor andern haben, aber er irret im Werth deffel-

ben. So meinte Vestris der Operntänzer in Paris, es gebe nur drey große Männer in Europa, nämlich den Operntänzer Vestris, den Voltaire und Friedrich von Preussen. Man behauptet, der eitle Mensch habe sich in vollem Ernst diesen ungewöhnlichen Geistern an die Seite gesetzt, woraus es klar ist, daß der Stolz wahnsinnig macht. Doch nicht nur geistige oder körperliche Vorzüge können schwache Geister zum Stolz verleiten, sondern auch äußerliche Dinge, die nur vom Glück abhangen, und derer Besitz eben deßwegen sehr unsicher ist. Wie blähet manchen Sterblichen der Reichthum, den er besitzet, auf! Durch Geld, glaubt er, stehe ihm alles zu Geboth, er hält sich deßwegen auch für mächtig und angesehen, und äußert seine hohe Meinung von sich durch Grobheit, weil er wegen Dummheit, die gewöhnlich damit verbunden ist, keine ausdruckvollere Art sich vorzustellen weis, wie er sie an Tag legen soll. Man nennt diese Art Stolz den Bauernstolz, nicht als wenn er diesem Stande allein eigen wäre, sondern weil er sich an den reichen Bauern auf eine vorzüglich rohe und plumpe Weise äußert. Man spricht auch vom Bettelstolz, der bei aller Dürftigkeit den Schein der Wohlhabenheit um sich wirft, um sich die

Achtung, welche Vornehmen und Reichen erwiesen wird, zu erbetteln. Der Bettelstolz soll vorzüglich in Italien zu Hause seyn, wo an Festtagen auch arme Familien in Kutschen spatzieren fahren, und wochenlang vorher hungern, um die Kosten dazu bestreiten zu können. Fällt es ihnen aber ganz unmöglich, einen solchen Aufwand zu machen; so kleidet sich wenigstens der Vater als Bediente, und die Mutter als Kammerfrau, und begleiten in diesen Masken ihre Tochter durch die Gassen der Stadt. Die gemeinsten Weiber lassen sich am Morgen in Papilloten sehen und fragen einander, wie sie geschlafen, ob die Chokolade geschmeckt habe. Es soll sogar einen geistlichen Stolz geben, der sich hohe Religiosität zuschreibt, und andere als arme Sünder verachtet, die seine Manieren nicht nachmachen. Es mögen vielleicht die Cyniker der heidnischen und christlichen Welt, die alle Glücksgüter zu verachten affektiren und wie Schweine leben, in diese Klasse gehören. Sokrates sagte deßwegen zu dem Cyniker Antisthenes: es blicke aus den Löchern seines Mantels Stolz hervor. Der einfältigste Stolz scheint doch noch der Ahnenstolz zu seyn, denn dieser gründet sich auf gar kein Eigenthum, sondern auf längst verstorbene Menschen, die

für diese Welt gar kein Daseyn haben. Wenn auch die Vorfahren der Ahnenstolzen ausgezeichnete Verdienste um die bürgerliche Gesellschaft sollten gehabt haben, das wohl von den wenigsten Geschlechtern möchte erweisbar seyn; so sollte sich ja der Nachkömmling von so achtungswerthen Eltern um so mehr schämen, wenn er sich durch eigne Verdienste die Achtung seiner Zeitgenossen nicht erwerben kann, sondern sich auf fremde Verdienste berufen muß. Alle diese Arten von Stolz sind Thorheiten, die den Menschen lächerlich und verächtlich machten, der damit behaftet ist. Der Verständige ist immer bescheiden, wenn er auch die größten Vorzüge besitzt. Man darf sicher schließen, daß der Stolze bei allem Schein des Gegentheils im Grund einen leeren Kopf herumträgt. Die vollen Aehren neigen sich, nur die leeren Aehren stehen gerade in die Höhe. Ja, die vollen Aehren neigen sich oft nur zu tief. Die zu große Bescheidenheit verhindert manchen, seine wahren Vorzüge zu zeigen, da unterdessen der Stolze mit seiner geringen Kraft einen betäubenden Lärm erregt. Wenn die Großen niederknieen, so können die Kleinern über sie wegsehen, und da sie Narren sind, so glauben sie dann größer zu seyn als die Großen. So bald diese aufstehen, ist die Täuschung vorüber.

Strenge.

Strenge Herren regieren nicht lange. Wenn der Strick am strengsten ist, reißt er. All' zu scharf macht schardig. Wer immer sauer sieht, den achtet man nicht. Man muß nicht leicht das Rauhe heraus wenden. Mit guten Worten fängt man die Leute. Ein gutes Wort findet ein gutes Ort.

Strenge, von der hier die Rede ist, nämlich übertriebene Strenge, herrschet, wo entweder die Freyheit mehr eingeschränkt wird, als das Wohl der Gesellschaft fodert, oder wo größere Strafen verhängt werden, als der Zweck der Bestrafung heischet, oder wo nur nach dem Buchstaben des Gesetzes geurtheilt wird, und auf die mildernden Umstände und Absichten des Strafbaren keine Rücksicht genommen wird. Eine solche Strenge beleidiget die Rechte der Menschen, und ist unvernünftig. Der Mensch in der bürgerlichen Gesellschaft muß einen Theil seiner Freyheit aufopfern; doch nicht mehr als nöthig ist, damit er, wie seine Mitbürger, den Ueberrest ihrer Freyheit nach eignem Gutdünken gebrauchen könne. Wenn sich die Gesetzgeber immer an

dieses Grundgesetz der bürgerlichen Freyheit erinnerten, würden sie in vielen Stücken nur guten Rath, anstatt Gesetze geben. Man hat die Vorstände der Völker Väter genennt, und weil die Väter ihren unmündigen Kindern vorschreiben können, was sie für Strumpfbänder tragen sollen; so haben jene sich gleiche Rechte angemaßt. Strenge Herren haben gar viel zu befehlen, es muß alles genau liegen und stehen, denken, reden und handeln, wie es ihrer Gestrengheit eben heut gut dünkt, sonst strafen sie wegen einer Mücke um einen Elephanten. Wo der Buchstab des Gesetzes regiert, dort wird die Strenge oft unmenschlich, denn der Buchstab hat keine Augen und Ohren, noch einige Empfindung, er tödtet, was ihm entgegen kommt. Wenn der Buchstab und Geist der Gesetze mit einander kämpfen, und ist kein Friede unter ihnen auszumitteln; so soll man wenigstens durch einen langen Waffenstillstand dem Buchstab eine Nase drehen, wie es die Ariopagiten von Athen machten, als Dolabella, Proconsul in Asien, diese weisen Richter um ihr Gutachten über einen verwickelten Fall ersuchte. Es vergiftete nämlich ein Weib aus Smyrna ihren Mann und Sohn. Sie gestand die That frey, behauptete aber zu ihrer Rechtfertigung, beyde

Vergiftete hätten vor jedem Gerichtshof das Leben verwirkt, indem selbe ihren Sohn aus der ersten Ehe aus Habsucht ermordeten. Die Wahrheit dieser Mordthat wurde sogleich erwiesen. Sie habe nur vor Betrübniß des Herzens die langsame Verhandlung der Gerichte nicht abwarten können. Die Ariopagiten, um dem Buchstab des Gesetzes nicht zu nahe zu treten, thaten den Ausspruch: der Beklagten soll ein Termin von 100 Jahren zu ihrer Verantwortung gegeben werden.

Studenten.

Die Armuth studiert, der Reichthum jubilirt. Er studiert das Blaue vom Himmel herunter. Er studiert, daß ihm möchte der Kopf zerspringen. Er dichtet, wie der Karpf im Vogelhäusl. Er hat bis an Hals studiert, in Kopf ist nichts hineingegangen. Er ist schon ein alter Student, wachst ihm schon Moos auf dem Mantel. Er hat den Mantel an Nagel gehangen. Es steckt ihm noch das Studentenleben im Kopf. Es hängt ihm der Student noch an.

Die Armen studieren gewöhnlich fleißiger als die Adelichen und Reichen, weil sie sich nur durch eigne Verdienste emporschwingen können; die andern besitzen schon, was diese suchen, und jubiliren deßwegen, anstatt zu studieren. Doch wenn der Staat alle Aemter nur an die Würdigen vergeben würde, müßte wohl auch der Adel und Reichthum das Blaue vom Himmel herab studieren. Kaiser Karl der Große hat die von ihm in Paris errichtete Schule selbst besucht und die Jünglinge geprüft. Mit Unwillen bemerkte er, daß die Armen viele Kenntnisse besaßen, die Adelichen aber und Reichen nichts gelernt hatten. Deßwegen lobte er die Armen sehr, und versprach ihnen die ersten Aemter im Staate. Die Letzten aber bedrohte er mit seiner ganzen Ungnade. Man sagt, dieser Besuch des größten Mannes seiner Zeit habe einen außerordentlichen Eifer unter beyden Partheyen erweckt. Karl konnte aber auch selbst prüfen, und hatte nicht nöthig, sich ganz auf die Zeugnisse anderer zu verlassen.

Es giebt auch Studenten, die keine Studenten seyn wollen, sondern sich lieber von einem Wäldchen bei Athen nennen, welches in der alten Welt einem gewissen Akademon eigen

war, und wo sich Plato mit seinen Studenten gern aufhielt. Das heißt seine Ansprüche weit herholen. Doch wenn eine große Aehnlichkeit zwischen zweyen Dingen ist, so mögen sie denselben Namen tragen. Und in der That haben die neuen Akademiker mit den Alten von Athen nach der Beschreibung des Plutarchs große Aehnlichkeit. „Unter den Jünglingen, sagt er, die sich der Weltweisheit widmen, haben diejenigen die größte Frechheit, die noch leere Köpfe haben; ihr ganzes Betragen, ihr Gang, ihre Minen sind voll Uebermuth und Verachtung, die keines Menschen schonet. Wenn sie aber nach und nach anfangen, die Früchte der Lehren einzuerndten, so läßt der Hochmuth und die Einbildung nach. Wie aus Gefäßen, die mit Wasser gefüllt werden, die Luft herausgepreßt wird; so weicht auch der Stolz bei denen, die mit wahrer Weisheit angefüllt werden.“ Doch bei vielen wird längere Zeit erfodert, bis alle Luft herausgepreßt wird. Sie müssen erst von der hohen, engen Schule in die weite und breite Schule der Welt kommen, und sich da die Hörner abstoßen. Wenn sie die hohen Ideen, die ihnen als Wirklichkeiten aufgeheftet wurden, fahren lassen, die Welt kennen lernen, wie sie ist, und ihren Nacken unter das Joch des gesell-

schaftlichen Lebens beigen, dann kann erst ihr gesammelter Vorrath von Kenntnissen Nutzen bringen, und sie selbst genüßbar werden.

Tadelsucht.

Wer Allen recht thun wollte, könnte nicht früh genug aufstehen. Wer am Weg baut, hat viele Meister. Es ist leichter tadeln, als besser machen. Schuster, bleib bei deinem Leisten. Man könnte den Leuten nicht recht thun, wenn man ihnen die Nase abbiß.

Der Tadel ist ein Urtheil über Fehler. Zur Sucht wird er, wenn man sich angewöhnt, alles, was einem aufstößt, zu beurtheilen, und Fehler daran auszuspähen. Die gewöhnlichen Quellen der Tadelsucht sind Stolz, Neid, Haß. Tadeln ist ein leichtes Handwerk. Denn der Mensch hat eine große Fertigkeit, sich von jeder Sache ein Ideal der Vollkommenheit nach seinen Begriffen zu entwerfen. Er vergleicht nun, was ihm vorkommt, mit diesen Bildern, und tadelt, was nicht damit übereinstimmt. Sind diese Ideale

richtig, so wird sein Tadel gegründet seyn. Wenn er aber über Dinge abspricht, die er nicht versteht, so wird er sich mit seinem Tadel lächerlich machen. Der griechische Maler Appelles pflegte seine Gemälde zur Schau auszustellen, um das Urtheil der Vorübergehenden zu hören, und, wenn ihm tadelnde Urtheile gegründet schienen, seine Arbeit darnach zu verbessern. Es kam unter andern auch ein Schuster, welcher den Schuh der Figur mit Grund tadelte. Der Maler verbesserte mit ein paar Striche den Fehler. Der Schuster verbreitete nun seine Kritik nach und nach über das ganze Gemälde, und machte die lächerlichsten Bemerkungen. Doch der Maler wies ihn mit dem guten Rathe ab: Schuster, bleib bei deinen Leisten. So verbath sich auch der römische Feldherr Paul Aemil die Kritiken der müssigen Römer über sein Verfahren im Kriege wider den Perseus von Macedonien. „Leute, sagte er, die an der Tafel unsre Armeen anführen, wollen besser wissen, als wir, was wir im Feldzuge thun sollen. Sie wollen unsre Märsche anordnen, die geschicktesten Orte anzeigen, wo wir unsre Lager aufschlagen, welche Päße wir besetzen sollen. So bald man von ihrem Plane abweicht, so machen sie dem Feldherrn ein Verbrechen dar-

aus. Nur bei uns im Lager werden wir anderer Rath in Betrachtung ziehen.“ Diese Tadelsucht der Unverständigen ist noch überall im Gebrauch. Die Kriege, wie die Landes-Regierungen werden von Millionen hinter dem Ofen geführt. Mancher Stophel kann sich nicht genug ärgern über die Fehler, die dabei begangen werden, und die nach seinen Planen leicht hätten vermieden werden können. Nur Schade, daß so vortrefliche Köpfe nicht auf ihre gehörigen Posten gestellt werden.

Thier.

Die Thiere sind auch nicht vom Holz. Schmerz thut nirgend wohl. Thiere sind auch unsers Herrn Kostgänger. Thierschinder, Leutschinder. Gute Warte ist halbes Futter. Er legt seine Pferde noch in's Bett.

Die Thiere sind empfindende Geschöpfe, die zwar keine Vernunft, aber doch eine Art Verstand besitzen. Eigentliche Sprache mangelt ihnen ebenfalls, doch vermögen sie ihre Empfindungen durch bedeutende Töne auszudrücken. Sie sind der Lust und des Schmerzes fähig, und können sohin glücklich und un-

glücklich seyn. Sie sind Erdenbürger, wie die Menschen, und haben, wie sie, gesellige Triebe. Man trift bei ihnen auch ordentliche Verfassungen an, wodurch die Arbeiten der Gesellschaft vertheilt sind, und die Ordnung aufrecht erhalten wird. Wer kennt nicht den Staat der Bienen und Ameisen; die Heereszüge der Staaren und Schwalben; die Völkerschaften der Affen, das Zusammenhalten der Schweine bei Gefahren? Viele Thiere sind kunsterfahrne Geschöpfe. Vorzüglich sind viele geschickte Baumeister und Weber unter ihnen. Die Wohnungen der Bieber, Bienen, Wespen, die Nester der Vögel, die Gewebe der Spinnen, der Seidenwürmer, die vielartigen Gehäuse der Puppen sind Beweise davon. Diese Geschicklichkeiten sind bei ihnen Gaben der Natur, doch sind sie auch zur Erlernung freyer Künste nicht ungeschickt. Arrius erzählt, daß er einen Elephanten gesehen habe, der eine Zymbel mit seinem Rüssel spielte, während seine Kameraden um ihn nach Cadenzen tanzten. Plutarch sah' auf dem Theater des Marcellus zu Rom einen Hund, der seine Rolle trefflich spielte. Der Hund mußte einen Brocken verschlucken, der vergiftet seyn soll. Das Thier machte alle Symtome der

Ver-

Vergiftung nach: es zitterte, erstarrte, reckte und streckte sich, als wäre es krepiert, ließ sich zerren und schleppen, wie es die Fabel des Spieles foderte; nach und nach fieng er sich wieder zu regen an, richtete seinen Kopf auf, und sah verwundernd umher, und schlich schleppend weg. Welche Verschlagenheit zeigen viele Thiere bei ihren Jagden, wie die Katzen, und Füchse! Wie gut lernt das Pferd seine Schule, welche Gelernigkeit in Melodien haben die Vögel! Soll man dem Maulthier des Thales allen Verstand absprechen können, da es aus einem einzigen Fall eine für sich vortheilhafte Regel abzog? Es mußte täglich mit Salz beladen durch einen Fluß passiren. Einmal stolperte es im Fluße; das Salz wurde' naß, und viel davon floß aus den Körben ab. Das Thier bemerkte, daß die Last um vieles leichter wurde. Am folgenden Tag tauchte es sich geflissentlich unter. Thales ließ es mit Wolle beladen. Nun wurde die Last durch das Untertauchen schwerer, und das Thier wiederholte den Versuch nicht wieder. Manche Thiere zeigen auch Vorsicht. Die Staaren und wilden Gänse stellen Wachen aus, um nicht unversehens von einem Feinde überfallen zu werden. Die Bienen, Ameisen,

Mäuse, Hamster, errichten Magazine von Lebensmitteln für den Winter. Die Mäuse und Hamster schroten sogar die gesammelten Körner, damit sie nicht keimen. Die Anhänglichkeit und Treue der Hunde gegen die Menschen ist überall bekannt. Hyrkan, der Hund des Königs Lysimachus, ließ sich mit seinem Herrn verbrennen. Der König Pyrrhus fand einen Hund bei einer Leiche, welche er schon drey Tage bewachte. Der König ließ die Leiche begraben und nahm den Hund mit sich. Nicht lange nachher begegnete dem Hunde der Mörder seines Herrn, wüthend fiel er über ihn her, und erneuerte seine Angriffe immer, bis man den Mörder gefangen nahm. So verfolgte auch der Hund am Tempel zu Athen einen Tempeldieb mehrere Tage, bis die Priester, dadurch aufmerksam gemacht, den Menschen verhaften ließen. Der treue Hund wurde nachher auf öffentliche Kosten unterhalten. Wenn die Erzählung von Androclus und seinem Löwen Wahrheit ist; so könnte man den Thieren sogar das Gefühl der Dankbarkeit nicht absprechen. Androclus aus Dacien war Sklave beim Prokonsul in Afrika. Weil ihn sein Herr zu grausam behandelte, entlief er, und verbarg sich in einer Höhle der großen Wüste von Afrika. Er lag nicht lange in der

Höhle, so kam ein Löwe eben dahin, und als er den menschlichen Gast in seiner Höhle erblickte, gieng er auf ihn zu, und legte seine Pfote, in der ein großer Splitter stak, in seinen Schoos. Androclus zog den Splitter sachte heraus, und machte die Wunde so gut zurecht, als er's vermochte. Der Löwe ernährte seinen Wundarzt drey Jahre, indem er ihm immer das beste Stück von seinen Jagden zu Haus brachte. Der Sklave ward endlich dieses thierischen Lebens überdrüßig, verließ die Höhle, wandelte näher zu den Wohnungen der Menschen, wurde bald darauf entdeckt, nach Rom geschleppt, und zum Thierkampf verurtheilt. Der Löwe hatte das nämliche Unglück. Zu Rom auf dem Kampfplatze kamen sie zusammen. Der hungrige Löwe, anstatt den Androclus wüthend anzufallen, wie es die unmenschlichen Zuschauer erwarteten, wedelte und liebkosete zu den Füßen seines Gastes. Das Erstaunen der Zuseher konnte bei diesem Auftritte nicht größer seyn. Nachdem Androclus die Geschichte ihrer Freundschaft erzählt hatte, erhielten beyde ihre Freiheit wieder, der Wirth des Menschen und der Arzt des Löwen. Doch wenn auch diese Erzählung viel der menschlichen Dichtungsgabe

verdanket, und die Thiere keiner Dankbarkeit fähig seyn sollen; so geziemt es doch dem Menschen, gegen manche Thiere dankbar zu seyn. Viele Thiere verschaffen uns ja den grösten Nutzen. Wie wenig vermöchte der Mensch ohne das Pferd, dem Ochse, die Kuhe, dem Esel, das Kameel. Wie viele Vortheile gewährt ihm das Schaf, die Ziege, das Schwein, das Federvieh. Welch ein guter Wächter seines Hauses ist der Hund. Diese nützlichen Thiere verdienen vorzüglich, daß wir ihren Zustand angenehm machen und ihnen keine unnöthige Plage aufladen. Wer gegen die Thiere hart seyn kann, kann es auch gegen die Menschen seyn. Welch eine entehrende Unterhaltung waren die Thierhätzen, die bei den Römern bald in Menschenhätzen ausarteten. Plutarch verkaufte seinen alten Ochsen nicht, der ihm lange gedienet hatte, sondern nährte ihn ab. Die Indier stifteten für alte Thiere Spitäler und die Agrigentiner errichteten lieben Thieren z. B. Pferden, Hunden prächtige Grabmaale. Manche Thiere wurden sogar wegen der Unveränderlichkeit ihres Characters als Symbole der göttlichen Eigenschaften verehret. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Thiere einander verstehen. Wie schnell wissen die Hen-

nen den Ruf des Hahnes zu unterscheiden; wenn er sie zu einem aufgefundenen Korn einladet, wenn er vor Gefahr warnet, oder wenn er nur so seine hohen Phantasien mittheilet. Vielleicht giebt es sogar verschiedene Sprachen unter den Thieren, wie unter den Menschen. Denn wenn die Verschiedenheit der Sprachen von der Verschiedenheit der Climate abhängt, so wird das Clima wohl auch auf die tönenden Organe der Thiere ihren Einfluß behaupten. Es hat Menschen gegeben, die sich rühmten, die Sprache der Thiere zu verstehen, wie Apollon von Thyana, Melampus, Tyresias und Thales. Doch hat niemand bisher ein Lexion darüber geliefert. Manche Thiere, die unter den Menschen leben, verstehen viele von ihren Tönen, von ihrer Mine: und Geberdensprache. Hunde, Katzen blicken dem Menschen in's Aug, und wissen dann gut, zu was sie sich zu versehen haben. Die Thiere sind also in aller Rücksicht unsre nächsten Nachbarn abwärts und da sie uns noch dazu so viele Vortheile und Vergnügen verschaffen, so ist es nicht mehr als billig, daß wir sie freundnachbarlich behandeln.

Titel.

Was hilft der Titel ohne Mittel? Vom Titel kann man nichts herunter nagen. Er ist ein rechter Titelnarr. Der Titel bläht ihn gewaltig auf. Es läßt's der Titel nicht zu.

Die Titel vor den Büchern zeigen den Inhalt derselben an. Die Titel der Menschen sollen eben dieses leisten. Es haben aber Manche so viele Titeln, daß man billig zweifelt, ob der Inhalt allen diesen Titeln entsprechen werde. Durchblättert man einen Betitelten, so findet man oft kein Wort von dem, was der Titel ankündiget. Da giebt es z. B. die Menge Räthe, die nie um Rath gefragt werden, und wohl auch einen vernünftigen Rath zu geben auſſer Stand wären. Manche nennen sich Herren von Gütern, die sie längst nicht mehr besitzen, sie könnten sich eben so gut Herren vom Uranus nennen. Die Beywörter der Titel klingen noch seltsamer. Ehemals nahm man sie von der Gemüthsbeschaffenheit her, die der Betitelte gemäß seinem Stand oder Amt haben soll: man nannte sie wohlweise, fürsichtige, hochgelehrte, feste,

gestrenge, fromme, ehrbare und achtbare. Jetzt nimmt man diese Beywörter von der Geburt her, und betitelt sie edelgebohrne, hochedelgebohrne, wohlgebohrne, hochwohlgebohrne, hochgebohrne. Gnädig will fast alles heißen; wie ehemals alle streng genannt wurden, die einen Haarbeutel trugen. Die alten Titel: wohlweise, hochgelehrte, fromme ꝛc. müssen manchmal gar zu satyrisch geklungen haben, und mögen wohl deßwegen mit Titeln verwechselt worden seyn, die keinen Sinn haben, oder doch keinen sittlichen Vorzug ausdrücken, der einer Veränderung unterlieget. Die Titelsucht ist ein sicheres Merkmaal eines dürftigen Geistes, der seine Blöße mit den Zeichen der Ehre bedecken will. Die Titel machen nur aufmerksam, daß man den Mann genauer in's Aug' faßt, und eher seine Mängel entdeckt, als es ohne die Titel geschehen seyn würde. Was half es dem Esel, daß er sich in die Haut des Löwen steckte? seine langen Ohren ragten hervor, und seine Stimme bewegte das ganze Thiervolk zur lauten Lache.

Tod.

Heute roth, morgen todt. Heut an mir, morgen an dir. Der Tod hat keinen Respect. Der Tod macht alle Menschen gleich. Der gute Tod, hilft aus aller Noth. Der Tod muß eine Ausred' haben. Wie man lebt, so stirbt man. Das End' gut, alles gut. Es giebt kein Kräutl wider den Tod. Er steht schon mit einem Fuß im Grab. Er hat seinen Theil gegessen. Er hat seinen Löffel weggeworfen. Er hört den Gukguk nicht mehr schreien. Es thut ihm kein Zahn mehr weh. Er hat's mit der Haut bezahlt.

Heraklit erklärte die Menschen für sterbliche Götter. Sie sterben, sagt er, im Leben, und leben im Sterben. Der Funke der Göttlichkeit ist im Menschen nicht zu verkennen. Er klimmet unter der Asche; erst wann diese wegfällt, kann er in eine Flamme auflodern. Wir bemühen uns aber sehr, diesen Aschenhaufen um uns herum zu erhalten, so lange es nur möglich ist. Der Mensch würde in der Luft nach dem Blitz, und im Wasser nach einem Strohhalm greifen, um sich zu erhalten. Allein alle Mühe ist zuletzt vergebens, wir

sind alle von der Natur zum Tod verdammt. Schon mit dem ersten Pulsschlag klopft dieser Zerstörer an der Thür des Lebens. Es stirbt in uns zuerst das Kind, dann der Jüngling, nachher der Mann, der Greis ist ohnehin schon zu kraftlos, um länger widerstehen zu können. Doch der Tod meynt es gut mit uns, er ist ein Befreier des edlen Gefangenen, der mit den Banden des Leibes gebunden ist. Der Mensch wird erst völlig gebohren, wenn er stirbt. Bei der ersten Geburt sondert sich nur ein Leib von dem andern. Bei der zweyten Geburt oder dem Tode sondert sich das Geistige von dem Körperlichen. Das Kind der Unsterblichkeit geht hervor, wie aus dem Moder die Flamme sich entbindet. Der Geist stammt nicht aus dem Körper, er ist weit über ihn erhaben, er ist ein freyes, unvertilgbares Wesen, welches, befreit von dem Körper, nun höherer Verhältnisse fähig ist, als diejenigen waren, in denen es bisher ihre Kräfte entwickelte und übte. Sollte demnach der Tod nicht vielmehr ein Freudenfest, als ein Trauertag seyn? Plutarch ist dieser Meinung, indem er schreibt: „Ein braver Mann verdient nicht Klagelieder, sondern Hymnen; nicht Trauer, sondern ein ruhmvolles Andenken; nicht bittere Thränen, sondern fröhliche

Opfer. Denn durch den Tod ist er nur zu einem viel herrlichern Leben gelangt, und von dem Dienste des Körpers und den davon herrührenden nagenden Sorgen und Anfällen befreyt, welche jeder, dem ein sterblicher Leib zu Theil geworden ist, so lange dulden muß, bis er die ihm bestimmte Lebenszeit vollendet hat." Sokrates meynte deßwegen, daß rechtschaffene Leute den Schwanen nachahmen, und singend sterben sollen. Allein, die meisten Menschen zittern vor dem Tode. Sie wünschen, in dem Kerker des Leibes ewig zu leben. Die Ahnung des rechten Lebens ist bei ihnen nicht bis zur Zuversicht gediehen. Sie fürchten im Tode zu vergehen, oder eine strafende Gottheit. Viele Menschen bringen auch ihr ganzes Leben in einer Täuschung hin, welche sie die Dinge, die sie umgeben, nicht vom rechten Gesichtspunkte ansehen läßt. Erst wenn sie alle diese geliebten Sachen über Bord werfen, und allein das unbekannte Meer der Ewigkeit befahren sollen, erwachen sie, wie vom Traume, und beklagen sich über die Täuschung. Ich bin alles gewesen, und alles ist nichts, rief Septimius Severus, der Kaiser, auf seinem Sterbelager. Das hätte er mit einigem Nachdenken wohl früher einsehen können. Es grünt ja schon

der Baum zum Sarge, wenn der Mensch gebohren wird. Doch es ist nicht schön, wenn man von der Erde, wo man viele Jahre verpflegt wurde, und alles gelernt hat, was man weis, und sich wenigstens zu einem edlen Wesen hätte bilden können, mit Schmähungen auf ihre Eitelkeit abtritt. Soll die Erde mehr leisten, als sie vermag? Es ist ihre Schuld nicht, wenn wir uns irrige Begriffe von ihrer und unserer Bestimmung machen. Die Weisen scheiden mit Dankbarkeit von ihr. Antipater von Tarsus erzählte kurz vor seinem Abschied alle genossene Glückseligkeiten seines Lebens, sogar eine glückliche Seereise nach Athen vergaß er nicht. Plato dankte Gott, ehe er starb, daß er als Mensch, als Grieche und zu den Zeiten des Sokrates gebohren wurde. Sokrates unterhielt sich, ehe er den Giftbecher trank, mit dem würdigsten, und eben schicklichsten Gegenstand, mit der Unsterblichkeit der Seele. Dieses sind artige Gäste, die so von der Erde Abschied nehmen. Dank für das empfangene Gute und Freude zur Reise in's Land der hohen Bildung ziemt dem Edlen, der den unzerstörbaren Geist in sich fühlt, wie ihn der Dichter füh te:

Es ist kein leerer schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Thoren.
Im Herzen kündet es laut sich an,
Zu was Besserm sind wir gebohren,
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuschet die hoffende Seele nicht.

Schiller.

Trägheit.

Ein schlafender Fuchs fängt keine Henne. Ein guter Hahn wird nicht fett. Er bohrt nicht gern dicke Bretter. Gutes Land macht faule Leute. Ist morgen auch noch Zeit. Komm ich heut nicht, komm ich morgen. Wo er hinkommt, ist die Kirchweih schon vorbei. Er wartet, bis ihm die gebratenen Vögel in's Maul fliegen. Er sitzt hinterm Ofen, und schwitzt halbe Batzen. Er macht gern blaue Montag. Er ist stinkfaul. Er ist zu faul, als daß er's Maul aufthun möchte. Er hat ein beständiges Faulfieber.

Trägheit ist ein Scheu vor Anstrengung seiner Kräfte. Der Träge nährt sich lieber

schlecht und leidet Noth, als daß er seine Körperkräfte anstrenget. Er glaubt lieber blind, als daß er seine Geisteskräfte zur Erforschung der Wahrheit anwenden möchte. Der Träge hält die Ruhe für die größte Glückseligkeit. Die Trägheit scheint jedoch eine körperliche Krankheit zu seyn. Denn der Mensch ist seiner Natur nach thätig, er liebt Beschäftigungen und hat Eckel an langer Weile. Ein dickes Blut, ein schwerfälliger Körper, ein feuchtes Clima können die natürliche Thätigkeit hemmen. Oft ist aber auch die Trägheit nur eine Angewöhnung, wenn dem Menschen zu wenige Arbeiten angewiesen sind, wenn er zu wenige Arten von Beschäftigungen kennet, oder zu wenige Reize zur Thätigkeit von aussen auf ihn wirken; so verwöhnet er die Anstrengung, treibt alles nur nach seiner Bequemlichkeit, wird selbst in seinen wenigen Beschäftigungen nachläßig, und geht oft im eigentlichen Sinne in Faulniß oder Faulheit über. In Ländern, wo die Erde ohne mühsame Anstrengung hinlängliche Lebensmittel liefert, oder wo ein heißes Clima die Nerven schwächt, findet man faule Leute die Menge. Diese vermögen keine strengen Arbeiten zu übernehmen, jene finden es nicht nöthig. Es giebt sehr viele Menschen, die in

ihren Berufsarbeiten träge, aber in andern Geschäften sehr thätig sind. Das ewige Einerley ihrer Berufsarbeiten wird ihnen abgeschmackt. Daher lieben alle Menschen die Vakanztäge, wo sie aus dem täglichen Joche ausgespannt werden und sich nach ihrem Gefallen bewegen können. Viele glauben, die Anhänglichkeit der Landleute an die abgewürdigten heiligen Feste gründe sich in abergläubischer Religiosität, weil das Volk lärme, daß man keine Achtung gegen die Heiligen mehr habe. Allein, das Volk ist so dumm nicht, als es in gewissen Fällen zu seyn scheint, wo es die wahre Ursache ihres Betragens nicht angeben mag. Es ist dem Volke nur, wie den Studenten, um die Vakanztäge zu thun. Schwere anhaltende Arbeiten, besonders solche, bei denen der Geist keine Nahrung findet, verrichtet wohl jedermann nur aus Noth. In diesem Sinne ist das ganze ehrsame Menschengeschlecht träge. Daher macht gutes Land überall faule Leute. Wenn die Arbeitsamsten von einem magern Lande in ein fettes Erdreich versetzt werden, so werden sie den Vortheil bald bemerken, und ihre Kräfte, wie die Ureinwohner für das Alter sparen.

Trauen.

Trau', schau', wem? Trauwohl ritt das Pferd davon. Sieh für dich, trauen ist mißlich. Trau niemand, ehe du eine Salzscheibe mit ihm gegessen hast. Man kann niemand in's Herz sehen. Wenn man sich auf andere verläßt, ist man verlassen genug. Was man nicht greifen kann, muß man glauben. Den Esel führt man nur einmal über das Eis. Es schlafen nicht alle, welche die Augen zuhaben. Der Fuchs ändert den Balk, aber nicht den Schalk. Stille Wasser fressen tief. Er ist nicht weit her. Er hat ihn sitzen lassen. Er hat ihn im Stich gelassen. Er ist ein Stockmauser. Er hat's faustdick hinterm Ohr.

Auf die Redlichkeit anderer trauen, beurkundet zwar eigene Rechtschaffenheit, aber nicht immer auch Klugheit. Wo man selbst sehen, hören, schmecken, riechen, fühlen, wägen, zählen, messen kann, gehet man sicherer zu Werk. Es tragen so viele Füchse Schafpelze, daß es die Schafe selbst nicht übel nehmen können, wenn ihnen die Hennen nicht

ohne viele Vorsicht trauen. Doch die Kritik über die Trauwürdigkeit anderer darf nicht zu strenge geführt werden, wenn nicht aller Reiz des menschlichen Umganges verlohren gehen, und Menschen-Scheu und Haß dafür entstehen soll. Mit einem etwas scharfen Auge kann man die Füchse auch unter ihren Schafspelzen bemerken. Die fremde Tracht paßt nicht so genau am Leib, eben weil sie fremde ist. Und der Schafpelz hat keine Augen; der Fuchs muß mit seinen eigenen herausschauen, und das sind Fuchsenaugen. Alexander der Große sah' seinem Leibarzt Philipp auch in die Augen, als er ihm den Brief des Parmenion zum Lesen hingab, worin der Schreiber berichtete: Philipp wäre von Darius bestochen, den Alexander zu vergiften. Er trank aber den Arzneybecher aus, ehe noch der Arzt den Brief zu Ende gelesen hatte. Die Augen sind zu fein, als daß sie ohne Verwirrung ihre gewöhnte Manier ändern könnten. Sie zeigen sogleich an, wenn ihnen Gewalt geschieht. Wenn sich daher jemand nicht in die Augen will sehen lassen; so ist nicht wohl zu trauen. Die Stockmäuser von beyden Geschlechtern gehen alle mit untergeschlagenen Augen. Wo die Augen geschlossen sind, weis man gar

nicht,

nicht, wie man daran ist: denn es schlafen nicht alle, welche die Augen zu haben. Der Kaiser Galba schlief nur für den Mäcenas, aber nicht für seinen Herrn Kammerdiener, der einen goldnen Becher von der Tafel nahm, und beistecken wollte. Was machst du da, Schlingel, rief der schlafende Galba, merkst du nicht, daß ich nur für den Mäcenas dort schlafe, der sich mit meiner Frau unterhält. Trau also, aber schau, wem.

Trunkenheit.

Es ertrinken mehr im Glas, als im Wasser. Ein trunkener Mund, redet aus Herzens Grund. Einem Rauschigen muß ein Fuder Heu ausweichen. Das Wasser mag niemand in Schuhen haben, vielweniger im Magen. Das Wasser ist zu stark, es reißt oft Häuser ein. Er hat eine gute Stimm zum Trinken. Er ist hohl bis an die Zehen. Er ist ein durstiger Bruder. Er sauft wie ein Bürstenbinder. Er läßt kein Bier sauer werden. Er hat zu tief in Krug hineingesehen. Er sauft, daß

die Bimsen auf ihn wachsen. Er ist stern-voll. Er ist ein rechter Süfling, ein Naßkitl, ein Bierzapf, eine Bierlütze.

Trunkenheit ist die Gewohnheit, beym Genuß berauschender Getränke auszuschweifen. Der Rausch als Folge davon raubt die Besonnenheit, den Gebrauch der Vernunft, und damit die Herrschaft über sich selbst. Eben dadurch macht sie den Menschen zu Ausschweifungen fähig, von denen er nüchtern zurückbeben würde. Der große Alexander ermordete in der Trunkenheit seinen besten Freund Clitus, der gleichfalls berauscht ihm die Wahrheit zu derb in's Angesicht sagte. Dieser gräßliche Mord machte den König auf der Stelle nüchtern, und brachte ihn zur Verzweiflung. Allein, dieser Vorfall, so schrecklich er war, heilte ihn doch von der schändlichen Trinksucht nicht. Nachdem er bei einem Saufgelage schon die ganze Nacht zugebracht hatte, ließ er noch den sogenannten Herkules-Becher füllen, der sechs Maaß faßte, und leerte ihn auf die Gesundheit des Protras aus. Der große Säufer sank nun um, man trug ihn auf sein Bette, wovon er nicht mehr aufstand. Schon sein Vater König Philipp hat-

te diesen großen Fehler an sich. Ein Weib gab ihm hierüber eine derbe Lehre: Philipp sprach im Rausch ein ungünstiges Urtheil in einem Rechtsstreit dieses Weibs. Ich appellire von diesem Spruch, rief das Weib. Von deinem König? und an wen? — an eben den König, erwiederte das Weib, wenn er nüchtern seyn wird. Und sie fand bei dem nüchternen König Recht. Die Trunkenheit wurde bei den alten Völkern so wenig für einen Fehler gehalten, daß der größte Säufer noch um diesen Vorzug beneidet wurde. Brachte doch der jüngere Cyrus unter anderen Gründen, womit er die Lacedämonier zu seinem Beystand wider seinen Bruder Artaxerxes, König in Persien, bewegen wollte, auch diesen vor, daß er viel mehr Wein vertragen könne, als sein Bruder. Selbst die Gesandten von Athen rühmten von König Philipp von Macedonien, als sie vor dem Senat über ihre Gesandtschaft Bericht erstatteten, daß er einer der größten Trinker seines Reiches sey. Wie sehr die alten Deutschen in der Saufkunst erfahren waren, ist bekannt; aber auch wie oft ihre Saufgelage mit Mordthaten endigten. Dieses Laster dauerte selbst an den Höfen der Fürsten bis auf die letzten Jahrhunderte her-

ab. Viele Reichsgesetze wollten diesem Unfug steuern. Allein, Gesetze waren nicht im Stande, den Rittern und Fürsten die großen Humpen aus den Händen zu winden. Nur die nach und nach verfeinerten Sitten brandmarkten die Trunkenheit mit Schande. Bei den Engländern haben sich die Bacchusfeste länger erhalten. Vom Lord Rochester erzählt man, daß er einmal fünf Jahre hintereinander betrunken war. Er starb aber auch schon im 33ten Lebensjahre, obwohl sein Körperbau auf eine Dauer von hundert Jahren angelegt war. Bei Frauenzimmern ist die Trunkenheit noch viel eckelhafter als bei den Männern. Deßwegen wurde sie bei diesem Geschlechte zu allen Zeiten für ein schändliches Laster erkannt und verabscheut. Im alten Rom war den Frauen das Weintrinken auf's strengste verbothen. Mecentius tödtete ungestraft seine Frau, weil sie sich ein Räuschlein zu Schulden kommen ließ. Der Anblick eines Berauschten flößt Abscheu vor der Trunkenheit ein. Wie wird der Mensch durch sie herabgewürdiget, er lallet thörigt daher, geberdet sich wie ein Wahnsinniger, hat weder seine Vernunft, noch seinen Leib mehr in seiner Gewalt. Der junge Prinz am Hofe des Astyages, des Königs der Numidier, nahm sich diese

Erscheinung zur Warnung. Da ihn der König zum Trinken nöthigen wollte, weigerte er sich standhaft, indem er in seiner Unschuld sagte, er wolle kein Gift trinken, das die Leute schwindlich und wahnsinnig mache. Aus dem Mund der Kleinen spricht oft die Wahrheit, allein, die alten Sünder, vorzüglich die nassen Brüder, sind unverbesserlich.

Tugend.

Gut wollen und recht thun, ist viel gethan.
Fromm seyn, ist nicht mit Worten gethan.
Denk', red' und thue nichts, was nicht alle wissen, hören und sehen dürfen. Halt dich rein, und acht' dich klein; sey gern allein, mit Gott gemein. Ein weises Herz und froher Muth, sind köstlicher als Gold und Gut. Was recht ist, gefällt jedermann.

Die Tugend ist die unwandelbare Anhänglichkeit an die Vernunft. Was die Vernunft als recht und gut erkennt, das liebt und übt der Tugendhafte. Da sich aber die Sinnlichkeit im Menschen der Gesetzgebung

der Vernunft nicht willig und unbedingt unterwerfen will, so herrscht unter diesen beyden feindlichen Mächten ein heftiger Kampf. Der Friede kann nur durch gänzliche Unterwerfung der Sinnlichkeit hergestellt werden. Sie wird zwar nie ein willliger Unterthan, und muß immer unter Zucht gehalten werden; aber sie gewöhnt doch immer mehr das Joch, und erleichtert dadurch der Vernunft ihre Beherrschung. In den Zeiten der Rohheit wurde die Sinnlichkeit so mächtig, daß die Vernunft unterliegen mußte. Die Gottheit war bemüssiget, der unterdrückten und geschändeten Vernunft mit ihrem ganzen Ansehen zu Hülfe zu kommen. Und von der Zeit an ist die Tugend mit dem unverwelklichen Kranz der Religiosität geschmückt. Die Tugend ist so ehrwürdig, daß selbst Bösewichte Ehrfurcht gegen sie empfinden. Allein, ihr Anblick ist ihnen lästig, da er unwiederleglich ihr Betragen tadelt. Seneca mußte sterben, damit Nero seines Anblickes los würde. Die Tugend hat seligere Folgen, als das Laster. Denn die Mühe, die sie kostet, ist bald vorüber, aber das Vergnügen, welches sie bewirket, bleibt immer. Da im Gegentheil das Laster oft viel mehr Mühe kostet, und das Vergnügen, welches es gewähret, schnell vorüber eilet. Die

Freuden der Tugend sind bis auf den letzten Tropfen schmackhaft, während die Freuden der Bösen bald bitter und reuig werden. Die Leiden des Tugendhaften mildert das Bewußtseyn der Schuldlosigkeit und der Glaube des reichsten Ersatzes, wenn einst die sittliche Weltordnung hergestellt wird; da hingegen die Bösen verschuldet und ohne Ersatz leiden. Die Tugend fodert freylich oft große Opfer, Vermögen, Gesundheit, den guten Namen und selbst das Leben. Allein, es ist vernünftiger, alle Güter von geringerm Werth über Bord zu werfen, um das höchste Gut zu retten; als mit Verlust dieses Größten jene geringern zu besitzen. Wenn mit der Tugend immer auch das Glück, und mit der Bosheit das Unglück verbunden wäre; so würden wohl alle Menschen der Tugend anhangen. Aber ächte Tugend, die um keinen Sold dient, würde sich dann nicht entwickeln. Jene Harmonie kann erst eintreffen, nachdem der Tugendhafte an widrigen Schicksalen gezeigt hat, daß nicht Eigennutz, sondern reine Liebe zum Wahren, Guten und Rechten ihn beseele.

Uebung.

Die Uebung macht den Meister. Treib's, so geht's. Was man treibt, das bleibt. Durch Spinnen lernt man spinnen. Wer oft schießt, trift endlich. Ein gebrauchter Schlüssel ist immer blank.

Das Begreifen der Regeln bei einer Kunst ist das leichteste. Allein, die Fertigkeit, diese Regeln anzuwenden, entsteht nur aus einer vielfältigen Uebung. So lange der Künstler noch immer an die Regeln denken muß, kann er den Geist der Kunst nicht betrachten. Sind sie ihm aber durch die Kunst so geläufig geworden, daß er sich ihrer bei seinen Arbeiten nicht mehr bewußt ist; so kann sich dann sein Geist allein mit dem Ideal seiner Kunst beschäftigen. Selbst die körperlichen Hindernisse überwindet die Uebung. Sie poliert die Unebenheiten weg, und macht das Steife geschmeidig. Demosthenes, der berühmteste Redner zu Athen, stammelte so arg, sprach gewisse Buchstaben so sonderbar aus, daß er das erstemal, da er als Redner auftrat, allgemeines Gelächter erregte. Er übte sich aber so lange im Verborgenen, bis er die Natur bezwang, und der berühmteste Redner seiner

Zeit wurde. König Philipp von Macedonien gestand selbst, daß ihm die Beredtsamkeit dieses Mannes mehr als die Armeen und Flotten der Athenienser geschadet haben: er würde selbst dem Krieg wider sich beigestimmt haben, sagte er, wenn er diesen mächtigen Redner hätte sprechen gehört. So viel vermag die Uebung. Dagegen ist das Wissen ohne Uebung unbrauchbar. Viele werden in den Wissenschaften unterrichtet, können aber keinen Gebrauch davon machen, weil sie selbe durch Uebung nicht in ihre Gewalt gebracht haben. Sie sind nur Hörer, und keine Thäter. Wenn die Lehrjungen in den Werkstätten ihren Meistern nur auf den Mund sehen, und nicht selbst Hand an's Werk legen wollten; so würden wir bald ohne Schuhe und Kleider gehen müssen. Die Meister der Handwerke haben eine viel bessere Methode ihre Jünger zu unterrichten, als die Meister der Geisteswerke.

Uebergabe.

Uebergeben heißt nicht mehr leben. Es ist besser, die Kinder bitten einen, als wenn man die Kinder bitten muß. Man zieht sich nicht gern eher aus, als bis man

schlafen geht. Die Alten gehen den Jungen im Weg. Die Alten machen den Jungen Zeit und Weile lang. Wenn sie Gott zu sich nähme, wären sie wohl aufgehoben. Man kann ihnen ja nichts bessers wünschen, als das ewige Leben.

Plato will, man soll vor dem dreyßigsten Jahr nicht heurathen, weil sich früher die Heuraths-Materialien nicht im vollkommenen Stande befinden, wozu auch die Klugheit, eine Familie zu regieren, gehören mag. Aber auch schon deßwegen soll man nicht früher heurathen, weil die Kinder zu alt werden, ehe man sich ihretwegen ausziehen und schlafen gehen will. Der betagte Erbe des väterlichen Gutes wird mit dem unkindlichen Wunsch zu kämpfen haben, der Vater möge in einen andern Planeten versetzt werden. Reiche Väter sollten ihre längst mannbaren Kinder keiner Gefahr aussetzen, die kindliche Liebe zu verliehren. Sie haben ja nicht nöthig, sich bis auf's Hemde auszuziehen. Einen bequemen und warmen Schafpelz mögen sie sich immer vorbehalten. Bey nicht [illegible] Bemittelten bleibt das Uebergeben eine be[illegible]liche Sache. Die Familie wird vermehrt, ohne daß

die Einkünfte vermehrt werden. Es entste-
hen Nahrungs-Sorgen. Eine Erleichterung
gäbe das Schlafengehen des vorigen Besi-
tzers; man gönnte ihm ewige Ruhe. Die Al-
ten wollen auch fortregieren, wenn sie schon
Kron und Zepter, wie Kaiser Karl V. nieder-
gelegt haben. Allein, die Jungen wollen sich
mit dem alten Schlendrian nicht mehr schlep-
pen, und haben oft zu wenig Feinheit, um
ihre Ideen den Alten annehmlich zu machen.
Das Alter ist wunderlich, man kann nicht ge-
nug Achtsamkeit dafür haben, es glaubt, ver-
nachläßigt zu seyn, und den Wunsch in den
Augen der Jungen zu lesen, daß der liebe
Gott das Beste bei der Sache thun möge.
Nur Eltern, die ihre Kinder recht gut erzo-
gen, und die kindliche Liebe sorgfältig in ih-
nen gepflegt haben, können sich ihren Kindern
ohne Furcht auf Discretion ergeben.

Ungeschicklichkeit.

Grobe Säcke näht man nicht mit Seide.
Junge ... iser pfropft man nicht auf alte
Stämme. Mit einem Narrn ist kein Kind
zu taufen. Uebersehen ist auch geschehen.

Man muß den Fischen das Schwimmen nicht lernen wollen. Das schickt sich, wie eine Faust auf ein Aug. Da heißt's: Reim dich oder ich fresse dich. Der hat's Kuhfenster getroffen. Er setzt den Fleck neben dem Loch. Es hat ihn der Ungeschickte grüßen lassen. Er spannt den Wagen vor die Pferde. Er zäumet das Pferd beim Schwanz auf. Seine Sache hat weder Händ, noch Füß. Es ist weder gesalzen, noch geschmalzen. Es hat weder Saft, noch Kraft. Er fällt mit der Thür in's Haus hinein. Er schütt's Kind samt dem Bad aus. Er hat eine Sau aufgehoben. Er hat einen Bock geschossen. Er reitet auf'n Roß und sucht es. Ein Ungeschickter hat immer Feyerabend.

Die Ungeschicklichkeit besteht im Widerspruch der Handlung mit dem Zweck, den man dadurch erreichen will. Der das Pferd beym Schwanz aufzäumt, wird es nicht leisten können. Dem Ungeschickten fehlt es an Klugheit oder an Gewandtheit. Er wählt die rechten Mittel zum Zweck nicht, oder weis sie nicht gehörig anzuwenden. Oft entspringt sie

auch nur aus Unachtsamkeit, wie bei jenem Knechte, der fünf beladene Esel zu Markt trieb, im Rückweg aber nur vier vor sich hergehen sah, indem er auf dem fünften saß, und eben für verlohren hielt, bis ihm jemand, der seinen Jammer hörte, versicherte, daß er wohl gar sechs Esel sehe, indem sich zwey aufeinander befänden. Es giebt selten einen Menschen, der zu allen Geschäften ungeschickt wäre. Aber der Geschickteste in einem Geschäfte kann sich in einem andern sehr ungeschickt benehmen. So schießen oft die Hochstudierten, so bald sie aus ihrem Zirkel heraustreten, die größten Böcke. Die dummen Leute lachen dann über sie, weil sie in ihrer Einfalt glauben, es sey nöthiger, die Dinge, die uns umgeben, zu kennen, als die Höhe der Cordilleras im südlichen Amerika. Solche örtliche Ungeschicklichkeiten können durch Uebung gehoben werden, wie man an den Bauernjungen sieht, wenn sie zu Militärs zugehobelt werden. Deßwegen oder wahrscheinlicher, nicht deßwegen gab Antisthenes den Athenern den Rath: sie sollten verordnen, daß man die Esel eben so zum Ackerbau gebrauchen sollte, wie die Pferde. Diese Thiere, schrieen alle entgegen, sind zu dergleichen Dienste ganz ungeschickt, o Antisthenes! wo

denkst du hin! Das macht nichts zur Sache, erwiederte der Spötter, ihr dürft es nur verordnen, die Esel werden dann so geschickt, wie die Pferde. Macht ihr doch auch nicht selten die ungeschicktesten Menschen zu Befehlshabern, und sie werden im Augenblicke ihrer Stelle würdig. Allein, Antisthenes sollte bedacht haben, daß es sehr schwer sey, die Geschicklichkeiten Anderer richtig zu beurtheilen, ehe man sie eine Periode von Geschäften hindurch beobachtet hat. Unsere Zeiten sind viel vorsichtiger hierin, und ordnen Geschicktes und Ungeschicktes nur provisorisch.

Unglück.

Holz und Unglück wachsen alle Tage. Man darf um 's Unglück keinen Bothen schicken, es kommt selbst. Es ist selten ein Unglück ohne Glück. Es kommt selten ein Unglück allein. Wer den Balg verliehrt, muß oft noch den Schwanz dreingeben. Wenn 's Unglück will, fällt sich die Katze vom Stuhl herab todt. Jeder Tag hat seine Plag. Es hülft keine Kron für das Kopfwehe. Dörner kommen vor den Rosen, und der Charfreytag vor

Ostern. Eine Haselnuß ist doch kein gescheitertes Schiff. Gott verläßt keinen Deutschen, hungert ihn nicht, so dürstet ihn doch. Es ist schon mancher Sturm über ihn gegangen. Er ist vom Regen in die Traufe gekommen. Es ist ihm ein Haas übern Weg gelaufen. Das ist ein Nagel zu seinem Sarg. Glücklich ist, wer vergißt, was nicht zu ändern ist.

Unglück nennt man die Uebel des Zufalles, die ohne Schuld einen Menschen treffen. Doch da in der Natur alles nach weisen Gesetzen eingerichtet ist, so ist Zufall ein Unding. Weil aber der Mensch die Verbindung der Dinge oft nicht einsieht, so deckt er mit dem Worte Zufall seine Unwissenheit zu. Die weisesten Männer zu allen Zeiten haben die Unglücksfälle für zwar strenge aber treffliche Lehrmeister der Menschen gehalten. In der Schule des Unglückes, sagen sie, sind die großen Männer gebildet worden, die ewige Muster für die Menschheit sind. Das Glück zeiget uns gewöhnlich nur die Laster, das Unglück aber die Tugend der Menschen. Die Rauchwerke geben nur auf der Glut ihre lieblichen Gerüche. Die Unglücksfälle sind

Aufgaben, derer Auflösung der Unglückliche nicht von sich weisen kann. Durch die Anstrengung, die dabey nöthig ist, entwickeln sich alle seine Kräfte. Es liegt im Menschen viel verborgen, das immer schlummern würde, wenn es nicht durch einen Stoß von außen, wie der Funke aus dem Kiesel, zu sprien gereizt würde. Manchmal sind die Unglücksfälle heilsame Arzeneyen, die entweder die Gesundheit der Seele erhalten, oder, wenn sie verdorben war, wieder herstellen. Oft sind sie nur die Geburtswehen von höhern Freuden; oder Schutzgeister, die uns vor einem Abgrund zurückreissen, und etwas unsanft hinschleudern, um uns schnell zur Besinnung zu wecken. Unterdessen würde die Zahl der Unglücklichen viel geringer seyn, wenn alle Menschen richtige Begriffe von dem Werthe der Dinge hätten. Viele leiden nur an eingebildeten Uebeln. Schon Epiktet bemerkte, daß die Menschen mehr durch die Vorstellungen und Meinungen, die sie sich von den Dingen machen, als durch die widrigen Zufälle selbst geplagt werden. Jeder will Rosen ohne Dörner haben, ohne zu bedenken, daß sein Wunsch der Einrichtung der Natur zuwider ist. Dabey schielt er immer nur auf

das,

das, was ihm nach seinen übertriebenen Forderungen mangelt, und bemerkt das Gute nicht, welches er wirklich besitzt. Er vergrößert jedes Uebel, das ihn drückt, heftet ganz seinen Blick auf selbes, da er doch das Gute, welches noch damit verbunden ist, sorgsam beschäftigen soll. Es ist ein wichtiges Lehrstück für den Wanderer durch die Erde, daß er an allen Dingen die gute Seite zu bemerken lernt. Es macht ihn zufriedner mit der Welt und den Menschen. Jedes Ding hat zwey Handgriffe, sagt ein Weiser, woran es gefaßt und behandelt werden kann, einen guten und einen bösen. Bei jenem faßt es der Kluge. Kann er aber den bösen Handgriff nicht vermeiden, so läßt er doch auch den guten nicht fahren. Diese Weisheit verstehen die Einfältigen oft viel besser, als die Vielfältigen.

Untreue.

Untreue trift seinen eigenen Herrn. Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst drein. Wer sich auf andere verläßt, ist verlassen genug. Aus anderer Leut Häute ist gut Rie-

men schneiden. Es sind böse Hennen, die die Eyer verlegen. Der Horcher an der Wand, hört seine eigne Schand.

Der Untreue hält die Verträge nicht, die er eingegangen, oder erfüllet seine gemachten Versprechungen nicht, oder er täuschet unter dem Schein der Ehrlichkeit, oder er plaudert die Geheimnisse eines andern aus. Untreue macht den Menschen vor andern Lastern verabscheuungswürdig: weil sie das Zutrauen unter den Menschen, die süßeste Frucht des geselligen Lebens, zerstöret. Deßwegen machte Dion gar keine Gegenanstalten, als er erfuhr, daß sein Freund Kalipp ihm nach dem Leben strebe. Denn er glaubte, es sey besser zu sterben, als in einer Welt zu bleiben, wo man sich auf solche Freunde nicht mehr verlassen könnte. Es ist daher oft geschehen, daß selbst diejenigen, zu derer Nutzen die Untreue begangen wurde, vom Abscheu dieses Lasters ergriffen, den Treulosen in's Verderben stürzten. So handelte der edle römische Feldherr Camillus. Als er die Stadt Phalerii belagerte, führte der Schullehrer dieser Stadt alle ihm anvertraute Kinder, unter dem Vorwand eines Spatzierganges, in's feindli-

che Lager. Hier, sprach der Treulose zu Camillus, überliefere ich dir in diesen Kindern die Stadt. Der große Mann ergrimmte über die Bosheit dieses Bösewichtes, ließ ihm alle Kleider vom Leibe reissen, die Hände auf den Rücken binden und den Knaben Geiseln geben, womit sie den Verräther zurück in die Stadt peitschen sollen. Die Eltern waren in Verzweiflung über den Verlust ihrer Kinder. Da sahen sie auf einmal das sonderbare Schauspiel, und hörten von ihren Kindern den Camillus als ihren Erretter und Vater rühmen. Ueber diesen Edelmuth des feindlichen Feldherrn auf's innigste gerühret übergaben sie freywillig die Stadt. Ein ähnliches Beyspiel gab der römische Redner Crassus, der mit dem Papirius Carbo in einem Proceß verwickelt war. Ein Sklave des Letzten brachte dem Crassus Papiere, woraus er wider seinen Herrn Beweise führen könnte. Crassus schickte aber den Sklaven in Ketten geschlossen samt den uneröffneten Papieren an Papirius zurück. Eine solche Aufnahme soll die Untreue überall finden, und wo sie eine bessere findet, soll den Freund der Treulosen allgemeine Verachtung brandmarken.

Vaterlandsliebe.

Jeder Vogel liebt sein Nest. Wo der Haas fällt, ist er gern. Jeder Hahn kräht freudig auf seinem Mist. Ein Mann in seinem Haus ist stärker als vier draus. Ein Prophet in seinem Vaterland gilt nichts. Es ist überall gut Brod essen, wenn man eines hat. Anderswo ist die Welt auch nicht mit Brettern verschlagen.

Die Vaterlandsliebe ist eine Vorliebe gegen das Land, in dem wir gebohren und erzogen sind; und gegen das Volk, zu dem wir gehören. Ihr Werth beruht auf den Grund, aus dem sie entspringt. Meistentheils ist die gepriesene Vaterlandsliebe weiter nichts als ein Behagen des Gewöhnten. Man hat die Berge, Thäler, Hügel, Ebnen, Ströme, Clima, Früchte, die Lebens- Denk- und Handlungsweise, die Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten und die Menschen lieb, mit denen man von Jugend auf gelebt hat. Und dieser Angewohnung wegen ist man nicht geneigt, sein Vaterland zu verlassen. Man findet anderswo nicht so viele Aehnlichkeitspunkte zur Annäherung mit Menschen.

Der Samojede fand in Petersburg kein Vergnügen, er wünschte sehr, bald in seine Heimath zu kehren, wo jedermann auf den Schlittschuhen laufen könne. Der Schweizer seufzet in der Fremde nach seinen Alpen; der Schwabe nach seinen dicken Suppen, der Baier kann seine Dämpfnudl und Speckknödl nicht vergessen und so haften viele nur mit sehr materiälen Banden an ihrem Vaterlande. Von höherm Werthe ist die Anhänglichkeit an's Vaterland, welche von der Liebe zur Staatsverfassung desselben entspringt, und gewöhnlich Patriotism genennt wird. Dieser zeigt sich aber vorzüglich in denjenigen Staaten, wo die Nation einigen Antheil an der Regierung hat. In den alten Freystaaten war der Patriotism sehr allgemein und erzeigte oft die bewunderungswürdigsten Thaten. In Monarchien, wo alles Diener bis auf einen ist, findet jener hohe Geist des Patriotism keine Nahrung. Man pflegte dagegen den Ehrtrieb desto sorgfältiger, um durch ihn ähnliche Produkte hervorzubringen. Allein, es mangelt diesem Trieb wenigstens die Würde des ersten: denn er ist auf Lohnsucht gegründet, die nicht großherzig macht. Hätte Aristides eigne Ehre gesucht, so würden die Athener die berühmte Schlacht bei Marathon nicht

gewonnen und damit ihr Vaterland gerettet haben. Aristides bewog durch sein Ansehen die zehn Generäle, unter welche das Commando der Armee vertheilt war, die ganze Macht dem Miltiades allein zu überlassen, und für diesmal unter ihm zu dienen, weil er vorsah, daß sonst die Schlacht verlohren würde. Eben dieser große Patriot stand dem Themistokles, seinem persönlichen Feind, mit Rath und That bei, und überließ ihm die ganze Ehre des Sieges; denn hier gilt es das Vaterland, unsre privat Händel lassen sich verschieben. Oft ließ Aristides bei den Versammlungen des Volkes durch Andere gute Vorschläge machen, um die gute Sache durch den Widerspruch seiner Feinde nicht hinterstellig zu machen. So handelt kein Ehrgeiziger. Wenn der Redner Hipperides sich auf der Folter die Zunge abbeißt, um durch die Heftigkeit des Schmerzes nicht verleitet zu werden, sein Vaterland an den Antipater zu verrathen; wenn Horatius Cocles den Brückenkopf allein wider eine Armee vertheidiget, um den Römern zum Rückzug Zeit zu gewinnen; wenn der Feldherr Regulus den Kaufpreis für sein Leben, ein ganzes Heer gefangener Carthaginenser, zu theuer hält, und gegen alles Bitten seiner Familie, des Senats, und des Vol-

kes wieder in die Gefangenschaft nach Carthago zurückkehrt und den grausamsten Tod leidet, um für Rom einen vortheilhaften Frieden vorzubereiten; so sind dieß Thaten, die kein Ehrgeiz, wohl aber ein kleinern Seelen unbegreiflicher Patriotism hervorbringen kann. Wer wollte dem harten Lycurg diesen hohen Geist der Vaterlandsliebe absprechen, der freywillig zu Delphis den Hungertod starb, damit die Spartaner ihres Eides nicht entbunden werden konnten, seine Gesetzgebung bis zu seiner Rückkunft nicht abzuändern. Wen erfüllt der scheidende Cato nicht mit Wehemuth, der den Umsturz seiner vaterländischen Verfassung nicht überleben mochte. Seneca schildert diesen letzten römischen Patrioten, als eine Augenweide der Götter, die wohl nichts schöners auf Erde sehen können, als den Weisen im Kampf mit Thorheit und Laster. Es haben wenige Menschen Gelegenheit, ihre Vaterlandsliebe auf eine so glänzende Art zu zeigen, wie diese Helden der Vorzeit. Aber jeder hat die Pflicht, zum Wohl der Gesellschaft, dessen Mitglied er ist, so viel mitzuwirken, als er in seiner Lage kann. Denn was kann billiger seyn, als daß man der Gesellschaft mit Liebe und Dankbarkeit zugethan ist, die uns bei unserer Ankunft auf

der Erde unter sich aufnahm, die uns in unserm unbehilflichen Stand pflegte, und zu Menschen bildete; die uns Sicherheit unsrer Person und Eigenthums gewähret, die Befriedigung aller unsrer Bedürfnisse erleichtert, und unsre Freyheit schützet. Die Vorstände der Völker nähren diese Werthschätzung des Vaterlandes, indem sie demselben durch weise Einrichtungen Vorzüge vor andern Ländern verschaffen; die Freyheit nicht mehr beschränken, als es zum Wohl des Ganzen unumgänglich nöthig ist; die Laster verringern; die Lebensquellen vermehren; die Sicherheit von innen und außen besorgen, die Gerechtigkeit unverbrüchlich handhaben, und allenthalben Humanität befördern. Denn was man lieben soll, muß liebenswürdig seyn.

Veränderung.

Es bleibt nichts beym Alten. Immer was Neues und nie was Guts. Die Welt hat sich ganz verändert, man erkennt sich nicht mehr. Jetzt bläst ein anderer Wind. Jetzt geht 's aus einem andern Ton. Das Blatt hat sich gewendet. Er hat umgesattelt. Er ist, wie das Fähnl auf 'm

Dach. — Es steht alles noch auf den alten Füßen. Eine Gans flieht übers Meer, eine Gans kommt wieder her.

Die Welt hat sich ganz geändert, sagt man, wenn die alten Vorfahren wieder kämen, würden sie sich nicht mehr zu orientiren wissen. Das mag wohl seyn; denn jedes Zeitalter hat seine besondern Moden, Manieren, Launen, Ansichten, Tendenzen, Meinungen, Tugenden und Laster. Aus der Harmonie dieser Eigenthümlichkeiten wird der Geist des Zeitalters entbunden. Dieser herrschende Geist des Zeitalters ist der eigentliche Weltmonarch. Es verfließt einige Zeit bis er zum ruhigen Besitz seiner Herrschaft gelangt, denn sein Vorfahrer will sich nicht gutwillig des Thrones begeben. Er kämpft wider den Thronräuber; allein, da der alte Herr nur Alte auf seiner Seite hat, der neue Herrscher aber alles junge Volk um sich her sammelt, so muß er der Gewalt unterliegen, und ein Spott der Kinder werden. Wenn der Sieger nicht verblendet ist, so wird er seinen überwundenen Vorfahrer human behandeln, weil er dann weis, daß sein Stündlein auch einst schlagen wird. Denn diese Art Geister ist nicht un-

sterblich, wie die Geschichte der Menschheit lehret. Wenn nun der neue Herrscher zum ruhigen Besitz des Thrones gelangt ist, so ergreift er seine Zauberruthe, und was er damit berührt, wird verändert. Da bläst sogleich ein anderer Wind, da geht's aus einem andern Ton, da wenden sich die Blätter; nichts bleibt beym Alten, wenigstens muß ein neuer Name für die Lücke stehen, oder man streicht einem alten Gerümpel eine neue Farbe auf. Es hat unter den Zeitgeistern immer mehr schlimme als gute gegeben. Manche dieser regierenden Herren verwandelten, wie die Zauberin Zirze, ihre Unterthanen in Tyger, oder Schweine, oder Esel, oder Affen. Die alte Welt bestimmte den Werth ihrer Regierungen nach den verschiedenen Metallen. Man sprach von goldnen, silbernen, kupfern, bleyern Zeitaltern. Späterhin sprach man von finstern Zeitaltern, wo es so dunkel war, daß man kaum lesen konnte. Der folgende Zeitgeist steckte einige Lichter auf und man lebte im erleuchteten Jahrhunderte. Endlich hob sich die Sonne, und wir haben jetzt die Ehre, in dem aufgeklärten Zeitalter zu wandeln. Da jetzt jedermann alles klar vor Augen liegt, was in den finstern Zeiten mit Dunkel, und in den erleuchteten noch mit

Dämmerung umhüllt war; so werden alle Mängel und Irrthümer sogleich entdeckt, und auf der Stelle verbessert. Deßwegen kann nun nichts mehr auf den alten Füßen stehen bleiben. Wenn der jetzt glorreichst regierende Zeitgeist so lange bei Leben bleibt, bis er sein großes Tagewerk vollendet hat; so wird eine ganz neue Schöpfung dazustehen scheinen, über die sich der alte Schöpfer selbst höchlich wundern wird. Man konnte zwar über den eigentlichen Charakter dieses Geistes noch nicht einig werden. Einige, die ihn näher kennen wollen, behaupten, er sey weiter nichts als ein großer Windbeutel, der sich in prächtige Worte hüllet, in der That aber selbstsüchtiger ist, als je einer seiner dunklen oder erlauchten Vorfahren. Er strebe nur nach Genuß, sey wollüstig, üppig, und spotte über alte Treue und Glauben. Doch es ist nicht rathsam, über so mächtige Geister bei ihrer Lebenszeit zu urtheilen. Die Nachwelt wird ihm seine Leichenrede unpartheiisch halten, und ihm die Stelle anweisen, die er unter seinen Vorfahren verdient.

Verboth.

Die verbothene Frucht schmeckt besser. Was einem nicht soll werden, das ist das Liebst auf Erden. Er mag befehlen, und ich kann's thun oder lassen. Viel Gesetz, wenig Gehorsam.

Der Mensch will frey seyn, und dünkt sich weise genug, die Maximen seines Verhaltens selbst zu entwerfen. Deßwegen sind ihm alle Gesetze zuwider, indem sie seine Freyheit beschränken, und seiner eigenen Weisheit vorgreifen. Wenn jeder Mensch das allgemeine Wohl der ganzen Gesellschaft begreifen könnte, und nach Möglichkeit fördern wollte; so würden zur Erhaltung des Ganzen keine Gesetze von Außen nöthig seyn, weil aus freyem Willen von jedem geschehen würde, was die Gesetze aussprechen könnten. Allein, die Wenigsten faßen das höchste Wohl der bürgerlichen Gesellschaft. Die Meisten halten ihr Sinnenwohl für den höchsten Zweck des Bürgervereins, und weil dieses oft von dem wahren Zweck der Gesellschaft, der Erhaltung der Staatsverfassung gedrückt wird, so halten sie ihre Freyheit für unterdrückt, und die Gesetzgeber für Tyrannen oder Unverständige, und

würden, wenn sie es vermöchten, die Bande des Vereins zerreissen. Daher muß die Gewalt zwischen Freyheit und Gesetz in's Mittel treten, um jene zum Respekt gegen diese zu zwingen. Und in jenen Revieren der Gesetzgebung, wo der Zwang nicht hinreichen kann, muß selbst die Religion die Mittlerin spielen. Sie kann auch, wo sie lebendig ist, unendlich mehr bewirken, als der Zorn erregende Zwang. Denn sie gebiethet nicht; sie belehret, rathet als Freundin; schonet sohin das Freyheitsgefühl und den natürlichen Stolz, und hat ihrer Heiligkeit wegen mehr Ehrwürdigkeit als die bürgerliche Gesetzgebung. Je mehr deßwegen der religiöse Sinn aus der bürgerlichen Gesellschaft verschwindet, desto unsicherer kann die Gesetzgebung in jenen, ihrem Zwange unzugänglicheu Revieren auf Folgeleistung rechnen. Ja die Religion mildert überhaupt die Vorstellung von der Beeinträchtigung der Freyheit durch die Gesetze, und fördert dadurch einen willigen Gehorsam, der einen viel größern Werth als der Erzwungene hat, indem er den Gesetzpflichtigen in der Zufriedenheit erhält, und die Gesetzgebung vom Schein des Despotism verwahrt.

Verleumdung.

Man müßte viel Mehl haben, wenn man jedem das Maul stopfen wollte. Hüt' dich vor der That, der Lügen wird wohl Rath. Wenn jeder vor seiner Thüre kehren wollte, bliebe es überall sauber. Trage nur jeder seinen Sack auf die Mühle. Das Beste wird gedacht, das Böseste geredet. Er wird in der Leute Mäuler herumgezogen. Man nennt keine Kuh Blaßl, außer es hat ein weißes Fleckl am Kopf. Es ist nicht ohne, was Herr Jedermann spricht.

Die Verleumdung dichtet andern Fehler an, die sie nicht haben, oder vergrößert doch ihre wirklichen Fehler, oder dichtet falsche Umstände hinzu in der Absicht, dadurch zu schaden. Die Bekanntmachung wahrer Fehler von Andern ist zwar nicht Verleumdung, aber zeugt doch immer, wo keine Pflicht zur Offenbarung derselben auffodert, von großer Lieblosigkeit. Die Klatscherey, welche sich mit unbedeutenden Tagsnachrichten beschäftiget; die Ohrenbläserey, die ihre Lieferungen heimlich in's Ohr Anderer absetzt, sind nahe Verwandte

der Verleumdung, weil sie gewöhnlich die in der Eile gesammelten Nachrichten verfälschen. Auch der Schwätzer nimmt sich nicht Zeit, der Wahrheit gründlich nachzufragen, und braucht zu viel Stoff, um sorgfältig auszuwählen. Der Spötter kann sich ebenfalls nicht überwinden, der Sache eine launige Wendung zu geben, ob sie schon an sich sehr ernsthaft ist. Die grobe Verleumdung bereitet ihre Nachrichten ohne Zurückhaltung aus. Der feine Verleumder hingegen scheint seinen Feind zu schonen, nimmt oft die Mine des Freundes an, lobt und vertheidiget, während er verleumdet. Der Verleumder sieht oft vor, daß der Verleumdete seine Unschuld beweisen wird; seine Absicht ist dem ohngeachtet nicht verfehlt. Wenn der Gebissene auch seine Wunde heilet, so bleibt doch eine Narbe zurück. Er weis zu gut, daß man selten seine Unschuld so siegend beweisen kann, daß keine Möglichkeit für den erdichteten Fehler übrig bleibt, und kennt die Bösartigkeit des menschlichen Herzens zu wohl, welcher eine solche Möglichkeit genug ist, um ihr Urtheil bis auf weiters zu suspendiren. Die treflichsten Menschen sind am meisten der Verleumdung ausgesetzt. Die Wespen nagen nur an den besten Früchten. Die Vorzüge, die solche Menschen

haben, erregen den Neid, oder beleidigen den Stolz und die Ehrsucht anderer, die nun auf den Trümmern des guten Namens dieser Treflichen ihren verdunkelten Ruhm bauen wollen. Die Aegyptier hatten ein Gesetz wider die Verleumder, welches denselben die nämliche Strafe zuerkannte, die dem Verleumdeten würde getroffen haben, wenn die Aussage seines Feindes wahr gewesen wäre. Doch es giebt viele Fehler, die keine Gegenstände der Gesetzgebung seyn können, und doch den guten Namen eines Menschen sehr beflecken, ihm Ehre und Zutrauen rauben. Für solche Fälle hätte das ägyptische Gesetz keine Genugthuung leisten können. Die Rechtschaffenen glauben ohnehin von Andern nichts nachtheiliges, oder machen wenigstens keinen Gebrauch davon, bis sie völlige Gewißheit darüber haben. Die gewöhnlichen Verleumdungen, wo die Fehler eines andern nur vergrößert, oder in einer falschen Ansicht vorgestellt werden, haben für den Verleumdeten oft einen wichtigen Nutzen. Sie decken ihm seine Fehler auf, die er vielleicht selbst nicht gekannt hat, oder zwingen ihn, sie zu verbessern. Man muß einen recht bösen Feind oder einen wahren Freund haben, um vollkommen zu werden. Beyde schonen

unsre

unsre Eitelkeit nicht, sondern nennen unsre Eigenschaften beym rechten Namen, besonders der erste, der am weitesten entfernt ist, uns zu schonen. Wir sollen deßwegen, wenn uns Pfeile der Verleumdung treffen, mit dem König Philipp von Macedonien fleißig untersuchen, was wohl an der Sage wahres ist, und finden wir auch nur das Fleckchen, wegen dem man die Kuh einen Blaßl nennt, so sollen wir mit jenem König bekennen: der Schelm hat so unrecht nicht.

Verlegenheit.

Da ist guter Rath theuer. Da weiß man nicht mehr, wo aus und wo an. Da steht der Ochs am Berg. Man weis nicht, soll man lachen oder weinen. Er weis sich nicht zu rathen, noch zu helfen. Er kratzet hinter den Ohren. Er findet keinen Anfang und kein End.

Die Verlegenheit ist ein beunruhigender Zustand, wo man kein taugliches Mittel weis, sich schnell aus einer unangenehmen Lage zu

versetzen. Der Geist sieht unruhig nach allen Seiten, und alle Auswege scheinen ihm verlegt zu seyn. Ein kühner Geist hülft sich oft durch einen Sprung aus der Verlegenheit, wie jener Gesandte zu Konstantinopel that, für den im Audienzsaal kein Sessel gestellt war. Er breitete seinen Mantel über den Boden aus, und setzte sich darauf. Beym Weggehen ließ er den Mantel liegen. Auf die Erinnerung, selben mitzunehmen, erwiederte er voll Trotz: der Gesandte seines Königs sey nicht gewohnt, seinen Stuhl mitzuschleppen. Dem Großtürk gefiel die Kühnheit dieses Preußen. Allein, nicht jedem fallen ungewöhnliche Mittel ein. Der Alltagskopf erinnert sich manchmal der gewöhnlichsten nicht, die er bei der Hand hat, und läßt, wie im Claudius zu lesen ist, Sturm läuten, damit die Leute mit Heugabeln kommen, und die gebratnen Vögel verscheuen, die ihm in's Maul fliegen wollen, da er doch nur das Maul zumachen dürfte. Es geschieht aber auch zuweilen, daß gescheide Hennen das Ey verlegen und es nicht mehr zu finden wissen. Ein überraschender Gedanke kann einen Klugen aus den Sattel werfen. König Ludwig XV. von Frankreich wollte bei einer Musterung seine Truppen vor dem englischen Gesandten recht herausstrei-

chen. Sind meine Truppen nicht die bravsten in Europa, sagte er, sie sind alle mit den ehrenvollsten Narben bedeckt. Aber, Sire! sprach der Gesandte, was werden Sie von denen sagen, welche ihre Truppen in diesen ehrenvollen Zustand versetzt haben? Der Gedanke kam zu unerwartet, und bedrohete die Absicht des Königs zu gefährlich, als daß seine Majestät in der Geschwindigkeit ihn hätten beantworten mögen. Doch ein Grenadier half den König aus der Verlegenheit: Sie sind alle todt, rief er, die uns verwundet haben.

Verschwiegenheit.

Mit Schweigen verredet man sich nicht. Schweigen hat Wenige gereuet. Was man redet, kann man nicht mit dem Schwamm wegwischen. Was drey wissen, das wissen hundert. Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch noch an die Sonne. Er redt und deutet nicht. Er ist ein stilles Wasser. Stille Wasser fresen tief. Er wär ein guter Beichtvater.

Er hat die Maulsperre. Er hat das Maul zu Haus lassen. Er will mit der Farb nicht heraus. Er will mit der Sprach nicht heraus.

Der Verschwiegene theilt keine Nachrichten mit, deren Verbreitung andern unangenehm oder gar schädlich werden könnte, wenn ihn keine höhere Pflicht dazu auffodert. Er schweigt nicht nur über Geheimnisse, die ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut wurden; sondern über alle Reden und Thaten, die einem andern nachtheilig seyn können, wenn er auch gleich selbst dahinter kam, oder sie nur zufälliger Weise erfuhr. Die Verschwiegenheit ist heut zu Tag eine seltne Eigenschaft, obwohl sie, wo sie zu finden ist, hochgeachtet und mit Zutrauen geehrt wird. Leichtsinn, Unvorsichtigkeit, Stolz des Vielwissens, und die Plauderhaftigkeit sind die größten Feinde der Verschwiegenheit. Dem weiblichen Geschlechte ist die Verschwiegenheit nicht zuzumuthen, weil es von Natur viel redseliger ist, als die Männer sind. Ein Geheimniß ist für sie ein inneres Geschwür, das beständig drückt und zwickt, bis es aufgeht. Sie laufen ängstlich umher, wie die Hennen, die noths

wendig ein Ey zu legen haben, und nicht gleich ein Nest finden können, bis sie eine gute Freundin finden, die ihnen die Last des Geheimnisses tragen hülft. Von Männern aber kann man mit Recht mehr Stärke des Geistes fodern, und ist deßwegen die Plauderhaftigkeit ein Schandfleck an ihnen. Verschwiegenheit ist vorzüglich im Rathe der Regierungen von großer Wichtigkeit. Doch Weiber und Geld verleiten auch hier oft zum Verrath. Es ist eine seltne Verschwiegenheit, die der römische Senat bewieß, als man über das Schicksal des Perseus, des letzten Königs von Macedonien, zu Rath gienge. Dreyhundert Senatoren waren gegenwärtig, und doch blieb der Rathschluß vier Jahre verschwiegen, bis nämlich der Krieg wider diesen König seinen Anfang genommen hatte. Man kann nicht sagen, daß die Frauen der Senatoren viel weniger vorwitzig gewesen seyn müßten, als die Frauen unserer Zeit: denn die Geschichte mit dem jungen Papirius und seiner Mutter beweiset hinlänglich, daß die Frauen zu allen Zeiten sich in diesem Punkte gleich sind. Aber die Männer hatten dazumal die Herrschaft über die Frauen, und heut zu Tag soll der Fall, wie man sagt, umgekehrt seyn.

——

Versprechen.

Versprechen macht halten. Ein Mann, ein Wort. Sein Versprechen halten, steht schön bei Jung und Alten. Das Versprechen füllt den Magen nicht. Er verspricht goldne Berge. Wenn Worte nährten würden, lebte man bei ihm am besten. Er glaubt, Versprechen und halten sey zu viel.

Die Vernunft spricht es deutlich aus, daß man sein Versprechen halten müsse. Es könnte auch ohne diese Verbindlichkeit kein Verkehr mit andern bestehen. Denn wenn man sich auf die Zusagen und Versicherungen anderer nicht verlassen könnte, so würde man oft seine Anordnungen, sein ganzes Thun und Lassen vom bloßen Zufalle abhängig machen müssen. Und da wir fast keinen Schritt thun können, ohne uns auf andere verlassen zu müssen; so würden wir in ewiger Unruhe und Besorgniß leben, wenn andere unsere Erwartungen, die sie durch ihr Versprechen in uns erregt haben, täuschen dürften. Deßwegen leidet ein Versprechen auch keine willkührliche Deutung, sondern ihr Sinn muß nach der

dem Versprechen bewußten Erwartung desjenigen bestimmt werden, dem das Versprechen geschah! Dieser strengen Verbindlichkeit wegen nimmt sich der Rechtschaffene wohl in Acht, keine Versprechungen zu machen, die er nicht sicher zu erfüllen vermag. Er verspricht lieber wenig, und hält mehr, als er versprochen hat. Manche machen andern viele Versprechungen, ohne daß sie gesinnet oder auch im Stand sind, selbe zu erfüllen, nur um die Leute, wie sie sagen, getröstet zu entlassen. Allein, das ist eine unweise Schonung: denn wenn sich diese Leute nachher getäuschet sehen, so fällt ihnen diese Treulosigkeit viel schmerzlicher auf's Herz, als wenn man ihnen gleich Anfangs alle Hofnung benommen hätte. Andere sind schwach und getrauen sich ein Begehren nicht geradezu abzuschlagen, oder gerathen in Aengstlichkeit, wenn sie überrascht werden, und antworten so verworren und dunkel, daß zuweilen Erwartungen im Andern erregt werden, an die jene nicht gedacht. Bei vielen Menschen, welche sich zur feinen Welt zählen, sind die Versprechungen nichts als Complimente. Wer diese Sprache versteht, wird dadurch in seinen Erwartungen freylich nicht betrogen; aber welche niederträchtige Thorheit ist es, ohne Herz zu schwäzen! Es

ist diese Sitte in Deutschland nicht einheimisch. Die Deutschen waren ehemals wegen ihrer Treue bei Versprechungen berühmt. Ein Mann, ein Wort, hieß es bei ihnen; und das gab größere Sicherheit, als jetzt Eidschwüre, Briefe und Siegel. Man hört noch hie und da, als Bezeichnung eines redlichen Mannes, den Ausdruck: Er ist ein alter Deutscher. Auch unter den Maurischen Völkern in Spanien war das gegebene Wort ein Heiligthum, das auch bei eigenem Nachtheile nicht verletzt wurde. Die Geschichte hat uns ein schönes Beispiel hierüber aufbehalten. Ein spanischer Edelmann ermordete einen maurischen Jüngling, und flüchtete sich nach der That in einen Garten, worin eben der Eigenthümer desselben spatzieren gieng. Der Mörder bath um Schutz und Verheimlichung seiner Person. Der Maure versprach ihm Schutz, und verbarg ihn im nahen Gartenhaus. Bald nachher brachte man den Leichnam seines Sohnes, den eben der in Schutz genommene Edelmann ermordet hatte. Um Mitternacht kam der Maure in das Gartenhaus. Christ, rief er zum Spanier, der Jüngling, den du ermordet hast, ist mein einziger Sohn. Deine That verdiente den grausamsten Tod, aber ich habe dir mein Wort für deine Sicherheit gegeben.

Hier steht für dich mein schnellstes Maulthier, entfliehe deinen Verfolgern. Wer in solchen Umständen sein Versprechen halten kann, der verdient alle Hochachtung und Zutrauen. Die Treue in Erfüllung des gegebenen Wortes macht die Staaten eben so ehrwürdig, wie einzelne Menschen und verschaft ihnen das größte Zutrauen. Die Römer machten die besiegten Völker immer sehr leicht zu ihren Freunden, weil sie ihr gegebenes Wort pünktlich hielten. War der Staat in Noth, welches in den punischen Kriegen öfters geschah, so schossen alle Bürger Geld vor, weil der Staat richtig zurückzahlte. Treue und Ehrlichkeit ist die beste Staatskunst.

Verstand.

Der Verstand kommt nicht vor den Jahren. Er ist nicht auf den Kopf gefallen. Er hat Kritz im Kopf. Er hat Haar auf den Zähnen.

Der Verstand ist das Vermögen, aus den Vorstellungen der Dinge Begriffe zu machen, damit zu urtheilen und Schlüsse zu ziehen. Er ist kein Schöpfer, wie die Vernunft,

sondern nur ein Handarbeiter. Er schrottet die Vorstellungen, um das Gemeinsame derselben, die Kritze, zu erhalten. Es gehören viele Vorstellungen dazu, um ächte Kritze zu bekommen, deßwegen kommt der Verstand nicht vor den Jahren. Zum Zersetzen und Verbinden der feinen Merkmaale wird eine Gewandtheit erfodert, die erst durch lange Uebung, sohin nach Jahren erworben wird. Obwohl uns eigentlich der Verstand aus sich selbst nichts geben kann, indem er selbst nichts hat, sondern nur empfängt; so ist er doch unentbehrlich, weil wir uns nur durch ihn die hohen Ideen der Vernunft aneignen können. Der Verstand faßt den Lichtstrom der Vernunft in Gestade und leitet ihn vom Herzen zum Kopfe, macht die hehren Gefühle des Wahren, Guten und Schönen verständlich. Ein ausgebildeter Verstand leistet überall gute Dienste, er bringt in alle Vorstellungen erst Deutlichkeit und Bewußtseyn, stellt sie in Ordnung, setzt sie in Verbindung und bringt sie in ein Ganzes. Als die Gäste des römischen Feldherrn Paul Aemil die schöne Ordnung bei seiner Tafel bewunderten, die er selbst angab, sprach er: dem Verstand ist es gleich, eine Schlacht oder eine Tafel zu ordnen. Zu was er gereizt wird, das vollbringt

er. Doch, was er wirkt, ist nur sein Machwerk, und muß erst, wenn es einen Werth haben soll, von der Vernunft, die allein das Leben geben kann, anerkannt werden.

Unverständigkeit.

Was weis die Kuhe von der Muskatnuß. Er kennt Bisam und Marderdreck nicht auseinander. Es fehlt ihm, wo man die Ochsen hinschlägt. Er sieht den Himmel für eine Baßgeige an. Er redet von der Sache, wie der Blinde von der Farbe. Er hat läuten hörn, und weis nicht, wo. Sein Reden hat kein Heimat. Er macht alle Schuhe über einen Leisten. Es ist ihm zu rund. Er weis nicht, wie er in der Hose steckt. Du verstehst den Leimen, sollst ein Hafner werden.

Irrige Begriffe von den Dingen, die man behandeln will, und der Mangel des Vermögens, überall das Thunliche, Schickliche und Geziemende zu kennen, offenbaren die Unverständigkeit. Es ist keinem Menschen zuzumuthen, daß er über alle Dinge in der Welt

aufgeklärt ist, sohin ist wohl jeder Mensch in manchen Hinsichten eine Kuhe, die von der Muskatnuß nichts weis. Wenn Mummius, der Corinth zerstörte, den Fuhrleuten, welche die kunstvollen Bildsäulen und Gemählde dieser Stadt nach Rom überbringen sollten, den Auftrag machte, daß sie, wenn eins dieser Stücke durch ihre Schuld verlohren gienge, auf ihre Kosten ein anderes von der nämlichen Größe müßten machen lassen; so war das freylich unverständig gesprochen, allein die Aesthetik liegt eben nicht im Kreise eines Kriegers. Wenn nur jeder die Bestimmung, den Werth und Gebrauch der Dinge kennet, welche im Umfange seines Berufes oder Amts liegen; so darf man zufrieden seyn. Dieses ist die rechte Aufklärung, die allgemein seyn soll. Und warum sie, diese nützliche Aufklärung, nicht so allgemein wird, als es zu wünschen wäre, ist wohl dieses eine vorzügliche Ursache, weil die Menschen nach solchen Dingen wißbegieriger sind, die sie nicht angehen, als nach solchen, die sie nothwendig wissen sollen. Deßwegen sagte König Philipp von Macedonien zu seinem Sohne, der mit Beyfall die Flöte spielte; Schämest dich nicht, ein guter Flötenspieler zu seyn? Seine Kunst verrieth einen großen Zeitaufwand,

welchen er zu etwas Wichtigerm hätte verwenden sollen. Es ist daher keine Schande, wenn man Manches nicht versteht. Wenn man sich aber demohngeachtet herausnimmt, über solche Dinge zu urtheilen; so muß man sich es, wie Megabyz von Ephesus, der ohne Kunde die Umrisse des Appelles kritisirte, gefallen lassen, wenn die Knaben, welche die Farben reiben, darüber lachen. Oder wenn einem die Kenntnisse mangeln, die sein Beruf oder Stand fodert; so trift ihn billig Verachtung. Es giebt aber auch einen Verstandes-Gebrauch, den man jedem zutrauen darf, und Kenntnisse, die bei jedem etwas gebildeten Menschen voraus gesetzt werden. Wenn nun doch das eine oder andere mangelt, und sich durch Handlungen offenbaret; so giebt eine solche Unverständigkeit manchmal Stoff zum Lachen. Wenn Hr. von Goulard, als er zu Bisanz die Behausung des Cardinal Granvelles sah, im Ernste fragte, ob dieses schöne Haus hier gemacht worden sey; oder wenn ein Edelmann froh war, daß er den Schlüssel zu seinem ihm entwendeten Geldkistchen noch habe, indem er glaubte, die Diebe würden selbes gerne wieder zurückbringen, weil sie es nicht öffnen könnten; so ist das ein Unverstand von der höchsten Potenz.

Schweigen ist für den Unverständigen das Rathsamste.

Scharfsinn.

Er hat eine feine Nase. Er hat den Lunten gerochen. Er hat ein verschlagenes Köpfchen.

Wenn jetzt die Architektur der Schedel untersucht wird, um aus dem Bau dieser Werkstätte auf die Produkte zu schließen, die von der Seele geliefert werden können; so könnte sich wohl auch einer über die Nasen hermachen, da die deutsche Sprache denselben wenigstens eben so viele Vorzüge beylegt. Man sagt: Er hat eine feine Nase, er riecht die Lunte; man sieht ihm's an der Nase an; er trägt seine Nase hoch; es ist ihm in die Nase gefahren; er steckt seine Nase überall hinein; er hat den Schnupfen an der Nase. Auch über die Gestalt der Nasen, über die Adler-, Spitz-, Stumpfnäschen macht man besondere Anmerkungen. Schon den Römern war die Nasenkunde nicht ganz unbekannt. Sie sprachen von Menschen emunctae naris,

die ihre Nasen wohl geputzt halten, um für die feinsten Geruchstheilchen empfänglich zu seyn. Die Nase ist daher gewiß ein wichtiges Aktenstück zur Menschenkunde. Vielleicht hat die Seele auf diesem Vorgebirg des Gesichtes ihren Wohnsitz aufgeschlagen, um freye Aussicht zu haben. Die Gelehrten mögen ihre Nase tiefer in diese Sache hineinstecken und endlich einmal ein festes System alles menschlichen Wissens darauf bauen. Ich will mich begnügen, diesen wichtigen Gegenstand in Anregung gebracht zu haben.

Verwunderung.

Da muß man Maul und Augen aufsperren,
Der daus! da blieb ein Wagenrad stehen. Tausend Stern! wie staunt die Kuh über das neue Stadtthor!

Das Erhabene und Große in der Anschauung erregt Besorgniß, daß unsere Kräfte nicht zureichen möchten, es zu fassen. Dieses Gefühl ist nicht angenehm. Doch der reichhaltige Stoff zur freien Beschäftigung des Geistes, welchen solche Gegenstände darbiethen,

erzeuget Lust. Aus der Mischung dieser beyden Gefühle besteht die Verwunderung. So lange die Besorgniß der Unbegreiflichkeit obwaltet, werden Maul und Augen aufgesperrt. Die Kuh starret das neue Stadtthor an. Wie aber nach und nach die Einheit der vielen Theile der Großheit ergriffen, oder die ferne Gränze beym Erhabnen bemerkt wird; so freut sich der Geist über seine eigne Größe und Erhabenheit, die zur Fassung solcher Gegenstände zureicht. Da die Fassungskraft verschiedene Stufen bei den Menschen hat, so kann auch bei den einem etwas Verwunderung erregen, das von einem andern kaum bemerkt wird. So verwunderte sich jemand, daß bei den Katzen gerade dort zwey Löcher in ihren Pelz geschnitten sind, wo sie ihre Augen haben. Die gewöhnlichste Quelle der Verwunderung ist die Unwissenheit. Wo die Ursachen einer etwas sonderbaren Erscheinung nicht bekannt sind, oder nicht leicht können entdeckt werden, stutzet der Verstand. Als ein Indianer in der Faktorey der Engländer zu Surate sah, daß das Bier aus einer Flasche, die man eben öfnete, mit Gewalt hervorsprinte, verwunderte er sich höchlich. Man wollte ihm die Erscheinung erklären, wie die fixe

Luft

Luft sich auszudehnen strebe ꝛc. Ich verwundre mich nicht, sagte der Indianer, daß das Getränke so herausspringt; sondern wie ihr ein so zischendes Ding durch den engen Hals des Gefäßes hineingebracht habt. Der Neuling in der Welt findet tausend Gegenstände, die ihn in Verwunderung setzen. Heut zu Tag stellen sich aber auch dem gehätzten Fuchsen solche Erscheinungen dar, daß oft seine Verwunderung bis zum Erstaunen gesteigert wird; und doch ist dabey eben nicht viel Bewunderungswürdiges, wodurch Geist und Herz erfreut würde.

Voreiligkeit.

Einen schönen Tag muß man erst am Abend loben. Man henkt keinen Dieb, ehe man ihn hat. Es hat die Kuh noch nicht gekälbert. Man muß nicht juhe schreien, bis man über dem Graben ist. Er verkauft die Eyer, ehe sie die Henne gelegt hat. Er ist zu früh an Tupfen gekommen.

Der Voreilige kann die Reife der Frucht nicht abwarten, er bricht sie unreif ab. Er will schon aus dem halben Worte verstehen, was die Leute wollen. Er ist der Wirkungen schon gewiß, ehe er noch die Kräfte abgewogen. Er drückt immer zu frühe los, und jusheiet vor dem Sieg. Der König Darius von Persien führte viele Wagen voll Ketten mit sich, um die Athener zu fesseln, die er im Kriege gefangen nehmen würde. Auch Marmor schleppte er mit sich, womit er auf dem Schlachtfelde ein Denkmaal des Sieges errichten wollte. Allein, diese Anstalten waren zu voreilig. Sein großes Heer wurde von den Athenern bei Marathon gänzlich geschlagen. Die Griechen ließen aus dem Marmor des besiegten Königs die Bildsäule der Nemesis, der Rächerin der Ungerechtigkeit, von Phidias verfertigen, und auf dem Schlachtfeld aufstellen. Doch die Athener begiengen bald darauf den nämlichen Fehler der Voreiligkeit. Es verbreitete sich ein Ruf, Alexander von Macedonien, ihr gefährlichster Feind, sey gestorben. Die Athener konnten keinen Augenblick ihren lautesten Jubel über diesen vermeintlichen Todesfall zurückhalten. Sie zerbrachen sogleich ihr Joch, das ihnen der Macedonier aufgehalset hatte. Der weise Pho-

cion bemühte sich sehr, ihr voreiliges Verfahren aufzuhalten. Wenn Alexander heut todt ist, sprach er, so wird er auch Morgen und für immer todt seyn und bleiben, wir haben dann noch Zeit genug, alles reiflich zu überlegen. Man hörte ihn aber nicht, und die voreiligen Athener wurden fester als vorhin an's Joch geschmiedet. Man könnte auch aus der Geschichte unsrer Zeit viele Beyspiele von Voreiligkeit anführen; allein, es würde zu voreilig seyn, darüber zu sprechen, und dem Nachdenkenden fällt es ohnehin leicht bei, wer die Eyer verkaufen wollte, ehe sie die Henne legte, oder wer hie und da zu früh an Tupfen kam.

Vorsichtigkeit.

Vorsicht ist besser, als Nachsicht. Vorgethan und nachgedacht, hat manchem viel Leid gebracht. Nach der That weis auch der Narr den Rath. Wer sein Bett am Morgen macht, braucht den ganzen Tag nicht mehr dafür zu sorgen. Die Zeche muß man nicht ohne den Wirth machen. In der Jugend denkt auf den alten Mann.

Man muß keine alten Schuhe wegwerfen, bis man neue hat. Unverhoft kommt oft. Man sagt lang von einem Ding, bis es geschieht. Die klugen Hennen legen die Eyer in die Nessel. Beym Anfang sieh auf's End. Hätt's nicht geglaubt, sagen die Bauern, wenn der Wagen umfällt.

In der Vergangenheit und Gegenwart liegen die Keime des Zukünftigen. Die Gegenwart geht mit der Zukunft schwanger. Der Vorsichtige macht sich schon vor der Entbindung der Gegenwart auf den Ankömmling gefaßt. Der Vernünftige sieht die Wirkungen in ihren Ursachen schlafen. Er stellt sich dieselben wach und wirkend vor nach allen möglichen Richtungen. Alle Umstände, welche sie fördern oder hindern können, schweben ihm vor. Er ist auf alle Fälle vorbereitet. Wenn auch die Vorsichtigkeit manchmal überflüssig ist, so belohnt sie doch durch die Sicherheit, welche sie gewähret. Es kann die unbekannte schöne Frucht ganz unschädlich, ja wohl gar heilsam seyn; aber ihre Säfte könnten auch giftig seyn. Der Vorsichtige läßt sie unberührt. Der Vorsichtige gebraucht nie zweifel-

hafte oder gefährliche Mittel, um schneller zum Zweck zu kommen, sondern wählt lieber gefahrlose und sichere Wege, wenn er gleich später damit das Ziel erreicht. Der römische Feldherr Fabius vermied geflissentlich eine Schlacht mit Hannibal, und wollte ihn lieber durch Hunger als durch die Waffen zum Abzug aus Italien zwingen. Allein das Volk in Rom hielt seine Vorsichtigkeit für Feigheit, und setzte ihm den Minutius mit gleicher Gewalt an die Seite. Dieser junge feurige Mann gieng sogleich auf den Hannibal los, aber dieser schlaue Carthager überflügelte ihn schnell und würde ihn mit seiner ganzen Armee gefangen haben, hätte ihm nicht Fabius eben noch zur rechten Zeit Luft gemacht. Der unvorsichtige Minutius erkannte nun seine Unmündigkeit, und unterwarf sich freywillig dem weisen Zauderer Fabius. Es kann die Vorsichtigkeit wohl auch zu weit gehen; dann versäumt sie oft die besten Gelegenheiten, oder macht unnöthige Vorkehrungen. Der seine Briefe immer zugleich mit Oblaten und Siegellack verwahrte, war zu vorsichtig. Er hatte zwar seinen Grund: wenn der Brief in's Wasser fällt, dacht er, und das Oblat erweicht wird, so hält der Lack noch; kommt aber der Brief in eine zu große Wärme und

schmilzt der Lack, so haltet das Oblat desto stärker die Theile zusammen. Allein, die Gefahren müssen doch einige Wahrscheinlichkeit für sich haben, wenn sich die vernünftige Vorsichtigkeit damit befassen will.

Uebereilen.

Eilen thut kein gut. Eilen macht oft heulen. Eile mit Weile. Eil' still. Sich besinnen vor'm Beginnen macht gewinnen. Man muß über eine ernste Sache erst schlafen. Da geht alles rips, raps.

Sich in einer Sache übereilen, heißt den Gegenstand nur flüchtig übersehen, wobei manches Bemerkungswerthe rechts und links liegen bleibt, das dem flüchtigen Blick entgangen ist. Es hat jeder Gegenstand unzählbare Bestimmungen. Es mögen die meisten davon gar keine Beziehung auf uns haben; aber diejenigen, welche eine Beziehung auf uns haben, sollen uns nicht unbekannt bleiben. Unsere Neigungen umfassen selten die ganze Sache, sondern gewöhnlich nur einzelne Merkmale. Das Kind will nur das Glänzende am

scharf schneidenden Messer, und wir bejahrten Kinder machen es nicht besser. Es reizet uns das Eine an der Sache, und ohne weitere Untersuchung, ob sie allen ihren Theilen und Beziehungen begehrenswerth ist, streben wir darnach. Unsre Verirrungen kommen größten Theils von dieser Eilfertigkeit her. Wir sollen es uns deßwegen zur Maxime machen: immer erst einen Commentar über alle Theile des Gegenstandes zu machen, ehe wir seiner begehren. Unter dieser Arbeit würde nicht nur das Feuer der Leidenschaft auslöschen, sondern es würden auch manche Merkmale und Beziehungen entdeckt werden, die uns beym ersten Blicke entgiengen, und weitere Bedenklichkeiten veranlassen würden. Die Sinnlichkeit ist mit einem solchen langsamen Verfahren gar nicht zufrieden. Sie möchte immer die Vernunft in der Geschwindigkeit zu ihrem Dienst beschwätzen, indem sie ihr ihre eignen Zwecke unterschiebt. So bald aber die Vernunft Zeit gewinnt, den blauen Dunst der Sinnlichkeit zu beleuchten, die Sache zu bedenken, die Gründe für und wider zu zählen, zu wägen, zu überschlagen, zu vergleichen und zu prüfen, dann ist ihre Täuschung entdeckt, und sie wird von der kalten Vernunft in ihre Schranken zurückgewiesen. Da sich der Mensch in seinen

eigenen Angelegenheiten so oft übereilt; so läßt sich erwarten, daß er es in Rücksicht anderer nicht besser machen wird. Er fällt in einem Athem tausend Urtheile über Andere, die größten Theils auf Schein und Sagenhören gegründet sind, oder es ist ihm auch schon genug, wenn sich nur eine Erscheinung damit erklären läßt. Piso verdammte einen Soldaten sogleich zum Tod, der ohne seinen Kameraden vom fouragiren zurück kam. Denn Piso konnte sich's anders nicht erklären, als daß der zurückgekommene seinen Kameraden müsse ermordet haben. Der Mangelnde kam zwar eben noch recht, ehe der Unschuldige hingerichtet wurde. Allein, Piso wollte sich nicht übereilt haben, und ließ nun beyde morden, weil sie sich bei ihrem Geschäfte getrennt hätten. Die Eilfertigkeit ist auch bei Handarbeiten, besonders bei jenen, die Ueberlegung erfodern, sehr nachtheilig. Gut Ding braucht Weile, sonst giebt es schlechte Arbeit. Der Rips Raps macht altes schlecht. Dem Apelles zeigte ein Maler ein Gemälde mit der Versicherung, daß er selbes in einer Stunde verfertigt hatte. Ich wundere mich, erwiederte Apelles, daß du nicht mehrere dergleichen in einem solchen Zeitraum verfertiget hast. Daher ist die beste Regel in allen Ge-

schäften: Eile mit Weile. Nur darf man diese Maxime den Zimmerleuten, Maurern und Dienstbothen nicht mittheilen, sonst könnte unter diesen Leuten ein gänzlicher Stillstand eintreten.

Vorwand.

Wenn man den Hund schlagen will; so hat er's Fleisch aus dem Hafen gestohlen. Wer gern tanzt, dem ist gut geigen.

Wenn man die wahre Ursache seines Handelns anzugeben scheuet, so sucht man sie unter einer andern (hinter eine Vorwand) zu verstecken, die rechtlich erscheint. Die türkischen Beamten haben auf ihren Amtsreisen nur Speise und Getränke von den Unterthanen zu fodern. Um aber auch Geld zu bekommen, fodern sie für die Abnützung ihrer Zähne bei Zermalmung der Speisen, die ihnen geliefert wurden, eine freywillige Vergütung unter dem Namen Zahngeld. Wer sieht nicht aus dieser ungeschliffenen Benennung, daß die Türken wenigstens noch um ein paar Jahrhunderte in Rücksicht der Aufklärung hin-

ker uns zurück sind. Wem würde bei uns kein feinerer Vorwand, den Unterthanen Geld abzuzapfen, beyfallen, als Zahngeld? Doch die Türken sind einmal zu türkisch, als daß man etwas humanes von ihnen erwarten könnte, sie passen nicht zu dem übrigen zivilisirten Europa. Man soll sie deßwegen unter was immer für einem Vorwand nach Asien hinüber jagen. Was braucht man dazu einen Vorwand? Ja doch, schöne Vorwände erhalten bei so wichtigen Geschäften den Ruhm unsrer Zivilisation. Wer würde sonst die Kopenhagner Expedition der Britten nicht barbarisch nennen. Allein, das Flöttchen der Dänen hätte ihnen noch nach Jahrhunderten gefährlich werden können, sohin war der zerstörende Angriff auf die befreundete Stadt nichts als weislich anticipirte Nothwehre. Ueberhaupt kann die Menschheit der Feigenblätter oder Vorwände nicht entbehren; sie ist nicht rein und doch noch etwas schamhaft; also versteckt sie sich gerne und sucht eine Vorwand.

Vorwitz.

Der Vorwitz macht die Jungfrauen theuer. Was dich nicht brennt, das blase nicht. Wo es nicht juckt, kratze nicht. Er muß überall seinen Schnabel darin haben. Er hat seinen Vorwitz gebüßet. Der Vorwitz hat ihn gestochen.

Der Vorwitz ist eine voreilige Wißbegierde nach verborgenen Dingen. Er gucket durch alle Thürritzen und Schlüssellöcher und lupfet alle Deckel, um die Verborgenheiten auszukünden. Das Verborgene und Geheime hat einen besondern Reiz für den Menschen. Bey bekannten und offenen Gegenständen findet der Geist zu wenig Beschäftigung. Das Verborgene hält er für neu und verspricht sich davon eine angenehme Unterhaltung. Diesen Hang benutzte ein Prediger in Bononien, der sehr wenige Zuhörer hatte. Er kündigte am Schluß seiner Rede an, daß ihm in der verflossenen Nacht der Teufel erschienen sey, und habe ihm besondere Dinge benachrichtet. Diese wolle er in der nächsten Predigt seinen Zuhörern erzählen. Am folgenden Sonntag war die ganze Kirche mit Menschen angefüllt. Nun las der Prediger den vorwitzigen Bononiern

den Text: Ihr wollt also, sprach er, lieber des Teufels, als Gottes Wort hören ꝛc. Den Cleombrot, den Ambraciten, da er das Buch des Plato über die Unsterblichkeit der Seele las, stach der Vorwitz, das Leben auf andern Planeten oder Sternen zu kennen, so sehr, daß er sich in's Meer stürzte. Der Vorwitz ist jedoch mehr dem weiblichen, als dem männlichen Geschlechte eigen. Weil dieses Geschlecht überhaupt mehr Materialien zum Denken verbraucht, als das Männliche, indem es sich bei keinem Gegenstand lange verweilen mag, sondern wie die Schmetterlinge schnell von einer Blume zur andern flattert, und das Verborgene und Geheime einen vorzüglichen Reiz für sie hat, da eine solche Kenntniß sie bei ihren Gespielinnen in Ansehen setzt. Deßwegen haben die Männer, welche im Rath sitzen, eine große Plage. Mit Sehnsucht erwarten sie die Weiber, um zu erfahren, was im Rathe vorgekommen ist, und welche Beschlüsse gemacht worden sind. Die Frau des römischen Senators Papirius hatte kein größeres Kreuz auf der Welt, als daß sie von ihrem Manne nie erfahren konnte, was im Rath ausgemacht wurde, da doch viele andere Rathsfrauen hie und da etwas erfuhren, womit sie dann prahlten. Jetzt war ihr Sohn in

dem Alter, wo bei den Römern die Söhne mit den Vätern den Rathssitzungen beiwohnen durften. Die Mutter glaubte nun aller Raths-geheimnisse sicher zu seyn. Kaum war der junge Papirius vom Rath zu Hause gekommen; so wollte die Mutter schon alles wissen, was im Senat beschlossen wurde. Der Sohn entschuldigte sich mit dem Schwur des Stillschweigens, den er geleistet hatte. Die Mutter ließ aber mit Bitten und Drohen nicht nach, bis ihr endlich Papirius, nachdem sie ihm das tiefste Stillschweigen angelobt hatte, offenbarte, daß der Senat berathschlaget hatte, ob es der Republik nicht viel nützlicher sey, wenn künftig ein Mann zwey Weiber nehmen würde. Die Mutter zitterte vor diesem Gedanken, lief zu allen Matronen in Rom und erzählte ihnen das verderbliche Vorhaben der Männer. Am folgenden Tag waren ganze Schaaren Weiber vor der Senatorie versammelt, die weinend bathen, man möchte doch lieber beschlüßen, daß ein Weib zwey Männer, als ein Mann zwey Weiber ehelichen dürfe. Die Senatoren glaubten, die Weiber seyen alle närrisch geworden, bis ihnen Papirius seinen lustigen Streich erzählte.

Wahrheit.

Kinder und Narrn reden die Wahrheit. Wenn man die Wahrheit geigt, so schlägt man einem den Fidelbogen um's Maul. Die Wahrheit hört man nicht gern. Mit der Wahrheit kommt man in's Geschrey.

Die Uebereinstimmung zwischen den Vorstellungen und den Gegenständen nennt man Wahrheit. Es giebt innere Gegenstände, die der Menschheit eigenthümlich angehören; es giebt Gegenstände, die sich dem Menschen von außen aufdringen. Von jenen werden durch Selbstdenken, von diesen durch Nachdenken Vorstellungen gebildet. Doch welchen Antheil das Gemüth, und welchen Beytrag die Gegenstände zu diesen Vorstellungen und ihrer Bildung machen, mögen die Weltweisen bestimmen. Es muß sehr schwer seyn der Wahrheit auf die Spur zu kommen, weil sich so viele mit ihrer Erforschung abgeben, und von jeher abgegeben haben, und bis jetzt kaum mehr als einige Fasern von ihrem Strahlenkleid als ächt anerkannt werden. Es wird wohl ein großer Handel mit ihren Reliquien getrieben, aber die Handelsleute geben selbst wider einander Zeugniß, daß es falsche Waa-

ren seyen, ja manche dieser Handelsleute haben es hintennach laut bekannt, daß sie die Leute mit ihren vorgeblichen Wahrheiten geprellt hätten, aber ja nicht aus Bosheit, sondern nur wegen Blödigkeit ihrer Augen. Wir leben hier im Land der Dämmerung, wo man wohl noch zur Noth die groben, aber nicht die feinen Gegenstände unterscheiden kann. Allein, eben diese feinen Gegenstände möchten wir vor allen kennen. Sokrates wünschte sich eine Leuchte vom Himmel, welche die Dämmerung etwas aufklären möchte, weil man in einigen Gegenden des Wissenswürdigen gar zu sehr herumtappen müsse. Aber viele andere, die keine Sokrateſſe sind, wollen von dem Lichte, das später wirklich erschienen ist, nichts wissen. Sie gefallen sich in ihrem eignen Lichtchen, wie die Johanneswürmer, gar zu wohl. Allein sie blenden nur, weil ihr Fünkchen nicht zureicht, Helle des Tages zu verbreiten.

Weiber.

Bei Leib! trau keinem Weib. Frauenlieb und
Rosenblätter wechseln, wie Aprilwetter.
Wenn Hunde hinken, Weiber weinen,

und Krämer schwören, so soll sich niemand daran kehren. Lange Röcke, kurzer Sinn. Drey Weiber, und drey Gänse machen einen Jahrmarkt. Wo der Teufel nicht hinkann, schickt er ein altes Weib.

Die Weiber stehen seit langer Zeit im bösen Ruf. Der König Salomo, der sie wohl kennen konnte, hat auf ihre Schwächen am ersten aufmerksam gemacht. An Plato aber haben sie einen großen Freund gefunden. Denn dieser Weltweise behauptet in seinem Buch von der Republik, daß man die Weiber eben sowohl, wie die Männer, zur Verwaltung der öffentlichen Aemter, zur Führung des Krieges, und zur Beherrschung der Staaten zulassen müsse. Aristoteles aber und Xenophon stimmten hiemit nicht überein. Sie fanden am weiblichen Geschlechte die Stärke des Geistes und Leibes nicht, welche zu jenen Geschäften erfodert wird. Sie sind schwach und zärtlich, und gehören in's Haus. Wenn sie auch die Bildung wie die Männer erhielten, so würde doch ihr Verstand nie die Schärfe und ihr Geist nie die Festigkeit des Mannes erhalten. Sie empfinden mehr, als sie denken.

ken. Nur bei den Wilden in Canada trifft man einen Senat der Weiber an, wo sie über alle Staatsangelegenheiten, über Krieg und Friede berathschlagen, und ihre Beschlüsse an die Versammlung der Männer schicken, wo sie wenigstens berücksichtigt werden. Diese Weiber müssen aber auch an allen Beschwerlichkeiten der Männer Theil nehmen. Im Alterthume hat es auch einzelne männliche Weiber gegeben. Artemisia, die Königin von Halicarnaß, eine Bundesgenossin der Perser, fochte im Seetreffen bei Salamin so tapfer, und fügte den Athenern so viel Schaden zu, daß sie einen Preis von tausend Drachmen für den aussetzten, der ihnen diese Königin lebendig einliefern würde. Nicht weniger mannhaft betrug sich die Vicekönigin von Aeolien, Mania. Sie hielt bei dem Satrapen Pharnabazes um die Stelle ihres verstorbenen Mannes an, und betrug sich im Staatsrathe, wie im Felde, so klug und tapfer, daß ihr viele andere Statthalter nicht gleich kamen. Allein, dieses sind Ausnahmen von der Regel, die entstehen mögen, wenn sich eine Männerseele in einen weiblichen Körper verirret. Ein solcher Zwitter bleibt immer ein widernatürlicher Anblick. Sanftheit und Ein-

gezogenheit zieret dieses Geschlecht vorzüglich. Ihr Character scheint allein in der Anhänglichkeit an das männliche Geschlecht zu bestehen. Als Kaiser Konrad das Städtchen Weinsberg mit Mann und Maus vertilgen wollte, und nur den Weibern erlaubte, mit ihren besten Habseligkeiten, so viel sie auf dem Rücken fortschleppen könnten, abzuziehen, so packten doch alle Weiber ihre Männer auf und ließen alles andere im Stich. Die Neigung zum Herrschen ist ihnen allen gemein und wenn sie dieses Ziel ohne offenbare Anmassung, nur durch ihre feinen Künste verfolgen, so erreichen sie es gewöhnlich. Das Streben zu gefallen ist ihnen ebenfalls eigen, daher ihre Eitelkeit im Putz, und ihre Neigung zu öffentlichen Gesellschaften, wo sie sich zeigen können, und ihr Nasenrümpfen gegen alle ihre Geschlechtsgenossinnen. Im Glauben an ihre Schönheit leben und sterben sie. Vom männlichen Geschlechte erwarten sie ausgezeichnete Achtung, und zwingen dadurch dieses etwas rauhe Geschlecht zum sittlichen Anstand. Die feinere gesellschaftliche Bildung hat man ihnen zu danken. Diogenes war daher gewiß ein ungeschliffener Bengel, wenn er wünschte, daß sich alle Weiber henken möchten, um die Welt von so großen Uebeln zu befreyen. Doch

mochte es diesem Heuchler kaum Ernst gewesen seyn, denn er selbst soll der Lais, einer berüchtigten Springfeder in Athen, nachgeschlichen seyn. Wahr ist es wohl, daß es unter den Weibern böse Geister giebt, doch zehn tausend Schwalben machen keinen Sommer.

Wissen.

Viel Wissen macht Kopfwehe. Was man nicht weis, macht einem nicht heiß. Wer's wissen soll, erfahrt's am letzten. Der hat 's wahre Licht. Der versteht den Rummel.

Es geschieht oft, daß man nicht weis, was in seinem eigenen Hause vorgeht, während sich alle Nachbarn mit den Begebenheiten desselben unterhalten. Der es wissen soll, ist der letzte, der es erfährt. Kaiser Antonin dankte öffentlich den Göttern, daß sie ihm eine so tugendhafte Gemahlin gegeben hätten. Ganz Rom aber kannte die Ausschweifungen der Faustina, nur ihr Gemahl nicht. Es wurde ihm dadurch freylich das Kopfwehe erspart, allein der Unwissende kann auch dem

Verderben keinen Einhalt thun. Dinge, die von keiner Erheblichkeit sind, und doch unangenehme Empfindungen verursachen, wenn man sie wüßte, oder woran nichts mehr zu ändern ist, sollen allerdings von unserm ruhigen Eilande der Unwissenheit entfernt bleiben. Es sind keine guten Freunde, die unsre Ruhe mit solchen Nachrichten stören. Cäsar ließ alle Briefe von der Parthey des Pompejus, die ihm nach der Schlacht bei Pharsalia übergeben wurden, ohne sie zu lesen, verbrennen. Er hat sich dadurch vielen Aerger erspart, und der Rache, die in ihm hätte aufgereizt werden können, allen Stoff entzogen.

Witz.

Witz verrath Kritz. Er hat Einfälle wie ein altes Haus. Das sind trockene Späße. Man muß sich kitzeln, um darüber zu lachen.

Der Witz sucht Aehnlichkeiten unter ungleichartigen Dingen auf, und verknüpft sie zu lächerlichen Verhältnissen. Witz soll nur eine Würze seyn. Zuviel Gewürz macht die Speise ungesund und abgeschmackt. Eben so

wenig darf der Witz beleidigen, denn er soll ja die Speise angenehm machen. Nur im Falle, wo ein fremder beleidigender Witz abzutreiben ist, mag er stachlicht werden. So trieb ein wohlbeleibter Deutscher den anzüglichen Witz der Italiener in Siena zurück, die sich zu verwundern schienen, daß er seinen Ranzen vor sich trüge, da ihn sonst jedermann auf den Rücken packe. Im Land der Diebe, sprach er, ist diese Vorsicht nöthig. Der Wortwitz ist schaal, dessen soll sich ein rechtlicher Mann enthalten, denn er verräth die größte Dürftigkeit an Sachkenntniß. Die Witzbolden, die immer von witzig seyn sollenden Einfällen sprudeln, laboriren daran sehr, und weil er zu wenig Kraft hat, das Zwerchfell zu erschüttern, so lachen sie zuerst aus vollem Halse, um andere damit zum Lachen zu nothzüchtigen, wenn sie nicht gutwillig einstimmen wollen. Die witzigen Einfälle sind gewöhnlich nur kleine Dingelchen, wie die Genien, die immer spielen, und den Ernst verlachen. Es giebt aber auch Riesen unter ihnen, wo Spaß und Ernst beisammen sind. Von einem solchen wurde Dinokrates, ein Macedonier, entbunden, welcher dem großen Alexander den Vorschlag machte, dem Berg Athos die Gestalt eines Mannes geben zu

lassen, welcher in der einen Hand eine große Stadt und in der andern eine Schale hielte, aus welcher das Wasser aller Quellen des Berges in's Meer hinabströme. Die Lage und Gestalt des Berges begünstigte diesen Einfall. Doch Alexander zog das Nützliche dem Witzigen vor, und befahl dem Dinokrates, dafür Alexandria in Aegypten zu erbauen. Es giebt auch riesenmäßige Misgeburten des Witzes. Eine solche abortirte ein sonst trefflicher Kopf, indem er die flammenden Sterne für Atome ansah, die das heiße Blut des großen Weltthiers durchwallen, das vielleicht auf weiten Gefilden mit tausenden seiner Gattung scherzet. Solche Kinder bringen die Witzlinge zur Welt, die witzig zu seyn affektiren, in der That aber wahnwitzig sind.

Zeit.

Alles hat seine Zeit. Wer Zeit gewinnt, gewinnet alles. Die Zeit bringt Rosen. Die Zeit frißt das Eisen. Alle Dinge nur eine Weile. Gut Ding braucht Weile. Rom ist nicht in einem Tag gebaut worden. Was bald grünt, verdirbt bald. Wenn die Birn reif ist, fällt sie ab.

Komm' Zeit, kommt Rath. Lang ist noch nicht ewig. Andere Zeit, andere Leut. Andere Jahr, andere Haar. Schick' dich in die Zeit, richt dich in die Leut. Der Krug geht, wie man spricht, so lang zum Brunnen, bis er bricht. Es schlägt jedem noch sein Stündlein. Es wird unterdessen noch viel Wasser in der Isar hinablaufen. Bey Zeiten an Zaun, wenn die Windel noch trocknen sollen. Es dauert nur von elf Uhr bis Mittag.

Die Zeit ist ein gar feines Ding. Es läßt sich nicht ergreifen, noch weniger fest halten. Die Hochgelehrten sagen, sie sey nichts als ein Nacheinander, weil wir vieles zugleich nicht fassen können. Die Ungelehrten halten aber die Zeit für ein selbstständiges Ding, legen ihr scharfe Zähne zu, mit denen sie die festesten Denkmaale zernagt; ja sie sagen sogar, die Zeit fresse Eisen, wozu wohl ein guter Magen gehört, um es zu verdauen. Man bezüchtiget sie auch, daß sie die Haare grau macht, und mit der Schönheit des weiblichen Geschlechtes ihren Spott treibt. Sie soll aber auch die Trauben reif und die Rosen blühen machen. Sogar Weisheit und

Klugheit sollen Gaben der Zeit seyn, die sie gewöhnlich erst mit den grauen Haaren ausspendet. Die alte Zeit soll viel besser gewesen seyn, als die neue; allein zu allen Zeiten hat man auf eine bessere Zeit gehoffet. Es muß also keine Zeit viel werth seyn, oder die Zeitgenossen sind zu ungenügsam. Die Zeit ist jedoch an allen diesen Beschuldigungen ganz unschuldig. Sie hat vielmehr den größten Werth für uns, wenn wir sie wohl gebrauchen. Wie viel hat jeder noch an sich zu verbessern, zu vervollkommnen, wie viele Geschäfte noch zum Besten anderer zu verrichten, wie viel Gutes läßt sich mit der Zeit überall wirken. Doch ihr Werth wird von Wenigen erkannt. Wider kein Uebel hat man so viele Mittel ausgedacht, als wider die Zeit, um sie zu vertreiben. Und sie flieht doch von selbst pfeilschnell vorüber, und kommt nie wieder. Nur wenn bereits die letzten Sandkörnchen im Stundenglas der Lebenszeit rinnen, eilet uns die Zeit zu schnell, wir beklagen uns über ihre Kürze und können uns nicht erinnern, wie doch die vielen Tage und Jahre vorüber geströmt sind. Wer, wie Kaiser Titus, den Tag für verlohren hält, welchen er nicht mit einer guten That bezeichnet, wird weder über lange, noch kurze Weile der

Zeit zu klagen haben. Er steuert auf dem Strom der Zeit mit voller Ladung dem Haven der Vollendung zu.

Zorn.

Kleine Häfel laufen bald über. Im Zorn redet und thut man nichts gescheides. Es möcht einer vor Zorn aus der Haut fahren. Da möcht man Gift und Gall speien. Da geht es einem grün und gelb vor den Augen herum. Das ist zum Todtschüßen. Was man da für Zorn hineinfressen muß. Es ist ja doch dem Faß der Boden nicht aus. Hab ja kein Haus angebrennt. Will sich der Kerl noch weiß brennen. Einem in Harnisch jagen, den Gaul satteln, reitend machen, aus dem Häusl bringen, den Text, Leviten, Planeten lesen. Einen waschen. Einem einen Brantwein geben. Einem etwas hinter die Ohren schreiben.

Im Zorn soll man schweigen, denn da ist der Bodensatz aufgerührt, und kann nur Ungenießbares herausfließen. Der Zorn macht alles Anstandes, aller Rücksichten und Verbindlich-

keiten vergessen, und unfähig, auf den Rath der Vernunft zu achten. Er verwandelt den Menschen in ein reissendes Thier, das jeden anfällt, der ihm aufstößt. Wer weise ist, schifft sich nicht im Sturme ein, sondern wartet gutes Wetter ab. Und wenn ihn ein Sturm überfällt, so wirft er Anker aus, wie Phocion, welchen einer seiner Feinde in der Rede ans Volk von Athen unterbrach, und mit einer Ladung von Schmähworten überschüttete. Phocion hielt inne, bis der Schmäher fertig war, und setzte dann seine Rede so ruhig fort, als wenn er gar nichts gehört hätte. Oder wenn ihn selbst der Zorn schon in Gährung gebracht hat, so flieht er und überträgt das Geschäft einem andern, wie es Plato machte, der den Speusippus ersuchte, seinen liederlichen Knecht zu prügeln, weil er selbst zu sehr erzürnet sey. Das Beste ist immer, wenn man es in der Beherrschung seiner selbst so weit gebracht hat, daß man in allen Zufällen Gleichmüthigkeit behaupten kann. Darin war Sokrates Meister. Als ihm ein loser Kerl einen Backenstreich versetzte, sagte er nur: Es wäre nöthig, man trüge den Kopf immer in einer Sturmhaube. Der Zorn ist jedoch an sich nicht verwerflich, wenn er mit einer vernünftigen Gleichmüthigkeit beste-

hen kann, d. i. wenn er die Vernunft nicht betäubt, sondern ihrer Erwägung Raum läßt. Denn er verscheut Trägheit und Furcht, macht thätig und muthig, befeuert mit Kraft, alle Hindernisse verachtend, und bewerkstelliget das Pflichtmäßige, welches ohne ihn oft unterbleiben würde. Sohin zürne mit Weisheit.

Zufriedenheit.

Zufriedenheit macht reiche Leut. Zufriedenseyn verwandelt Wasser in Wein. Niemand lebt vom Ueberfluß. Kleine Vögel brauchen nur kleine Nester. Gut ist gut, besser ist besser. Der Tod macht alle zufrieden.

Es ist eine alte Bemerkung, daß niemand auf der Erde zufrieden ist. Der Mensch entdeckt überall Mängel. Es wohnt ihm ein hohes Ideal von einem seligen Zustand bei, auf den er, wie ein verjagter König, Ansprüche zu haben glaubt. Was er wirklich besitzt, hat wenig Werth für ihn. Das Süße kommt ihm bitter, das Glänzende matt vor; sein Haus ist viel zu unbequem, sein Garten

zu einförmig, sein Amt ist gar zu beschwerlich. Seine Einbildungskraft bietet ihm viel schönere Dinge dar. Sie ertheilt ihm jetzt Millionen und läßt ihn damit nach Gefallen wirthschaften. Bald versetzt sie ihn auf ein schönes Landgut, wo er seine Plane realisiren kann. Oder sie setzt ihn als König über ein großes Volk, das er bis auf die Strumpfbänder neu organisiren und mithin glücklich machen kann. So lebt und webt der Mensch in seiner Einbildung und genüßet den Vortheil, daß ihm alle seine Plane gelingen, indem er sich die Mittel zur Ausführung so leicht hinzu:, als die Hindernisse wegdenkt. Allein, von den Träumen erwacht man wieder. Er sehnet sich nach Wirklichkeiten. Endlich wird ihm ein Wunsch erfüllet. Welch eine Freude über das liebe ersehnte Ding! er kann nicht satt werden, es von allen Seiten zu besehen. Aber bald entdeckt er hie und da einen Ritz daran, wo der spähende Blick in's Innere dringt, und faule Flecke gewahr wird. Es steht nicht lange an, so wundert er sich, wie er so blind habe seyn, und solche Mängel nicht beachten können. Er dünkt sich jetzt viel klüger, und baut ein neues Schloß in die Luft. Und dieses Einreissens und Bauens; dieses wünschens und satt werdens wird lange

kein Ende. Nur nach langen Versuchen glückt es hie und da Einem, sich mit etwas geringerm begnügen zu lassen und die Zufriedenheit zu finden. So fand sie Kaiser Diocletian auf seinem Throne nicht; wohl aber in seinem Garten zu Salona, nachdem er seine Krone abgelegt hatte, und als Privatmann in seiner Vaterstadt lebte. Seine Freunde wollten ihn nach einiger Zeit bereden, den Thron wieder zu besteigen. Ihr solltet nur die Kräuter sehen, antwortete er ihnen, die ich in meinem Garten mit eigner Hand pflege, ihr würdet nie wieder von Uebernahme des Reiches mit mir sprechen. Doch die Zufriedenheit hängt mehr von der Beschaffenheit unsers Geistes und Herzens, als von den äußern Umständen ab, in denen wir uns befinden. Richtige Schätzung der Dinge in dieser Welt, unbegränzte Hochachtung gegen seine Pflichten und ein fester Glaube an eine weise Weltregierung können vor allen den menschlichen Geist zur Zufriedenheit leiten.

Zwang.

Zwang hält nicht lang. Die Liebe laßt sich nicht erzwingen. Zum Bethen kann man

nicht nöthen. Ueberreden halt länger als nöthigen. Wenn man die Hunde auf die Jagd tragen muß, fängt man wenig. Muß ist eine harte Speis. Willst du nicht, so mußt du wohl. Es hülft kein Zittern für'n Frost. Er muß nach des andern Pfeife tanzen. Wer nicht hören will, muß fühlen. Da heißt es: Friß Vogel, oder stirb.

Wo die freye Thätigkeit eines Menschen eingeschränkt wird, herrscht Zwang. Jede Staatsverfassung beruht auf Zwang. Denn es muß zum allgemeinen Besten der Gesellschaft ein Theil der Freyheit aufgeopfert werden, der nicht gern aufgeopfert wird. Der Mensch ist vernünftig und sinnlich. Die Vernunft leitet ihn wohl nach allgemeinen Gesetzen. Allein, die Sinnlichkeit denkt nur auf sich und betrachtet und gebraucht alles andere nur als Mittel zu ihrem Zweck. Dabey würde die Freyheit aller übrigen gefährdet werden. Dieses selbstsüchtige Ding muß daher immer gezwungen werden, sich unter die Gesetze der Vernunft zu schmiegen. Der Zwang ist wohl ein Mittel, die Rechtlichkeit zu hand-

haben, wobei nichts als die Uebereinstimmung der äußern Handlung mit der Vorschrift des Gesetzes bezweckt wird. Aber zur Pflege der Sittlichkeit ist der Zwang ganz und gar ungeschickt. Denn die Seele der Sittlichkeit besteht in der Freyheit, so bald sie will erpresset werden, wird sie erdrückt. Daher läßt sich die Liebe nicht erzwingen und das Bethen nicht nöthen. In dieser Hinsicht gehört der Mensch nicht zur erdbürgerlichen Verfassung, sondern zur Geisterwelt. Diese erdbürgerliche Verfassung ist zu grob, als daß eine so feine Pflanze, wie die Sittlichkeit ist, ihr anvertraut werden könnte. Sie weis ja von nichts anders, als von Schlagen, Stoßen, und Kopfabreissen. Die Geisterwelt haßt Befehle; sie hört Lehren und Belehrungen an, und handelt frey. Die Edlen aus der Geisterwelt sind eben darum gerade die besten Bürger in einer erdbürgerlichen vernünftigen Verfassung. Denn alles Vernünftige, Gute und Schöne ist ihr Eigenthum. Wo aber die Verfassung einen eigenen Willen hat, sohin willkührlich handelt, da werden die guten Geister trauern, und was geschehen muß, wird geistlos geschehen.

Zwietracht.

Friede ernährt, Unfried zerstört. Viel Köpf, viel Sinn. Sie leben so friedlich wie die Hunde und Katzen. Der Eine sagt weis, der andere schwarz. Wer will so viele Köpfe unter einen Hut bringen.

Der Eigensinn und der Stolz sind die gewöhnlichen Quellen der Zwietracht. Der Eigensinnige beharrt auf seinem Sinn, wenn er auch nichts mehr zur Vertheidigung seiner Behauptung vorzubringen weis. Er hat sich nun einmal in seine Meinung verbissen. Der Stolze kann unmöglich einen Schritt zurücktreten. Was würden die Leute von ihm denken? Es giebt auch viele Menschen, denen nicht wohl ist, wenn sie nicht zanken können. Ein solcher Streithahn war der römische Redner Cälius. Er lud einmal einen guten Freund zum Abendessen, um, wie er hofte, durch disputiren mit ihm seiner Lunge eine Bewegung zu verschaffen. Doch der Gast billigte alles, was Cälius sagte, weil er eben keine Lust hatte, heut in Hitze zu kommen. Das ärgerte aber den Cälius sehr. Widersprich

sprich mir doch einmal, zum Henker, rief er; damit unser zwey sind. In der ehelichen Gesellschaft stiftet der Geist des Widerspruchs, mit dem manche Frauen besessen sind, nicht selten Zwietracht. Deßwegen lief der Mann, dessen Frau in Fluß fiele, stromaufwärts, um sie zu suchen und zu retten, weil sie in ihrem Leben immer das Gegentheil von dem that, was ihr Mann für ordentlich hielt. Einigkeit macht stark und vermögend, deßwegen haben von jeher böse Menschen den Saamen der Zwietracht in Familien und Reiche ausgestreut, die sie zerstören wollten. In dieser Hinsicht gab der sterbende Scilurus, König der Scythen, seinen Söhnen eine treffliche Lehre. Er gab ihnen einen Bündel Pfeile, sie möchten versuchen, ob sie ihn entzweybrechen könnten. Keiner vermocht's. Er löfete den Bündel und gab jedem Einen Pfeil, den nun jeder leicht entzwey brach. Werdet ihr vereint bleiben, sprach er, so wird euch niemand überwinden. Die verderblichste Zwietracht in der Welt ist der Krieg. Er würget Menschen ohne Zahl durch Bley und Schwerd und Kummer und nagende Sorgen, und spottet der Unschuld und der Menschlichkeit. Wer dieses

Ungeheuer auf immer fesseln könnte, den wollten wir als den größten Mann auf der Erde verehren.

Nachlese

zu den baierischen Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten.

Wer leicht glaubt, wird leicht betrogen.
Ein Prahler, ein schlechter Zahler.
Viel Geschrey und wenig Eyer.
Das schlechteste Rad am Wagen knarret am meisten.
Seine Eyer haben alle zwey Dotter.
Jenseits des Baches giebt es auch Leute.
Er ist ein Prahlhans, Kraitler, Spreitzer, Prog-
ler, Windbeutel.
Schlampich macht wampich.
Reinlichkeit ist halbes Futter.
Einem das Fell gerben.
Einen wie das kalte Eisen schlagen.
Einem zu den Haaren schmecken.
Einem den Staub von den Ohren blasen.
Nach der Arbeit ist gut ruhen.
Rast giebt Mast.
Er laßt sich das Schmeer wachsen.
Er hat keine Ruhe, wie der ewige Jud.
Hunde, die viel bellen, beißen nicht.
Es schadet nicht, wenn die Hunde bellen, wenn
sie nur nicht beissen.
Er hat ein ungewaschenes Maul.
Er ist ein General-Schmähler.
Aus anderer Leute Beutel ist gut zehren.
Das Spiel hast du dir selbst gemischet.
Hast dir gut eingebrockt, so kannst es auch ausessen.
Hast dir gut gebettet, so wirst du gut liegen.
Wer nicht selbst hintern Ofen gesessen, sucht
dort Keinen.

Er hat bei mir noch was auf der Nadel.
Er hat sich selbst die Brille auf die Nase gesetzt.
Jeder weis am besten, wo ihn der Schuh drückt.
Jeder kehre vor seiner Thüre, so bleibts überall schön.
Nimm dich selbst bei der Nase.
Die Natur zieht stärker, als sieben Ochsen.
Jeder singt, wie ihm der Schnabel gewachsen.
Die Katze läßt das Mausen nicht.
Unser Herr Gott hat sonderbare Kostgänger.
Er ist ein wunderlicher Heiling.
Sorgen und Jahre machen graue Haare.
Er läßt die Vögel sorgen.
Er lebt in Tag hinein. Kommt der Tag, so bringt der Tag.
Er laßt Gott einen guten Mann seyn.
Was seyn soll, schickt sich wohl.
Wer zuletzt lacht, lacht am besten.
Den Letzten beißen die Hund.
Er sieht drein als wenn er den Proceß verloh-ren hätt'.
Er macht ein Gesicht, wie ein abgestochner Geisbock.
Er laßt den Kopf hängen wie das Schaf unter Mittag.
Er hat Mücken oder Grillen im Kopf.
Er ist ganz betupft. Er macht Kalender.
Es liegt ihm ein Stein auf'n Herz.
Er kreißet wie eine Laus in Kindsnöthen.
Aufschreiben ist gut für's Merken.
Was man nicht im Kopf hat, muß man in Füßen haben.
Er weis nicht mehr, wo er heut Nacht geschlafen hat.
Das wird ihm in's Wachsel gedrückt.
Es stinkt ihm noch immer herauf, er kann's nicht verdauen.
Aus den Augen, aus dem Sinn.
Er schneidet saure Gesichter.
Er sieht drein, wie ein Donnerwetter.

Er laßt das Maul hängen.
Er hat ein Haar darin gefunden.
Es ist ihm eine Laus über die Leber gelaufen.
Wenn das Kind ertrunken ist, deckt man den Bronnen zu.
Wenn die Kuh gestohlen ist, schließt man die Thüre zu.
Er hat den Bock zum Gärtner bestellt.
Er hat sich selbst die Laus in Belz gesetzt.
Er hat Oel in's Feuer gegossen.
Er hat sich die Ketten selbst geschmiedet.
Er hat sich in die Ruh gesetzt, und ist ein Both geworden.
Sein Geld schreit immer: Laß mich aus.
Bei ihm wird's bald abgesponnen seyn.
Er wird bald von Federn auf's Stroh kommen.
Da geht's schon auf die Neige.
Vortheil hat bald Feyerabend.
Vortheil geht über Stärke.
Vortheil trift zwey Fliegen auf einen Schlag.
Etwas ist besser, als nichts.
Schielen ist besser als blind seyn.
Das Ey will klüger seyn als die Henne.
Es ist besser bettelmännisch fahren, als edelmännisch gehen.
Wer eher kommt, der mahlt eher.
Besser ein Schadl, als ein Schaden.
Fremdes Brod schmeckt besser.
Nach braunen Kirschen steigt man hoch.
Viel und lang macht nicht schön des Gukguks G'sang.
Alle gute Ding sind drey.
Wer den Pabst zum Vetter hat, kann leicht Cardinal werden.
Er sitzt am Bret, er hat das Heft in der Hand.
Wenn man den Wurm tritt, so krümmet er sich.
Er legt sich an Laden.
Er wehrt sich wie der Jackl im Todbett.
Der gut Will, thut viel.

Der Wille gilt für's Werk.
Wer nicht rechnen kann, verdirbt.
Das Unnöthige ist um die Hälfte zu theuer.
Wer kauft, was er nicht braucht, muß bald das Nöthige verkaufen.
Wer spät aufsteht, wird spät fertig.
Die guten Küh' stecken in der Krippe.
Fette Kühe, und magere Erbschaft.
Kalbfleisch ist Halbfleisch.
Es verderben immer neun Späte (Ackerbesteller) bis ein Früher zu Grund geht.
Die Wirthschaft nimmt den Krebsgang.
Wer nicht da ist, der ißt nicht.
Hast Bienen und Schaf, so leg dich nieder und schlaf; aber nicht lang.
Wünschen und Hoffen sättiget nicht.
Das ist ihm eine gemähte Wiese.
Wer nichts wagt, der gewinnt nichts.
Frisch gewagt, ist halb gewonnen.
Der Waghals bricht den Hals.
Wagen gewinnt, wagen verliehrt.
Erwieg's, dann wag's.
Ein neuer Arzt braucht einen neuen Gottesacker.
Es muß gehen oder brechen.
Man muß ihm unter die Arm' greifen, auf die Beine helfen.
Man weis nicht, ist's gehauen oder gestochen.

Gegenstände der Sprichwörter,

welche

das zweite Bändchen enthält.

	Seite		Seite
Irren	3	Müßiggang	55
Jugend	6	Muth	58
Kaufen	7	Nachsicht	63
Kennzeichen	9	Narr	66
Kinder	12	Neid	69
Klugheit	17	Neues und Altes	72
Krieg	20	Noth	75
Kunst	22	Nützlich; Unnütz	78
Lachen	25	Partheylichkeit	80
Lehrer und Lehrlinge	27	Prozeß	83
Leihen	30	Rath	86
Liebe	33	Schamhaftigkeit	88
Lob	36	Schaden	91
Lohn	39	Schein	93
Lüge	41	Schmeicheley	96
Mängel	45	Schönheit	101
Mäßigkeit	47	Schulden	104
Menge	49	Schwätzer	106
Menschenkenntniß	50	Schwelger	109
Mittel	52		

	Seite		Seite
Spaß	111	Verschwiegenheit	179
Spott	112	Versprechen	182
Stolz	115	Verstand,	185
Strenge	120	Unverständigkeit,	187
Studenten	122	und	
Tadelsucht	125	Scharfsinnn	190
Thier	127	Verwunderung	191
Titel	134	Voreiligkeit	193
Tod	136	Vorsichtigkeit	195
Trägheit	140	und	
Trauen	143	Uebereilen	198
Trunkenheit	145	Vorwand	201
Tugend	149	Vorwitz	203
Uebung	152	Wahrheit	206
Uebergabe	153	Weiber	207
Ungeschicklichkeit	155	Wissen	211
Unglück	158	Witz	212
Untreue	161	Zeit	214
Vaterlandsliebe	164	Zorn	217
Veränderung	168	Zufriedenheit	219
Verböth	172	Zwang	221
Verleumdung	174	Zwietracht	224
Verlegenheit	177		

Ende des zweiten Bändchens.

7734
165
359

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mayer, Thomas

Baierische Sprichwörter

München 1812

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/Mka 44
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11344390-6